This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Französische Geschichte

vornehmlich

im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold Ranke.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1852.

237. d. 22.

Französische Geschichte

vornehmlich

im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold Ranke.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1852.

237. d. 22.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

57. K. 22.

Ich wage es, ein Deutſcher, das Wort über die franzöſiſche Geſchichte zu ergreifen.

Große Völker und Staaten haben einen doppelten Beruf, einen nationalen und einen welthiſtoriſchen, und ſo bietet auch ihre Geſchichte eine zweifache Seite dar. Inwiefern ſie ein weſentliches Moment in der allgemeinen Entwickelung der Menſchheit bildet, oder in dieſelbe beherrſchend eingreift, erweckt ſie eine weit über die Schranken der Nationalität hinausreichende Wißbegierde und zieht die Aufmerkſamkeit und die Studien auch der Nichteingebornen auf ſich.

Vielleicht läßt ſich behaupten, daß der vornehmſte Unterſchied zwiſchen den griechiſchen Hiſtorikern, welche die Geſchichte des alten Roms in der Zeit ſeiner Blüthe und vollen Kraft behandelten, und den römiſchen ſelbſt, eben darin lag,

daß jene die welthiſtoriſche Seite ergriffen, dieſe die nationale Auffaſſung feſthielten und ausbildeten. Der Gegenſtand iſt derſelbe; durch die Geſichtspunkte unterſcheiden ſich die Schriftſteller, zuſammen unterrichten ſie die Nachwelt.

Unter den neueren Völkern hat aber keines einen mannigfaltigeren und anhaltenderen Einfluß auf die übrigen ausgeübt, als das franzöſiſche. Man hat wohl ſagen hören: die franzöſiſche Geſchichte, wenigſtens in den neueren Jahrhunderten, ſei ſchon die Geſchichte von Europa. Ich bin weit entfernt dieſe Meinung zu theilen. Von den vier andern großen Nationen der europäiſchen Culturwelt umgeben, hat ſich die franzöſiſche gegen die Anregungen, die ihr von dieſen kamen, keineswegs verſchloſſen. Literariſche und künſtleriſche Cultur empfing ſie aus Italien; den vornehmſten Begründern der Monarchie des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtand das Muſter von Spanien vor Augen; die Tendenzen der religiöſen Reform ſchloſſen ſich an Deutſchland, die der politiſchen an das Beiſpiel von England an.

Aber unläugbar iſt es doch, daß die allgemeinen Gährungen, wenigſtens des Continents, ſeit langer Zeit hauptſächlich in Frankreich entſprungen ſind. Mit den großen Problemen des Staats und der Kirche haben ſich die Franzoſen immer auf das lebendigſte beſchäftigt, und ſie mit eigenthümlichem Talent des Ausdrucks allen andern nahe gebracht; es iſt allezeit ihre Art geweſen, die freien Beſtrebungen der Geiſter, daß ich ſo ſage, zu centraliſiren, und der ergriffenen Theorie

eine praktiſche Anwendung zu geben. Und mit nichten allein im Reiche der Meinungen ſuchten ſie zu herrſchen. Von nationalem Selbſtgefühl fortgeriſſen, ehrgeizig und kriegsluſtig, haben ſie ihre Nachbarn unaufhörlich auch mit den Waffen in Athem gehalten, entweder aus ihren Syſtemen Anſprüche entwickelnd oder auch ohne dieß, bald angreifend, bald gegen wirkliche oder vermeinte Gefahren ſich vertheidigend, zuweilen Unterdrückte befreiend, noch öfter bemüht, Freie zu unterdrücken. Dann und wann ſind Epochen eingetreten, in welchen die nationale Geſchichte von Frankreich durch die Bedeutung deſſen, was ſich in ihr vollzog, und durch den Umfang der allgemeinen Einwirkung, die ſich daran knüpfte, an und für ſich einen univerſalhiſtoriſchen Charakter gewonnen hat.

Eine ſolche Epoche iſt die, welche ich in dieſem Buche zu vergegenwärtigen unternehme.

Geſtalten, wie König Franz I., Catharina Medici mit ihren Söhnen, Admiral Coligny und die beiden Guiſen, der große Bourbon Heinrich IV., Maria Medici ſelbſt, Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., gehören ſo gut der allgemeinen Geſchichte an, wie der franzöſiſchen. Alle dieſe Perſönlichkeiten, durch große und gute, oder auch durch entgegengeſetzte Eigenſchaften ausgezeichnet, empfingen doch ihr unterſcheidendes Gepräge durch ihre Beziehungen zu dem religiös-politiſchen Kampfe, der das ſechzehnte und das ſiebzehnte Jahrhundert allenthalben erfüllte. Es kam dabei nicht ſo ſehr auf den Gegenſatz der beiden Doctrinen an, denen innerhalb Frankreichs

weder auf der einen noch auf der andern Seite viel hinzugesetzt wurde, als auf das Verhältniß derselben zu dem Staate und den Parteien, die um die Herrschaft kämpften. In welche Lage gerieth oftmals, bestritten, beinahe überwältigt, weniger beschränkt als bedroht, die höchste Gewalt: bis sie sich endlich unter ungeheuren Anstrengungen befestigte, und das Königthum aus all den Stürmen in einer Machtfülle hervorging, mit der es in den romanisch-germanischen Nationen noch nie bekleidet gewesen war. Die Erscheinung der unumschränkten Monarchie an sich, die Nachahmung die sie hervorrief, ihre Ansprüche und Unternehmungen, sowie der Widerstand, den sie fand, machten sie lange Zeit zum Mittelpunkt der Bewegungen Europas und der Welt.

Unendlich viel ist von jeher über die Geschichte dieser Epoche geschrieben worden; zu eigentlichem Verständniß schien es mir nicht auszureichen. Die gleichzeitigen Schriften, in ihrer lebhaften Färbung, tragen das Gepräge des Augenblicks in dem sie entstanden sind; Gesichtspunkte der Partei oder der Einzelnen beherrschen sie großentheils. Von der historischen Tradition wie sie sich seit Mezeray gebildet hat, und wie sie zuletzt von Sismondi in erweiterter Ausführung vorgetragen worden ist, haben gelehrte Franzosen vorlängst bemerkt, auf wie wenig festem Boden sie beruhe; man hat sie an einzelnen Stellen durchbrochen, aber ist im Ganzen meistens darauf zurückgekommen. Um der Wahrheit der Thatsachen näher zu treten, waren mir die Publikationen urkundlichen Stoffes, welche in

den letzten Jahrzehnten in Frankreich zu Tage gefördert worden, so wie einige ältere in den Niederlanden oder in Italien erschienene, die bisher unbenutzt geblieben sind, von großem Werth. Vornehmlich aber konnte ich auch dießmal aus zahlreichen ungedruckten Dokumenten schöpfen. Es sind italienische Relationen, aus Rom und aus Venedig, die sich über den ganzen Zeitraum hin erstrecken, spanische und englische Correspondenzen aus einigen der wichtigsten Jahre, jene des sechzehnten, diese des siebzehnten Jahrhunderts; Briefe und Aufzeichnungen französischer Staatsmänner und Könige; Aktenstücke ständischer und parlamentarischer Verhandlungen; diplomatische Mittheilungen anderen mannigfachen Ursprungs, von denen vieles in seiner ganzen Ausdehnung vorgelegt zu werden verdiente. Allezeit boten sie mir willkommene Belehrung dar, nicht selten haben sie meine historische Ueberzeugung entschieden; ich behalte mir vor, ausführlicheren Bericht davon zu geben. Nicht allein in französischen oder englischen, sondern auch in italienischen, deutschen, belgischen Bibliotheken und Archiven fanden sie sich. Denn an dem was Alle betraf, nahmen auch Alle von jeher Antheil.

Doch nicht eine nach dem Muster alter und neuer Meister gleichmäßig ausgeführte Geschichte wollte oder konnte ich verfassen. Dazu würde ein in ungestörter Benutzung der Archive Frankreichs und seiner Nachbarlande zugebrachtes Leben gehören. Es war mir genug, wenn ich jenseit der gegenseitigen Anklagen der Zeitgenossen und der oft beschränkten Auffassung

Späterer, durch urſprüngliche und zuverläſſige Kunde zur Anſchauung des Objectiven der großen Thatſachen gelangt zu ſein glauben durfte. Bei dem Minderbedeutenden wenig verweilend, habe ich das welthiſtoriſch Wichtige um ſo ausführlicher zu erläutern geſucht.

Ich denke, auch ein hiſtoriſches Werk darf ſeine innere Regel aus der Abſicht des Verfaſſers und der Natur der Aufgabe entnehmen.

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

Frühere Epochen der französischen Geschichte . . 1—70

Erstes Capitel. Elemente der französischen Nation . . . 3
Zweites Capitel. Entstehung eines französischen Reiches . 20
Drittes Capitel. Epoche der englischen Kriege 44

Zweites Buch.

Politik und Krieg in der zweiten Hälfte des funfzehnten und der ersten des sechzehnten Jahrhunderts . . . . . 71—151

Franz I. 101
Heinrich II. und seine auswärtigen Verhältnisse 138

Drittes Buch.

Emporkommen kirchlicher Reformbestrebungen in Frankreich . . . . . 153—242

Erste Regungen einer kirchlichen Neuerung 156
Erinnerung an die Reformation in Genf 168
Letzte Zeiten Heinrichs II. 184
Staatsverwaltung des Cardinals Carl von Lothringen . . 199
Ständische und parlamentarische Berathungen 224

Viertes Buch.

Funfzehn Jahre religiösen Bürgerkrieges . . . 243—362

Erstes Capitel. Unruhen von 1562 und 1563 248
Zweites Capitel. Der allgemeine Religionskrieg in Frankreich 1567 bis 1570 264

Seite

Drittes Capitel. Gegensatz Coligny's und der Königin Mutter. — Bartholomäusnacht 296
Viertes Capitel. Uebergang der Regierung von Carl IX. auf Heinrich III. 338

Fünftes Buch.

Heinrich III. und die Ligue . . . . . 363—474

Heinrich III. und seine Regierung in den Friedensjahren . 367
Blick auf die Literatur 377
Verwickelung der auswärtigen Verhältnisse 386
Ursprung der Ligue 397
Erneuerter Hugenottenkrieg 411
Barrikaden 426
Die Stände von Blois 1588 447

Sechstes Buch.

Heinrich IV. im Kampf mit der Ligue . . . . . 475—580

Erstes Capitel. Erhebung Heinrichs IV. 477
Zweites Capitel. Feldzug von 1589 und 1590 496
Drittes Capitel. Uebergewicht der Spanier in Frankreich. Liguistisch-spanische Ideen 513
Viertes Capitel. Feldzug von 1591 und 1592. Ständeversammlung von 1593 535
Fünftes Capitel. Religionswechsel Heinrichs IV. 558

Erstes Buch.

Frühere Epochen der französischen Geschichte.

Erſtes Capitel.

Elemente der franzöſiſchen Nation.

Mancherlei Kriege giebt es und mancherlei Heldenruhm; das vornehmſte Lob gebührt denen, welche der Kultur der Menſchheit durch ſiegreiche Waffen neue Schauplätze eröffnet und die Barbarei an bedeutender Stelle überwältigt haben. Einen der größten Namen in dieſer Hinſicht, für das Abendland ohne Zweifel den größten von allen hat ſich Julius Cäſar erworben; man könnte keine Kriege nennen, die eine nachhaltigere und großartigere Wirkung für die Ausbreitung und Befeſtigung der allgemeinen Kultur der Welt gehabt hätten als ſeine Feldzüge im transalpiniſchen Gallien.

Es wird auffallen, wenn wir die Völkerſchaften, welche dieſen Boden inne hatten, iberiſchen und beſonders keltiſchen Stammes, unter der Bezeichnung Barbaren begreifen. In der That zeugen die Arbeiten ihrer Hände, welche aus ihren Gräbern an das Tageslicht kommen, von mannichfaltiger Kunſtfertigkeit; ſie beſaßen ſtädtiſche Anlagen und andere Anfänge der Geſellſchaft; über ihrem

Stammesleben breitete sich eine eigenthümliche Gedankenwelt aus, von der nur zu wünschen wäre, daß sie uns durch irgend ein authentisches Denkmal näher aufgeschlossen würde: aber zugleich finden sich in ihren Sitten Züge nicht sowohl von Rohheit als von Wildheit, die durch eine Religion, welche das Menschenopfer heiligt, und ein angestammtes Selbstgefühl, das alles neben sich verachtet, festgehalten, einen freien Antheil an der Kultur des menschlichen Geschlechts schwerlich hätte aufkommen lassen. Und was auf ethnographischem Standpunkt zweifelhaft sein mag, ist es nicht auf historischem. Die alten Kelten erschienen als die gefährlichsten Feinde der civilisirten Nationen, an deren Seite sie leben: Jahrhunderte lang haben sie dieselben mit Verderben bedroht. Ihr einziges Geschäft war der Krieg, den sie führten wie es ihnen ein angeborner Unternehmungstrieb an die Hand gab, durch keine Naturgrenzen aufgehalten, in großen Massen, mit unwiderstehlichem Andringen. Sie überflutheten das obere und mittlere Italien und eroberten Rom; sie warfen die noch unüberwundene Phalanx der Macedonier auseinander und führten die delphischen Tempelschätze nach Tolosa fort; der Schiffe, die ihnen den Uebergang nach Asien wehren sollten, bemächtigten sie sich, eben auf diesen gingen sie hinüber; eine Zeitlang war das alte Ilion ihre Burg. Es machte eine Lebensbedingung für die gebildeten Völker der alten Welt aus, sich dieser Feinde zu entledigen.

Nachdem dieß in langen schweren Kämpfen geschehen war, hat sie Julius Cäsar in ihrer Heimath aufgesucht und in jenen Feldzügen überwunden.

Dadurch endlich wurden die beiden großen Halbinseln

des Mittelmeers und die daranſtoßenden Eilande und Küſten, auf denen ſich die griechiſche und römiſche Bildung entfaltete, wenigſtens für einen langen Zeitraum vor aller Gefahr aus dem Innern des europäiſchen Continents her geſichert; aber zugleich wurden der Kultur ſelbſt in der Mitte deſſelben neue Wohnſitze bereitet; Völkerſchaften von unerſchöpflicher Lebenskraft, tapfer und ſinnreich, in ihren Kreis gezogen, ihren Ideen unterworfen. Erſt nach ihrer Niederlage fingen die Gallier an, das Land ihrer Heimath allenthalben anzubauen[1] und die Vortheile ſeiner geographiſchen Lage für friedliches Daſein zu genießen. Die Römer erfüllten es mit den großen Bauwerken, die ihre Anweſenheit überall bezeichnen, Amphitheatern, Thermen, Aquäducten, Heerſtraßen; dieſe, die das Land in verſchiedenen Richtungen durchzogen, waren faſt die Hauptſache, denn ſie brachten alles in unmittelbare Verbindung mit den Hauptſtätten der römiſchen Einwirkung: Lugdunum ward das transalpiniſche Rom. Man ſollte wünſchen, berechnen zu können, wie viel Menſchen lateiniſcher oder italieniſcher Herkunft ſich in dem Lande angeſiedelt haben mögen — die erſten Jahrhunderte waren mit einer coloniſirenden und civiliſirenden Thätigkeit erfüllt, die hier eine neue Welt hervorbrachte — aber kein Zweifel iſt, daß ſich die Eingebornen den Anziehenden mit freudigem Eifer anſchloſſen. Aus den Geſchlechtern und Stämmen, die das Land von jeher bewohnt hatten, und den Colonien der Ueberwinder, bildete ſich ein neues Volk, eine einzige große romaniſche Nation. Im zweiten

[1] Strabo IV, 1. 2. *νῦν δὲ ἀναγκάζονται γεωργεῖν, καταβέβληνται τὰ ὅπλα.*

Jahrhundert iſt Gallien die bevölkertſte, im vierten, wiewohl in der Tiefe ſich manche ungebrochene Volksthümlichkeit erhielt, eine der gebildetſten römiſchen Provinzen. Wo das eigenthümliche Talent der Eingebornen mit einem Zweige der lateiniſchen Kultur zuſammentraf, erhoben ſie ſich ſogleich zu einer bemerkenswerthen Ausbildung. Nirgends gab es eine Zeit lang beſſer beſuchte Schulen als in Gallien; geborne Römer lernten lateiniſche Beredtſamkeit im Sinne des Jahrhunderts an der Garonne. Das vornehmſte Moment der Umwandlung aber lag in der Religion. Man hat bemerkt, daß die Religion der galliſchen Druiden die einzige war, welche die Römer in ihrer Beſonderheit nicht duldeten; wenn man Altäre findet, auf denen die keltiſchen Götter zugleich mit den griechiſch-römiſchen abgebildet ſind, ſo erſcheinen ſie da nur noch als Idole ohne Bezug auf Nationalität und Verfaſſung; die Menſchenopfer mußten verſchwinden. Aber man dürfte dieß Verbot nicht bloß als eine Handlung der Politik anſehen. Kaiſer Claudius, der das Druidenweſen zerſtörte, war ohne es zu wiſſen ein Verbündeter der allgemeinen Religion der Menſchheit, die ſich eben damals an anderer Stelle zu erheben begann. Als ſich dann das Chriſtenthum in dem Widerſtreit der verſchiedenen Götzendienſte weiter Bahn machte, wurden auch die romaniſchen Gallier von ſeinen Lehren und den Fragen, die es anregte, auf das Lebendigſte ergriffen. Man hat es ſich dort zur Ehre gerechnet, daß das Haus der römiſchen Imperatoren, welches in dem Gegenſatz der Religionen die Entſcheidung zu Gunſten des Chriſtenthums gegeben hat, in Gallien ſeinen vornehmſten Sitz hatte; eben da, ſagt man, habe Conſtantin das Zeichen

des Christenthums an das Labarum geheftet. Doch dauerte es dann noch einige Zeit, bis auch das Volk sich bekehrte. Erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts erschien der pannonische Kriegsmann, der heilige Martin, der seine Person einsetzend vor den Augen des Volkes die Gegenstände seiner Anbetung umstürzte, die konischen Denkmale und heiligen Bäume der einheimischen, sowie die Tempel und Bildsäulen der römischen Götter — denn beide standen und fielen jetzt miteinander — und an ihrer Stelle christliche Kirchen errichtete. Er stiftete das große Münster in Tours, dem zahlreiche andere mönchische Institutionen im Innern des Landes und auf den benachbarten Inseln folgten, Pflanzschulen zugleich für theologische Studien und für den Kirchendienst; Bischöfe der Städte und Bekehrer des Landes gingen aus ihnen hervor. — So vollkommen waren die Gallier der römischen Welt einverleibt, dem Fortschritt und Verfall ihrer Kultur, dem Wechsel ihrer Religion.

Nothwendig mußten sie dann auch von den äußeren Schicksalen, welche das Reich erlebte, unmittelbar in aller Stärke mitbetroffen werden.

In den früheren Zeiten, wenn die Unterworfenen etwa einen Versuch der Empörung machten, hatte man ihnen gesagt, daß die römische Herrschaft die Feindseligkeiten der Nachbarn von ihnen abhalte, den allgemeinen Krieg der Nationen verhindere. Nach einigen Jahrhunderten aber besaß das Reich nicht mehr die Kraft, eine so stolze, die Gehorsamen schützende, die Feinde zurückweisende Stellung zu behaupten; die Grenzwälle hörten auf in den Gebieten der Nachbarn weiter vorzurücken und bald wurden sie von

denſelben überſchritten. Es war nur eine Auskunft für den Augenblick, daß germaniſche Volksheere in Dienſt genommen wurden, um die Grenze zu vertheidigen; mit Nothwendigkeit wurden ſie von der jenſeits derſelben fluthenden Bewegung einer noch halb nomadiſchen Welt berührt und fortgetrieben; zugleich in die Streitigkeiten der römiſchen Machthaber verwickelt nahmen ſie eine ſelbſtſtändige und feindſelige Richtung nach den innern Provinzen, ſo daß die früher mit aller Macht abgehaltenen Elemente zuletzt doch, gleich als könnte es nicht anders ſein, in die galliſch-römiſche Welt vordrangen.

Im ſüdlichen Gallien ſiedelten ſich die einſt zur Vertheidigung aufgenommenen Schaaren als Herren und Meiſter an. Die Burgundionen ließen ſich von den Oberhäuptern der römiſchen Provinzialen feſte Sitze in den ſequanenſiſchen und lugdunenſiſchen Bezirken bewilligen, und noch glaubt man die Spuren ihrer Anſiedlung in den Gebirgen zu unterſcheiden, während die Ebene und die Städte den alten Beſitzern blieben. — Im Zerwürfniß mit der höchſten Staatsgewalt, zuweilen verſucht, dieſe im Mittelpunkt des Reichs ſelbſt in die Hand zu nehmen, dann wieder davon abſtehend, ſtellten ſich die Weſtgothen im aquitaniſchen Gallien auf; die Verwirrung war bereits ſo groß, daß die Einrichtungen, welche ſie bei ihrer gewaltſamen Beſitznahme trafen, den Eingebornen doch noch lieber waren, als der Druck der Tribute, dem ſie bisher unterlagen.

Im nördlichen Gallien, wo ſich ſchon früher zuweilen ein Streben nach Unabhängigkeit bemerken ließ, war ſo eben über den Trümmern des zuſammenſtürzenden Reiches

eine sehr unregelmäßige Gewalt, in der sich, wenn wir nicht irren, schon der Einfluß germanischer Ideen zeigt, eine Art römisch-gallischen Königthums errichtet worden; allein der in den angestammten Sitten und Gedanken um vieles fester begründeten Macht der benachbarten und immer vordringenden fränkischen Könige war es nicht gewachsen; Chlodwig stürzte es um durch Eine Feldschlacht und bemächtigte sich seines Gebietes. Andere Bestandtheile der eingedrungenen Volkshaufen verschwanden wieder; beinahe ausschließend sehen wir die einst durch Cäsar vom gallischen Boden vertriebenen Germanen sich auf demselben einbürgern. Eine frühere Besitznahme wäre von geringer Bedeutung für die Weltgeschichte gewesen, da sie nur barbarische oder halbbarbarische Völker vereinigt hätte; die damalige bot die größte Aussicht dar, weil Gallien seitdem romanisirt worden und die Germanen nun mit der Kulturwelt in ein nicht wieder aufzulösendes Verhältniß traten.

Wenn wir fragen, was die Ueberwältigung einer gewissen Regel unterwarf und der zuweilen allmählig vordringenden, zuweilen gewaltsam daher stürmenden Völkerströmung Einhalt gebot: so war es allerdings auch die Idee des Reiches, die von den Germanen anerkannt wurde und in ihr Bewußtsein überging; sodann aber, und zwar noch bei weitem mehr die Religion in der Form der Kirche, wie sie sich in Gallien, ohne daß man genau sagen könnte, auf welche Weise es allenthalben geschehen ist, zu einem hierarchischen Körper gestaltet hatte.

Es ist ein vielleicht nicht von hohem geistigem Schwunge ausgegangenes Ereigniß, aber von unausdenkbarer historischer Wirksamkeit so für Gallien wie für die Welt

überhaupt, daß Chlodwig mit seinem Gefolge das Christenthum annahm.

Indem diese Kriegsgenossenschaft hierauf den Glauben unter den stammverwandten Franken und andern Germanen bis an den Rhein und über den Rhein ausbreitete, machte sie der uralten Feindseligkeit der germanischen Völker gegen Römer und Gallier ein Ende. Sonst möchte eine vollkommene Germanisirung, wie sie im Rheinthal, den Niederlanden und in Brittannien sich vollzog, auch an der Marne und Seine nicht verhindert worden sein. Die Religion glich, wie ihre Bestimmung ist, den schroffsten Gegensatz der Nationalitäten aus; die Franken konnten die Stätten, wo sie anbeteten, nicht mehr zerstören wollen. Vielmehr schlossen sie sich ihren Bekehrern auch in der besondern Form des Glaubens und des Dienstes, welche diese ihnen überlieferten, mit frischem Eifer an. Noch war der Streit zwischen dem katholischen und dem arianischen Bekenntniß nicht ausgefochten; das letztere, zu dem sich Westgothen und Burgunder hielten, erlangte durch die Einwanderung dieser Völker eine neue Macht in Gallien, zum tiefsten Mißvergnügen der rechtgläubigen Bischöfe. Aber eben bei den Franken, mit denen manche von ihnen schon lange in Verbindung standen, fanden sie Hülfe. Der heilige Remigius, der Chlodwig und sein Volk zu Rheims in die Kirche aufgenommen hat, war nicht nur als ein Zerstörer der Götzenbilder, sondern auch als ein glücklicher Streiter gegen die Arianer berühmt. Der Ehrgeiz des fränkischen Heerkönigs und der Religionseifer der romanischen Bischöfe traten in den engsten Bund. Unterstützt von der Bevölkerung des Landes warfen Chlodwig und seine Söhne die

Macht der germaniſchen Könige, welche Arianer waren, in Gallien nieder, und blieben Meiſter in allen Provinzen, ſo wie ſie ihre Herrſchaft weit nach dem innern Germanien hin ausdehnten. Sie vollzogen, was das römiſche Reich nicht mehr vermocht hatte, ſie wehrten den Andrang des coloniſirenden Germanenthums von Gallien ab und bezwangen im Innern die abweichenden Sekten. Die Eroberer beſchützten die romaniſche Nationalität und die Einheit der katholiſchen Kirche. Als dem römiſchen Reiche ſeine Waffen verſagten, ward der allgemeine Ruin durch die bekehrten Barbaren verhütet.

Wie mancher von den blondgelockten Königen erſchien gleichſam als ein Prieſter Gottes und wollte ſo erſcheinen. Wenn ſie ihre Schätze der Kirche zuwandten, ſo lag ihnen ohne Zweifel daran, die Pracht des äußern Dienſtes zu vermehren; aber zugleich hatte ihre Freigebigkeit auch eine Beziehung auf das beſiegte Volk. Die Schriftſteller der Zeit bezeichnen es als den vornehmſten Beweggrund zu den Schenkungen an die Kirche, daß ſie genug haben müſſe, um freigebig zu ſein, damit diejenigen, welche nichts beſitzen, doch etwas beſitzen; und man kennt die Satzung des Concils von Orleans, nach welcher der Ertrag der von dem König geſchenkten Ländereien auch zur Ernährung der Armen und zum Loskauf der Gefangenen beſtimmt ſein ſoll. Die Kirche brachte die niederſte, bisher ganz verabſäumte Klaſſe der Bevölkerung und ihr Bedürfniß mit dem Sieger in Beziehung.

Ueberhaupt lag eine abſichtliche und ſyſtematiſche Zerſtörung der römiſchen Welt außerhalb der Möglichkeit der Dinge. Romanen waren im unmittelbaren Dienſte der

Könige; sie erscheinen fortwährend fast als die reichsten Besitzer, die Vornehmsten des Landes. Der Gehorsam und die Pflicht der Unterthanen wurde von den fränkischen Königen in Anspruch genommen, wie von den römischen Imperatoren; das alte Finanzsystem so viel möglich aufrecht erhalten, die alte Steueranlage sowohl auf Grund und Boden als auf die Personen, was ein Fortbestehen der früheren Zustände im allgemeinen in sich schließt; hören wir doch, daß die Spiele des Circus unter den merowingischen Königen erneuert werden. Man glaubte noch in dem alten Reiche zu leben, die römischen Majestätsgesetze wurden in Anwendung gebracht. Aber zugleich war doch eine Veränderung ohne Gleichen, wie in den Zuständen, so in den Gedanken der Menschen eingetreten. Ihre Summe kann man darin sehen, wenn anders überhaupt große Veränderungen durch wenige Worte zu bezeichnen sind, daß die öffentliche Gewalt als ein persönlicher, durch Vererbung und Vergabung zu übertragender und theilbarer Besitz betrachtet wird. Dem alten Volkskönig steht ein unbedingtes Erbrecht zu; von einer Wahl, einer Theilnahme des Volkes oder der Großen an seiner Erhebung ist in gewöhnlichen Fällen nicht die Rede. Ihm sind die öffentlichen Beamten zu persönlicher Treue verpflichtet, Romanen so gut wie Germanen; er besoldet sie durch Verleihung des königlichen Gutes; an den Palast knüpft sich die Regierung; der Vorsteher des königlichen Hauses ist der oberste Reichsbeamte. Indem nun aber das Amt und die damit verbundene Vergabung auch wieder als persönlicher und unwiderruflicher Besitz erscheint, gewinnt alles eine Tendenz der Unabhängigkeit und Eigenmacht. Bald hören wir die Könige klagen,

die einen, daß alle ihre Ehre an die Bischöfe der Städte übergegangen sei, die andern, daß die weltlichen Fürsten ihnen Gut und Macht entziehen. Sie sehen sich von selbstständigen Magnaten umgeben, die für den Antheil, den sie an der Errichtung des neuen Reiches genommen haben mögen, einen Mitgenuß der Macht in Anspruch nehmen. Das Princip der persönlichen Gewalt, nach dem sie einmal auf andere übertragen worden, lehnt sich gegen den Fürsten auf, der sie im Ganzen als sein Eigenthum betrachtet. Es ist beinahe als ob der alte gallische Geist der Clientel unter Stammesführern und der Unterwürfigkeit unter die Priester, welcher der römischen Herrschaft gegenüber verschwunden war, aus der Tiefe wieder hervortauchte, und sich in dieser Macht der Bischöfe und der Großen erneuerte; — auch die einheimischen Volksthümlichkeiten erscheinen wieder.

Allerdings gewann Gallien unter den Nachfolgern Chlodwigs eine bei weitem größere Mannichfaltigkeit des Lebens als es unter den Römern gezeigt hatte; allenthalben regten sich freie Kräfte und erwuchsen in den durch die Dynastie zugleich zusammengehaltenen und getrennten Theilfürstenthümern zu besonderen Gestaltungen; aber damit entfernte sich auch alles von dem Zusammenhang und von der Unterordnung, ohne welche sich ein Staat nicht denken läßt; die Gewaltsamkeit, mit der die Könige sich von Zeit zu Zeit geltend zu machen suchten, brachte nur ihre Schwäche an den Tag, und bald war es zweifelhaft, ob dieses fränkische Königreich sich würde behaupten können.

Denn noch ganz andere Weltmächte gab es, besser geschlossen, oder auf einer freieren Bewegung der männlichen

Tapferkeit beruhend, welche die Erde als einen freien Boden zur Erkämpfung der Herrschaft ansahen.

Aus den Wüsten Arabiens hervorgebrochen, wälzte sich die Macht der Nachfolger Mohammeds mit unwiderstehlichen Waffen daher, überwältigte das römisch-griechische Syrien, Egypten, Afrika, warf das vorliegende germanische Königreich in Spanien in raschem Anlauf über den Haufen, und faßte bereits im Bunde mit den Eingebornen diesseit der Pyrenäen Fuß. Wie ließ sich erwarten, daß die an Thatkraft verkommenen, durch innere Parteiung gelähmten Merowinger diesen Sturm bestehen würden? In Gallien schien es gehen zu müssen, wie es in Spanien gegangen war.

Es ist das Verdienst des Hauses, das man später das Carolingische nannte, an der Spitze seines austrasischen Kriegsgefolges diesen mit den äußersten Verderben bedrohenden Angriffen Widerstand geleistet, die fränkisch-christliche Welt vor denselben errettet zu haben. Jede Gewalt, die sich erheben will, muß sich auf ein großes Verdienst gründen; jedes große Verdienst gewährt Autorität und Macht. Dieser Vertheidigung verdanken die Carolinger ihr Emporkommen zur königlichen Würde; die Reihe der Schwächlinge verschwand, wie von selbst, vor einer Succession großer Männer.

Auch die Carolinger waren im Bunde mit der Kirche, nicht jedoch mit der gallikanischen, die damals nur hauptsächlich auf Vermehrung ihres Güterbesitzes und eine unabhängige Stellung bedacht war — dieser legten sie vielmehr die härtesten Pflichten des Gehorsams auf — sondern mit der allgemeinen Kirche des Abendlandes, die sich so eben von der morgenländischen losriß, und von der Gefahr, mit

welcher der Islam den christlichen Namen bedrohte, einen vollkommenen Begriff hatte; in dem einen und dem andern dieser Verhältnisse bedurfte sie der Hülfe dieses mächtigen Geschlechtes und war ihm dankbar dafür; auf den siegreichen Waffen nicht allein, sondern auch auf der Sanktion der Kirche beruht seine Macht.

In diesen Kämpfen erhielt das fränkische Gallien einen neuen Zusatz germanischer Kräfte durch die Kriegsschaaren, welche hauptsächlich die Schlachten lieferten, und dann zur Abwehr der Feinde und Erhaltung des Gehorsams angesiedelt wurden. Alles gewann eine größere und strengere Gestalt; die Verbindung mit Deutschland gab einen kriegerischen, die Verbindung mit Italien einen geistigen und wissenschaftlichen Antrieb; jedermann wurde inne, mit seinem Willen oder wider denselben, daß er zu einem umfassenden religiösen und politischen Ganzen, dem wieder hergestellten Kaiserthum gehörte, dem er mit seiner ganzen Persönlichkeit verpflichtet war. Abermals, wie vor Zeiten, war der Krieg das einzige Geschäft; aber nicht mehr von freiem Gutdünken der Völkerschaften und ihrer Häupter hing er ab, er bedrohte die Kultur nicht mehr; in dem Begriff desselben durchdrang sich die Vertheidigung der Religion und die Erweiterung eines großen Reiches; eine alles umfassende, unbedingten Gehorsam erheischende Organisation war darauf gegründet.

So wohl geordnet aber auch das Kaiserthum der Carolinger erschien, so fehlte es ihm doch eigentlich an dem Schlußstein seiner Verfassung: die Frage über die Fortsetzung der Gewalt in dem herrschenden Hause war nicht erledigt. Und wie mächtig das Reich auch sein mochte, so

war es doch nicht mächtig genug; auf dem Festlande hatte es alle Feinde bezwungen und hinter wohl befestigten Marken zunächst nichts zu fürchten; aber es mangelte ihm die Hälfte aller Macht, die Seemacht.

Es ist zuweilen als ob ganze Generationen mit Blindheit geschlagen wären; indem sie untereinander streiten, bahnen sie dem gemeinschaftlichen Feinde den Weg. Während die Nachfolger Carls des Großen sich über die Vererbung des Reiches entzweiten, die Völker wieder auseinander traten, der gewaltige Heerbann sich trennte, die mächtigen Männer des Reiches verschiedene Parteien ergriffen, und ein Kampf entbrannte, der alle Aufmerksamkeit und Kraft beschäftigte, ergossen sich die seebeherrschenden Germanen des Nordens, in denen das zurückgedrängte Heidenthum noch einmal seine ganze Energie gesammelt hatte, über alle Küstenländer des Reiches, vom Ausfluß der Elbe bis zum Ausfluß der Garonne.

Was den westlichen Provinzen an sich einen geographischen Vortheil über die östlichen, den französischen über die deutschen giebt, ist der mannigfaltigere Lauf der Flüsse, die das Land in verschiedenen Richtungen mit der See in Verbindung halten; aber daraus entsprang ihnen jetzt auch die größere Gefahr. Die Normannen nahmen die Mündungen und Inseln der Ströme, die benachbarten Ufer in Besitz; die Somme führte sie nach Amiens, die Seine vor Paris, die Loire bis Tours und Amboise, die Garonne bis vor Toulouse; das Land zwischen den Flüssen war weit und breit wüste gelegt; hie und da fielen die Eingebornen vom Christenthum ab und gesellten sich ihnen zu.

Die Carolinger vermochten diesem Unheil nicht Einhalt

zu thun. Die deutſchen Länder, auf denen ihre Macht beruhte, waren kaum im Stande ſich ſelbſt vor ähnlichen Anfällen zu retten, beſaßen aber weder die Kräfte noch die zuſammenhaltenden Einrichtungen, die dazu gehört hätten, um auch den entfernteren Nachbarn ausreichende Hülfe zu leiſten. Noch einmal vereinigte ſich die allgemeine Gewalt in Einer Hand: aber dieſe war die allerunfähigſte. Man kann es als den letzten Akt der unbeſtrittenen carolingiſchen Herrſchaft anſehen, daß Carl, genannt der Dicke, nachdem er mit einem großen Heer von beiden Zungen, der deutſchen und der lateiniſchen, vor Paris den vereinigten Normannen gegenüber geſtanden, es nicht wagte, mit denſelben zu ſchlagen, ſondern ihnen einen höher zurückliegenden Landſtrich für den Winter überließ, und ſich außerdem zu einer anſehnlichen Geldzahlung anheiſchig machte. [1]

Endlich war es nicht anders, die Normannen mußten in das Reich aufgenommen oder vielmehr in ihrer eigenmächtig begonnenen Anſiedelung anerkannt werden, unter der Bedingung, wie es in einer Urkunde heißt: daß ſie nun das Reich beſchützen ſollten. Auch ſie wurden Chriſten, und bald übertrafen ſie an Eifer alle anderen. Auf dieſer Bekehrung mehr als auf jenem Verſprechen beruhte der Schutz, den ſie dann allerdings dem Reiche gegen jeden weitern Angriff heidniſcher Seekönige gewährten.

Wie wirkſam und für die Weltgeſtaltung entſcheidend erſcheint auch in dieſen Ereigniſſen der Begriff der Religion.

[1] Abbo de bellis Paris. 1. II, 338 deutlicher als die Annaliſten: annuiturque ferís licitum Senones adeundi etc. was zuſammenſtimmt mit den Annales Sancti Columbae Senonensis bei dem Jahr 886 2 Kal. Dec. ascenderunt Nortmanni Sennis a Parisius etc.

Die gesammte Entwicklung des Abendlandes hängt davon ab, daß Gallien nicht ebenfalls unter die Herrschaft der Saracenen gerieth, welche Spanien so manches Jahrhundert hat ertragen müssen. Diejenigen Feinde aber, die man mit keiner Gewalt zurückschlagen konnte, wurden durch die Bekehrung gewonnen, und traten in die Gemeinschaft der Kirche, die wenigstens eine bedingte Erhaltung des Staates nothwendig machte, und deren Einfluß mit dem Glauben auch das Bedürfniß des Friedens über die entfernten Stammesgenossen ausbreitete. Was Grenzwälle und Meere nicht mehr gewährten, verschaffte die Religion: ein Gebiet der Sicherheit. So weit das die Weltgeschicke betrachtende Auge reicht, nimmt es nichts mehr wahr, was dem in Gallien bestehenden Wesen von Grund aus entgegengesetzt, ihm hätte verderblich werden können.

Merkwürdig aber, wie mannigfaltige Volkselemente in Folge dieser Ereignisse nun in Gallien zusammentrafen.

Der Grundstamm über den ganzen Boden des Landes hin blieb die romanisirte Bevölkerung: in Sprache, Erinnerungen, einzelnen Instituten der italienischen und der unter der fremden Botmäßigkeit sich erhaltenden spanischen nahe verwandt. Neben ihr erscheinen jene Ueberreste der alten Stämme, des keltischen in den Britonen, die durch Zuzüge aus Altbrittannien verstärkt sich darin gefielen, aller Gesetze und Unterordnung zu spotten; des iberischen in den Basken, die eine immer zweifelhafte Unterwürfigkeit von Zeit zu Zeit mit heftigen Feindseligkeiten unterbrachen. Dagegen hatten sich die germanischen Einwanderer den Ideen von Kirche und Staat lebendig angeschlossen. Noch konnte man meistens ihre Herkunft unterscheiden, die Gothen selbst

erneuerten ihren Stamm und Namen an den Grenzen der ſpaniſchen Mark. Am innigſten durchdrangen ſich fränkiſche und romaniſche Elemente an der mittleren Seine, wo die merowingiſchen Könige beſonders gern verweilt hatten, und ſich jetzt um Paris her ein mächtiges Herzogthum unter dem Namen Francien bildete; nur allmählig riſſen ſich die latiniſirten Franken von den deutſchen los, mit denen ſie durch Sitte, Denkweiſe und die Grundlage ihrer Einrichtungen zuſammenhingen. Endlich waren die Normannen eingedrungen und hatten dieſe franzöſiſchen Küſten mit dem hohen Norden in Verbindung geſetzt.

Die Urbevölkerung des europäiſchen Weſtens, die romaniſche Welt, welche noch immer einen ſo großen Theil deſſelben inne hatte, und die germaniſche, welche die Weltherrſchaft zu Lande und zur See an ſich gebracht, begegneten ſich auf dieſem Boden, innerhalb dieſer Grenzen.

Die Geſchichte der Völkerbildungen hat etwas von der Geſchichte der Erde, ſie trägt, wenn man ſo ſagen darf, einen geologiſchen Charakter an ſich; man unterſcheidet die Formationen der verſchiedenen Bildungsepochen. Aber in der Geſchichte der Menſchen und der Völker gibt es nichts Unbelebtes, namentlich wirkt alles, was in gemeinſchaftliche Grenzen eingeſchloſſen iſt, unaufhörlich auf einander und ſtrebt nach einer organiſchen Verbindung zu einem Ganzen. Die Aufmerkſamkeit der Hiſtorie richtet ſich nun darauf, wie dieſe Menſchen ſo mannigfaltiger Herkunft mit einander leben und ſich unter einander vereinigen.

Zweites Capitel.

Entstehung eines französischen Reiches.

Noch hatte Gallien niemals ein besonderes politisches Ganze ausgemacht.

Die alten Landeseinwohner gehörten verschiedenen Stämmen an; die Völkerschaften selbst, aus denen sich diese zusammensetzten, standen in zweifelhafter Verbindung mit einander. Die Römer vereinigten sie alle, machten sie aber zu einer Provinz des großen Weltreiches, das sich über Morgenland und Abendland erstreckte. Wenn das merowingische Königthum im Lande selbst emporkam, so vermochte es doch nicht, eine haltbare Vereinigung zu Stande zu bringen; es umfaßte überdieß einen großen Theil von Germanien, von wo es ursprünglich ausgegangen war. Hauptsächlich auf diesen germanischen Bestandtheil war die carolingische Monarchie gegründet; aber deren Tendenz war noch bei weitem mehr eine allgemeine, sie schloß den Gedanken der Wiederherstellung des römischen Reichs im Abendlande in sich ein.

Wohl zeigte sich im neunten Jahrhundert, daß sich die Einheit dieses Reiches schwerlich behaupten werde. Wenn einst die Siege über die Saracenen eine der vornehmsten Grundlagen der Herrschaft der Carolinger gewesen waren, so mußte es dieselbe auf das tiefste erschüttern, daß sie gegen die Normannen keine Hülfe leisten konnten. Doch folgte daraus noch nicht die Entstehung einer andern Gallien umfassenden Staatsgewalt. Die mannigfaltige

Zuſammenſetzung der verſchiedenen Provinzen hätte auch zur Errichtung eben ſo vieler unabhängiger Herrſchaften führen können.

Das erſte Moment, von welchem eine neue und umfaſſende Bildung ausging, lag darin, daß unter der Einwirkung des alten germaniſchen Erbrechts der Begriff eines beſonderen weſtfränkiſchen Königreichs neben dem Kaiſerthum entſprungen und dann von Zeit zu Zeit verwirklicht worden war. Die Grenzen waren längſt beſtimmt, die es von dem oſtfränkiſch-deutſchen Reiche ſchieden, zu dem damals das Lothringiſche und das Kaiſerthum gehörten. Wie mächtig auch die Herzoge und großen Lehenträger ſein mochten, welche Meiſter der Provinzen waren, ſo konnten ſie doch ein ſolches Königthum nicht entbehren; denn in demſelben vereinigte ſich zuletzt alle geſetzliche Gewalt, wie ſie von den Römern auf die Merowinger und von dieſen auf die Carolinger übergegangen war; jeder einzelne leitete ſeine Macht von einer Uebertragung oder Anerkennung durch das Königthum her. Sie brauchten einen König, oder ein jeder hätte ſich ſelbſt zum König, ja zum Kaiſer erklären müſſen.

Gleich in jenem Augenblick, als die Kriegsmacht der Carolinger ſich gegen die Normannen ſo unkräftig erwies, und auch alle andern Länder mehr oder minder offen und rückhaltlos von ihr abwichen, machten einige weſtfränkiſche Große, Laien und namentlich Geiſtliche, die durch ihre Weihe das Recht der Geburt erſetzen zu können meinten, einen Verſuch, an die Stelle der Carolinger ein einheimiſches Geſchlecht zu erheben.

Es war ein Geſchlecht, das, wie es ſcheint, noch nicht

lange aus Deutſchland eingewandert [1], ſich durch verwandtſchaftliche Verbindung mit dem königlichen Hauſe, tapfere Kriegsthaten und große Beſitzungen zu einem vorherrſchenden Anſehen aufſchwang. Man könnte nicht ſagen, daß es Heroen hervorgebracht hätte, wie Carl Martell oder Pipin der König oder Carl der Große geweſen ſind, auf deren Thun und Laſſen das Schickſal der Welt beruhte; aber es zeugte hochbegabte und heldenmüthige Männer, welche im Getümmel eines verwüſtenden Krieges Länder, Städte und Kirchen vor der Zerſtörung ſchützten.

Ihr Stammvater in Frankreich iſt Robert, genannt der Tapfere, von Anjou, der in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts das Beſte gegen die Normannen gethan hat. Ein geiſtlicher Chroniſt, der keine erhabenere Erinnerung kennt, vergleicht ſeine Thaten mit denen des Judas Maccabäus für ſein Volk und für ſeinen Glauben; ſeinen Tod, mitten im heldenmüthigſten Kampfe, hielt man für ein Zeichen des göttlichen Zornes über das Land. Bei der Vertheidigung von Paris trug deſſen Sohn Odo das größte Lob davon. Beſonders rühmt man an ihm den ermuthigenden Einfluß ſeiner Gegenwart auf erſchöpfte Kriegsleute, die glückliche Gabe perſönlicher Ueberlegenheit, die

[1] Die genealogiſche Combination, durch welche der Mannsſtamm des Geſchlechts an die Carolinger geknüpft wird, läßt ſich nicht behaupten. Wenn die älteren Genealogen den ſächſiſchen Urſprung verwarfen, ſo geſchah es hauptſächlich, weil ſie denſelben erſt bei Aimoinus und vollends für den Namen Wittekind keinen andern Gewährsmann fanden, als den Verfaſſer des Chronicon Urspergense. (Vergl. Le Gendre: des antiquités de la maison de France p. 49.) Dieſe Einwendungen heben ſich aber, da wir jetzt in einem Autor des zehnten Jahrhunderts, Richer, dieſelbe Ueberlieferung authentiſch finden.

Unruhen ſeiner Mannen zu ſtillen; im rechten Moment weiß er ſie alle um ſich zu ſammeln und ſchlägt Zehntauſende mit Tauſenden. Dieſen Odo erwählen die Weſtfranken, in der dringendſten Gefahr eines Führers bedürftig, zu ihrem König.

Nicht ſo leicht aber werden in Europa, auch nicht in den gewaltſamſten Zeiten, alte Dynaſtien geſtürzt, neue erhoben. Odo vermochte nicht die Kräfte des geſammten Landes zu vereinigen, noch des Feindes, wie oft und tapfer er mit ihm ſchlug, Herr zu werden. Nach ihm wurden die Carolinger nochmals anerkannt.

Dann folgte eine Zeit, in welcher dieſe Robertiner, denn ſo dürfte man ſie nennen, im Beſitze des Herzogthums France und anderer Landſchaften, die Nachkommen Carls des Großen zuweilen bekämpften, zuweilen beförderten und unterſtützten; überaus mächtig aber blieben ſie immer; es gab ſchon zwei rivaliſirende Gewalten in Frankreich. Der Neffe Odo's, Sohn eines Robert, der ebenfalls die Krone getragen, Hugo der Große, von Gottes Gnaden Herzog der Franken, wie er ſich nennt, Herzog der geſammten Gallier oder Herzog ſchlechthin, wie ihn andere bezeichnen, ward nur durch eine eigenthümliche religiöſe Scheu zurückgehalten, die Krone auf ſein Haupt zu ſetzen. Von ſeinem Sohne Hugo, genannt Capet, konnte bereits das verhängnißvolle Wort wiederholt werden: er ſei König in Wahrheit; der Carolinger, König Lothar ſei es nur dem Namen nach.

Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß die Carolinger ganz in dem Falle geweſen wären, wie einſt die Merowinger. Die Carolinger hatten die Summe der Gewalt

nicht wie dieſe an eine ihre Stelle vertretende neue Autorität übertragen: ſie hielten noch alle ihre Anſprüche feſt; an Thatkraft waren ſie mit nichten ſo ganz herabgekommen; ſie unternahmen eher zu viel, als zu wenig, wie unter anderem ihr ſchlecht angelegter Verſuch, die normanniſche Herrſchaft wieder zu vernichten, beweist.

Gerade die Verbindung von perſönlichem Ehrgeiz und unermeßlichen Anſprüchen, einer Anzahl von großen Herren gegenüber, welche das Land beſaßen, wurde ihnen, in dem Augenblick eines Zuſammentreffens von ungünſtigen Umſtänden, auf immer verderblich.

König Lothar war geſtorben, bald nach ihm auch ſein Sohn Ludwig, der, wenn das Wort einen moraliſchen Tadel begründen ſoll, ſehr mit Unrecht Faineant genannt worden iſt, denn er kam um (in Folge eines Sturzes mit dem Pferde) noch ehe er etwas hatte unternehmen können; der Erbanſpruch gelangte an ſeinen Oheim, Carl, der damals im oſtfränkiſchen Reich, unter den Kaiſern aus dem ſächſiſchen Hauſe, das Herzogthum Niederlothringen verwaltete. Bei der Thronbeſteigung Lothars war man inſofern von dem frühern carolingiſchen Gebrauche abgewichen, daß man nicht auch Carln einen Antheil an den Ueberbleibſeln der Beſitzungen und der Macht ſeiner Väter gewährt hatte; die Frage war jetzt, ob man ihn, den Ausgeſchloſſenen und Beleidigten, auf den Thron berufen ſollte. Dagegen wurden nun in der Verſammlung der franzöſiſchen Großen, unmittelbar nach dem Tode des jungen Ludwig, mannigfaltige Einwendungen erhoben. Herzog Carl, ſagte man, ſei Vaſall der deutſchen Kaiſer und mit einer nicht ebenbürtigen Gemahlin verheirathet, welche die mächtigen Großen unmöglich

als Königin verehren könnten; er ſei von gewaltſamer Geſinnung und von einer Rotte umgeben, die nur nach Verbrechen dürſte; er ſei der Krone nicht werth und würde das Land unglücklich machen, wenn man ihn wähle. Und mußte man nicht in der That beſorgen, er werde mit einem perſönlich ergebenen, zu jeder Gewaltthätigkeit aufgelegten Kriegsgefolge die unbeſtimmten und mehr thatſächlich als geſetzlich beſchränkten Rechte der Carolinger in aller ihrer Fülle herſtellen wollen? Vornehmlich war der Erzbiſchof Adalbero von Rheims, der von dem letzten König perſönlich bedroht und ſo eben durch Herzog Hugo von France von aller Verantwortung befreit worden, wie denn ohnehin die Tendenz der geiſtlichen Führer mehr auf Wahl und Weihe als auf das Erbrecht gerichtet war, gegen die Berufung Carls; er führte vor den verſammelten Großen aus, daß die Geſetze des Erbrechts nicht unbedingt verpflichtende ſeien. Er hat ſich dabei, was für das zehnte Jahrhundert doppelt bemerkenswerth iſt, auf den Wechſel der Imperatoren im alten römiſchen Reich berufen. Wieß man aber den Erbberechtigten zurück, auf wen konnte man ſein Auge richten, als auf den Beſitzer der bedeutendſten Macht? Adalbero empfahl den Verſammelten Hugo Capet, ſeinen Freund, der für niemand gefährlich ſei und die Erhaltung der erworbenen Rechte Aller, ſo wie des Staates ſich angelegen ſein laſſen werde.[1] Unter Hugo's Vorfahren zählte

[1] Rede des Erzbiſchofs Adalbero von Rheims bei Richer IV. 11. »Legimus, clarissimi generis imperatoribus — alios modo pares, modo impares successisse. Promovete ducem, actu nobilitatum, copiis clarissimum, quem non solum reipublicae sed et privatarum rerum tutorem invenietis.«

man ſchon mehr als einen König; er ſelbſt ſtand mit den vorwaltenden Magnaten in perſönlich gutem Verhältniß; der Beſitz einiger großen Abteien gab ihm zugleich ein kirchliches Anſehen; nicht zurückgehalten durch Bedenken, wie ſie ſein Vater gehegt hatte, nahm er die Krone an, die man ihm anbot, und brachte dann durch förmliche Eroberung die Ueberreſte der carolingiſchen Beſitzungen in ſeine Hand. Dabei war jedoch nicht die Meinung, Frankreich in ein Wahlreich zu verwandeln. Man zog vielmehr in Betracht, daß dieß unverzüglich in die größten Verlegenheiten und Verwirrungen führen könne. Denn wie dann, wenn bei einem Kriegszug, wie man denn eben mit einem ſolchen beſchäftigt war, der neugewählte König umkomme? Das Heer werde dann nicht wiſſen, wem es zu folgen habe; zwiſchen den Großen werde Streit ausbrechen und das Reich in Gefahr gerathen. Nach einigem Widerſpruch des Erzbiſchofs ward noch in demſelben Jahre dem erwählten König ſein Sohn als Nachfolger zur Seite geſetzt. [1]

So ward das Reich der weſtlichen Franken in den bereits beſtimmten Grenzen „von der Maas bis zum Ocean" an ein neues Geſchlecht übertragen. Die verſchiedenartigſten Motive wirkten dabei zuſammen: die faktiſche Macht dieſes Hauſes und ſeine Vergangenheit; die enge Verbindung Hugo's mit dem leitenden Großwürdenträger der Kirche; die Analogie ſeiner Gewalt, die zugleich eine herzogliche blieb, mit den andern; hauptſächlich die Sicherheit der beſtehenden Zuſtände, welche er zunächſt erwarten ließ.

[1] Hugo drang darauf »ut heredem certum in regno relinqueret.« Richer IV, 12.

Wenn die Anſprüche eines Fürſten ausgeſchloſſen wurden, der dem deutſchen Reiche angehörte, und ſeine Streitkräfte aus einer Provinz deſſelben gezogen haben würde, ſo lag darin mit nichten eine Feindſeligkeit gegen die deutſchen Kaiſer — dieſen wäre vielmehr eine kräftige Wiederherſtellung einer carolingiſchen Regierung ſelbſt gefährlich geweſen —; aber eine weitere Emancipation von dem Zuſammenhang mit Germanien darf man allerdings darin erkennen. Das weſtliche Reich gelangte zu einer vollen Selbſtſtändigkeit, als nun ein Geſchlecht in den Beſitz des Thrones kam, das in demſelben ſeine Wurzel hatte, und keine Berechtigung noch Hülfsquellen außerhalb ſeiner Grenzen beſaß. Der Wechſel der Dynaſtien ſchloß eine Veränderung der ganzen Stellung in ſich ein.

Die Carolinger, wie beſchränkt auch immer durch Ereigniſſe und Thatſachen, beſaßen doch durch ihren Urſprung und die alte Sanktion der Kirche einen allgemeinen Anſpruch an die abendländiſchen Reiche; auch auf Deutſchland und das Kaiſerthum; und nicht minder auf unbedingten Gehorſam im weſtlichen Franken. Die Capetinger, wie man die Robertiner ſpäter nannte, konnten nur einen ausſchließend weſtfränkiſchen Anſpruch erheben, und hier beruhte dieſer auf der Hingebung der Großen. Den Vätern mußten die Söhne nicht anders als es im Reiche der Deutſchen geſchah, durch freien Beſchluß zugeſellt werden.

Es war keine neugegründete Gewalt, die ihnen da übertragen worden wäre, ſondern die im Laufe der Jahrhunderte gebildete, die alte weſtfränkiſche Krone, brachten ſie an ſich, aber durch die Art der Uebertragung nothwendig beſchränkt, und an die Beiſtimmung der Großen

gebunden.[1] Lange Zeit erſchien das neue Königthum als eine wenig eingreifende, nur eben die verſchiedenen Landſchaften durch das Band des Lehens zuſammenhaltende Oberherrlichkeit.

Wollte man die Geſchichte der Nation verfolgen, ſo müßte man ſie hauptſächlich in den Gebieten der großen Vaſallen aufſuchen, die den König über ſich geſetzt hatten; wie da die perſönlichen Unterſcheidungen, welche auf der nationalen Herkunft beruhten, nach und nach verſchwanden, dagegen die provinzialen Beſonderheiten nach der Landesart und der eigenthümlichen Miſchung des Blutes ſich erhoben, die Sprache in zwei nahe verwandten und doch ſehr verſchiedenen Idiomen ſich ausbildete, die ritterliche Kultur emporkam, und an den Höfen der großen Vaſallen in Normandie, Champagne, Bourgogne und Flandern, ſowie im Süden zu Toulouſe, Poitiers und Clermont eigenthümliche Mittelpunkte gewann. Der eingeborne Adel trat zu ihnen in ein Verhältniß, wie ſie ſelbſt es zu dem König hatten; dieſem an Herkunft gleich und durch die geſetzliche Unterordnung wenig gebunden, verſuchten ſie ſich in mannigfaltigen auswärtigen Unternehmungen, welche, gelingend oder mißlingend, Europa in Gährung ſetzten.

Graf Odo II. von Blois und Champagne unternahm das Recht ſeiner Gemahlin an das Königreich Burgund geltend zu machen; ja noch höher ſtand ihm ſein Sinn[2],

[1] Hugo Capet hat dieß einmal ausdrücklich geſagt.

[2] Hugo Flaviniacensis 1037: Sumpta tyrannide ad regnum coepit aspirare. Annalista Saxo 1037: corde elato Aquisgrani palatium invadere decrevit. Glaber Rodulphus III, 9: praestolabantur legati ex Italia directe deferentes ei arram principatus totius Italiae.

nach der Herrschaft in Italien und dem Sitze des Kaiserthums in Aachen; aber er fand dabei in dem ersten salischen Kaiser einen kraftvollen Gegner, dem er unterlag. Der capetingische König hatte nichts dawider, daß der Kaiser einen seiner Vasallen auf französischen Grund und Boden verfolgte.

Dagegen gelang dem Herzog der Normandie eine der folgenreichsten Eroberungen, die je geschehen sind. England, das den alten Dänen und Normannen noch immer Widerstand geleistet, unterwarf er dem romanisirten normannischen Adel; die gesammten Bewohner der französischen Küstenländer hatten an dem Unternehmen Antheil und eine Zahl anderer aus entfernteren Regionen; einen Grafen Odo von Champagne, Enkel Odo's II., sehen wir in Kurzem als Grafen von York auftreten.

Und während diese Normannen nach Northumberland und den schottischen Grenzen vordrangen, oder den unvollendeten Kampf der Angelsachsen mit Wales durchführten, schlugen Stammesverwandte derselben mit den Griechen in den neapolitanischen Gewässern und erneuerten den Widerstand des christlichen Namens gegen die Saracenen in Sicilien.

Indeß sammelten sich die Herren und Edelleute von Aquitanien unter dem Banner der Könige von Aragon und Castilien; sie kämpften zur Seite des Cid; ein junger Graf von Burgund erwarb sich, zugleich mit der Hand einer Tochter des Königs von Castilien, einen Küstenstrich, aus dem Portugal erwachsen ist.

Doch waren das alles vereinzelte Unternehmungen, die zur Vereinigung der Nation nichts beitrugen. Für diese

war es von hohem Werthe, daß endlich auch ein Unternehmen verſucht wurde, zu dem ſich alle verbinden konnten. Bei dem Sinne und Zuge der Geiſter brauchte der alte Gedanke, das heilige Grab aus der Gewalt der Saracenen zu befreien, nur einmal feierlich geäußert zu werden, um Alles mit ſich fortzureißen.

Dieſer Gedanke hatte ſeinen Urſprung in dem Gemeingefühl der abendländiſchen Chriſtenheit; er ſtand in keiner Beziehung zu dem weſtfränkiſchen Reiche an ſich; aber am lebendigſten ergriff er die franzöſiſch redenden Menſchen; der oberſte Führer ſelbſt gehörte dem Haus Boulogne an, das noch ſo eben an der Eroberung von England Theil genommen hatte; die andern waren Franzoſen aus der Normandie oder der Champagne, aus Flandern, und dem capetingiſchen Francien ſelbſt; der mächtigſte von allen der Fürſt des aquitaniſchen Galliens, Raimund von Toulouſe, dem, wie eine Chronik ſagt, alles Volk zwiſchen den Alpen und Pyrenäen zuſtrömte, in deſſen Schutz wir ſelbſt den päpſtlichen Legaten einherziehen finden. Wie viel neue Herrſchaften wurden hierdurch im Laufe der Zeit gegründet! Zunächſt ward Syrien in die engſte Beziehung zu Frankreich geſetzt; ſpäter breitete ſich der franzöſiſche Name über Griechenland und alle Inſeln des Mittelmeeres aus; denn nach den Jahrhunderten der Einwanderung war die Zeit der Ausbreitung gekommen. Dieſe Unternehmungen waren die erſten Thaten der nach ſo vielfältigen Völkermiſchungen und Völkerkämpfen gebildeten, durch einen großen Gedanken vereinigten Nation. In dieſen Kriegszügen, welche auf allgemeinem Drange und perſönlich freiem Entſchluß beruhten, mit ihren Formen, welche Ungebundenheit und

Unterordnung verbanden, ſchien die damalige Nation einen allen ihren Lebenstrieben genügenden Ausdruck zu finden.

Es waren die Zeiten, in welchen nordfranzöſiſche und provenzaliſche Poeſie ſich entwickelten, die Grundlagen der modernen Philoſophie und Theologie geſchaffen, die Baukunſt des Mittelalters in wundervollen Werken ausgebildet wurde. Alle Tendenzen ſtrebten lebenskräftig und energiſch empor. Unter ihnen finden wir nun aber einen Gedanken von mehr nationalem Inhalt, als die übrigen, der in einem jetzt zu Tage kommenden dringenden Bedürfniß des innern Frankreich ſeinen Grund hatte.

Neben ſo vielem Glänzenden hatte die Autonomie aller Mächtigen im Lande den fortwährenden inneren Krieg, die Unterdrückung der Schwächeren, ungeheure und unerträgliche Thaten im Gefolge. Die Kirche ſuchte durch den Frieden Gottes, oder den Stillſtand Gottes, die allenthalben gepredigt und verkündigt wurden, dem Uebel Einhalt zu thun; aber wie gern man ihre Anordnungen auch im erſten Feuer annahm, ſo fehlte doch viel, daß ſie ausgeführt worden wären.[1]

In dem unmittelbaren Gebiete des Königs waren Freiheit und Eigenthum am wenigſten ſicher, Privatkriege und Ueberwältigungen ohne alle Rückſicht auf Recht und Hoheit an der Tagesordnung. Die Gefahr des Zuſtandes erkennt man aus den Klagen des Biſchofs Fulbert von Chartres über die Gewalthätigkeiten eines ſeiner ritterlichen Nachbarn, der nicht allein ein von dem König ſchon zerſtörtes Schloß wieder hergeſtellt, ſondern überdieß ein neues gebaut habe; das Uebel komme nun von beiden Seiten.

[1] Vergl. Glaber Rodulphus IV, 5.

Vergebens habe er bisher bei dem König und dem Sohne des Königs Beistand gesucht; er schreibe aufs neue an ihn, um seine Hülfe zu erflehen; werde sie ihm nicht zu Theil, so werde er sein Bisthum und das Reich verlassen und vielleicht bei einem auswärtigen König oder dem Kaiser klagen müssen, daß der König von Frankreich die Kirche zu beschützen entweder nicht den Willen oder nicht die Macht habe.[1]

So rief die Kirche, die dieses capetingische Königthum begünstigt haben mochte, um neben demselben desto mächtiger zu sein, von der allgemeinen Unordnung, der sie mit ihren Mitteln nicht mehr steuern konnte, auf das Aeußerste bedrängt, die königliche Autorität zu Hülfe. An dem Recht und der Pflicht der höchsten Gewalt, die Bedrängten zu beschützen, konnte wohl niemand jemals zweifeln; allein sie waren beinahe in Vergessenheit gerathen, da sie nicht ausgeübt wurden; die Menschen mußten gleichsam von neuem erfahren, daß es eine höchste Gewalt über ihnen gab; ja ihr selbst mußte ihr Wesen und ihre Pflicht aufs neue in Erinnerung gebracht werden.

Neben dem Meister der philosophischen Spekulation, Abälard, und dem Vater der Mystik des positiven Glaubens, dem heil. Bernhard, leuchtet auch ein praktischer Klosterbruder hervor, der Abt Suger von St. Denys, der sich in dem Studium des alten kaiserlichen Rechts, das in den Klöstern nicht verabsäumt wurde, mit der Idee des eigenthümlichen Berufes der höchsten Gewalt durchdrungen,

[1] Schreiben Fulberts an den König bei Duchesne IV, 172. Er bezeichnet seinen Gegner als einen Menschen, qui nec Deum, nec potestatem vestram se revereri satis superque indicat.

und ein lebendiges Bewußtſein von Recht und Gerechtigkeit, ihrer Verbindung mit der Macht, und von der Pflicht des Königthums, das Recht zu handhaben in ſich ausgebildet hatte. Mit dieſem Gedanken wußte er jene perſönlich befreundeten und von Natur energiſchen Fürſten zu erfüllen; die Unternehmungen Ludwigs VI. „zum Beſten des Reiches und der öffentlichen Sache" rief er hervor und machte ſie hauptſächlich gelingen: er hat ſie dann mit der Wärme, welche perſönlicher Antheil gibt, beſchrieben.[1] Von den Streitigkeiten des Kloſters mit einem gewaltthätigen Nachbar, Bouchard von Montmorency, ging alles aus; da ſich Bouchard dem in aller Form gegen ihn ergangenen Rechtsſpruche nicht unterwerfen wollte, ſo erhob ſich der König, ihn dazu zu zwingen; auf den Grenzen zwiſchen dem Abt und dem Baron ward das Anſehen des Königthums erneuert; bald erfuhren auch alle andern, was dem angeſehenſten von ihnen geſchehen war: die unmittelbaren Barone in dem alten Herzogthum wurden ſämmtlich zum Gehorſam genöthigt. Was der Vater begonnen, ſetzte der Sohn unter demſelben Einfluß fort. Allbekannt iſt der Brief, in welchem Abt Suger den auf ſeiner Kreuzfahrt begriffenen Ludwig VII. auffordert, zurückzukommen: bei dem Eid, den er bei ſeiner Krönung geleiſtet, der gegenſeitigen Pflicht zwiſchen den Unterthanen und den Fürſten, „die Heerde nicht länger den Wölfen zu überlaſſen." In den

[1] De vita Ludovici Grossi z. B. c. I. »Ecclesiarum utilitatibus providebat; aratorum, laboratorum et pauperum quieti studebat.« c. VIII. »Regni administrationi et reipublicae, sicut se rei opportunitas offerebat, sagaciter providere, recalcitrantes perdomare, castella et fortalitia occupare — strenue satagebat.«

Städten half man ſich ſelbſt durch geſchworene Vereinigungen; es entſpricht ganz dem Sinne des zum Bewußtſein ſeines Berufes erwachenden Königthums, wenn es dieſelben anerkannte und in Schutz nahm, denn der allgemeinen Gewaltthätigkeit mußte allenthalben durch eigene oder fremde Kräfte ein Ende gemacht werden. Die Könige verkündigten den öffentlichen Frieden; ohne Anſehen der Perſon, welche Anſtrengung auch immer damit verknüpft war, wußten ſie ihn aufrecht zu erhalten.[1]

In den erſten Generationen dieſes Hauſes, vor Erwerbung der Krone, finden wir lauter tapfere und emporſtrebende Naturen. Nach denen folgten andere, die durch Sinnesweiſe und Lage friedfertig geſtimmt, beinahe einen prieſterlichen Charakter trugen, ihr Königthum war mehr eine Würde, als eine Macht; jetzt unter veränderten Umſtänden gehen Männer aus ihm hervor, welche den Schwung allgemeiner Ideen mit Thatkraft verbinden.

Nachdem ſie die Autorität der höchſten Gewalt und des Rechts in dem beſondern Gebiete hergeſtellt hatten, öffnete ſich, und zwar durch den unvermeidlichen Gang der Dinge, ihrer Thätigkeit ein noch bei weitem größerer Schauplatz.

Die Macht der großen Vaſallen, welche das Königthum beſchränkte, und dem Sinne der Inſtitution nach beſchränken mußte, empfing durch eine plötzliche Vereinigung von Erbrechten in Einem Geſchlecht, die ſich im zwölften

[1] Ivonis Carnotensis Epistola ad Regem: decet regiam maiestatem, ut pactum pacis, quod deo inspirante in regno vestro confirmari fecistis, nulla lenocinante amicitia vel fallente desidia rideri permittatis.

Jahrhundert vollzog, eine ſo ungeheuere Ausdehnung, daß die Könige ſie unerträglich fanden und einen Kampf mit ihr zu wagen genöthigt waren. Einige Worte mögen über dieſe an ſich ſo bekannten Begebenheiten auch hier verſtattet ſein.

Der Mannsſtamm Wilhelm des Eroberers war ausgeſtorben; deſſen Enkelin, die in den Chroniken als Kaiſerin erſcheint, l'Emperreis Mahault, denn ſie war die Wittwe eines deutſchen Kaiſers, hatte ſich nachher mit dem Grafen von Anjou und Maine vermählt; ihr Sohn aus dieſer Ehe, der erſte Plantagenet, der den engliſchen Thron beſtieg, verband dieſe begüterten wohlgelegenen Landſchaften mit England und der Normandie. Er ſelbſt verheirathete ſich dann mit der reichſten Erbin der damaligen Welt, Eleonore von Aquitanien, und ſeinen Söhnen fielen ſieben anſehnliche Landſchaften des ſüdlichen Frankreich zu. Ueberdieß ſtreckten ſie ihre Hand nach Savoyen aus; die Oberherrlichkeit über Bretagne bildeten ſie zu einer völligen Herrſchaft um. Man hat berechnet, daß mehr als die Hälfte des ſpäteren Frankreich in ihren Händen war, während dem König ſelbſt kaum der vierte Theil deſſelben, wir ſagen nicht gehorchte, ſondern nur anhing. Vor dieſer Macht, die für den größten Theil von Frankreich einen neuen Mittelpunkt ſchuf, erbleichte der Glanz des Königthums; es wäre bei Seite gedrängt worden, hätte nicht ein geiſtvoller Fürſt gelebt, der eben im Gegenſatz mit ihr das Land auf eine höhere Stufe einheitlicher Entwickelung zu führen wußte.

Philipp Auguſt, von dem man ſich erzählte, er ſei dem König, ſeinem Vater, der bis dahin nur Töchter hatte,

auf ſeine und des ganzen Landes Gebete gewährt worden, kam ſehr früh zur Regierung; in den Geſchäften bildete ſich ſein Geiſt. Der in wundervollen Erfindungen unerſchöpflichen Poeſie ſeiner Zeit entnahm er hauptſächlich, daß Karl der Große, den die Sage als König von Frankreich betrachtete, Herr des geſammten Landes, wie im Norden, ſo im Süden, bis in die Höhe der Pyrenäen geweſen war; auf dieſes Ziel richtete er alle ſeine Beſtrebungen. In der Mitte von Menſchen, die Glück und Ehre in ein verſchwenderiſches Hofleben ſetzten, zeigte er ſich ſparſam; die Kriegsſchaaren, die ihm ſeine Siege erfochten, hielt er wieder im Zaum und entzog ihnen ihren Raub. Eines nach dem andern nahm er vor, denn an Vielem zugleich zerſplittere ſich der Geiſt. Er erſcheint, wie ein Dichtervers ihn ſchildert, ſchrecklich wie der Löwe, raſch wie ein Raubvogel, aber mild und nachſichtig, nachdem er den Frieden hergeſtellt hat; ſein ganzes Weſen athmet Beſonnenheit und Energie.

In den Kämpfen der Plantagenets untereinander ereignete ſich nun, daß der Neffe des Königs Johann, Arthur von Bretagne, in einem Kriege, den er mit franzöſiſcher Hülfe gegen ſeinen Oheim führte, von demſelben gefangen wurde und (nach dem Ausdruck des hierüber glimpflichſten Geſchichtsſchreibers) in dem Gefängniſſe verſchwand. Die Stände von Bretagne — in der erſten Verſammlung, die ſich bei ihnen nachweiſen läßt — trugen kein Bedenken, Johann für ſchuldig an dieſem Morde zu erklären und forderten Gerechtigkeit von dem franzöſiſchen Könige.

Nicht ohne Grund war die Einwendung Johanns, daß er zugleich König von England ſei, und durch eine

Anklage auf Mord dieſer ſeiner Würde zu nahe geſchehe. Philipp Auguſt erwiederte, der König von Frankreich könne nicht dadurch an ſeinen Rechten verlieren, daß einer ſeiner Vaſallen an Macht gewinne; ihm kam es eben darauf an, in den Gebieten nicht allein ſeiner unmittelbaren Herrſchaft, ſondern ſeiner geſammten Oberherrlichkeit niemand zu dulden, der ſich der Handhabung des Rechts entziehen könne. Er hatte hiebei die allgemeine Stimme und namentlich die übrigen Magnaten des Reiches auf ſeiner Seite; zum erſtenmale, wie man annimmt, haben ſich damals die Pairs, die in ihrem Verhältniſſe zu der franzöſiſchen Krone als die Gleichen Johann's erſchienen, zu einem großen Gericht verſammelt;[1] nach förmlicher Ladung an ihren Hof ward Johann, da er nicht erſchien, verurtheilt, und aller ſeiner Beſitzungen dieſſeit der See für verluſtig erklärt. Bei den Heiligen Frankreichs ſchwur der König, den Richterſpruch ſeiner Barone zu vollſtrecken.

Dabei fand er an ſich wenig Schwierigkeiten. Nachdem einmal die Normandie erobert war, mochten ihm Anjou, Touraine, Poitou keinen Widerſtand leiſten: allenthalben kam man ihm entgegen. Der innere Grund der Vaſallenmacht liegt in der Verſchiedenheit der Landesarten und Stämme, die ſich durch beſondere Oberhäupter bei ihren Eigenthümlichkeiten behaupten wollen. Welchen Sinn hatte es aber, daß die verſchiedenſten Landſchaften unter einem gemeinſchaftlichen Fürſten ſtehen ſollten, der doch nicht ihr König war? Von der unmittelbaren Gewalt fühlten ſie

[1] Beugnot Les Olim T. I. Préface XLIV; doch iſt, ſo viel ich ſehen kann, gleich hier die Regel beobachtet worden, die ſpäter hervortritt, daß es ſchon genügte, wenn nur einige Pairs in dem Hofe ſaßen.

ſich um ſo mehr gedrückt; die Herſtellung einer oberſten Autorität war für ſie ein Akt der Befreiung.

Auch Johann aber hatte Freunde; in der allgemeinen Parteiung der Zeit fand er Mittel, eine Art von Koalition zu Stande zu bringen, welche es auf eine Unterdrückung der aufkommenden Königsmacht und ſogar auf eine Theilung von Frankreich abſah. Aber der König, von ſeinen Baronen und ſeinen Communen wetteifernd unterſtützt, blieb auch jetzt der Stärkere: auf dem Schlachtfelde von Bouvines wies er die Angriffe der Verbündeten ſiegreich zurück.

Man trägt nichts Fremdes in dieſe alten Zeiten, wenn man behauptet, daß mit dieſen Ereigniſſen die erſte lebendige Regung eines Gemeingefühls der franzöſiſchen Nation verbunden war. In allen verſchiedenen Gebieten des Landes, ſagt ein Zeitgenoſſe, ſo weit nur daſſelbe ſich ausdehne, werde die Freude des Sieges empfunden; in jeder Stadt und jedem Dorf, jedem Schloß und jedem Landbezirk mit demſelben Feuer; was allen gehöre, eigne ſich jeder beſonders zu; ein einziger Sieg veranlaſſe tauſend Triumphe.

Dem großen Gewinne der Krone, der hierin liegt, geſellte ſich bald eine zweite, nicht viel minder bedeutende Erwerbung auf etwas verſchiedener Grundlage zu.

Es war mit nichten die Abſicht des Papſtes und ſeines Legaten, bei ihren Unternehmungen gegen Raimund VI. von Toulouſe, die Macht der franzöſiſchen Krone zu vermehren: ſie wollten die albigenſiſchen Meinungen vertilgen, die derſelbe beſchützte, und übergaben das eroberte Land an den eifrigſten Führer des Heeres, Simon von Montfort,

weil dieſer allein fähig ſchien, den ſtrengſten Katholicismus aufrecht zu erhalten. Sie hielten dafür, da der König von Frankreich ſo wenig für die Eroberung des Landes gethan, ſo habe er auch kein Recht, über daſſelbe zu verfügen.[1] Allein die Montforts beſaßen bei weitem nicht die nachhaltigen Kräfte, die dazu gehörten, das Land zu behaupten; ſie übertrugen ſelbſt ihr Recht an den König von Frankreich; dieſem riethen die in Paris verſammelten Großen des Reiches, fünfundzwanzig weltliche Herren, ſiebzehn Biſchöfe und Erzbiſchöfe, das Anerbieten anzunehmen, und verſprachen ihm hiefür beſonders treuen Beiſtand.[2] Wie in der engliſch-normanniſchen Sache, ſo beförderten die Großen von Frankreich auch in der albigenſiſchen den Vortheil des Königthums; doch hatte dieſe inſofern noch einen andern Charakter, als es dießmal ein geiſtliches Urtel war, auf dem das Verfahren beruhte; der König trat in den Anſpruch des von einem Concilium eingeſetzten Fürſten. Philipp Auguſt hatte Bedenken getragen, anzugreifen, ſein Sohn, Ludwig VIII., der ſich dazu entſchloß, erlag in dem Kampfe; deſſen Wittwe Blanca, eine Spanierin, an welche mit der Regentſchaft auch die Kriegführung kam, gerieth darüber in große Gefahr, aber wohl berathen und unterſtützt, wußte ſie endlich alles zu beruhigen. Der Graf von Toulouſe ward zu einer Abkunft genöthigt, welche, nach der Bemerkung eines römiſchen Schriftſtellers, für die Kirche und die Krone nicht günſtiger hätte

[1] Bzovius Annales ecclesiastici 1215. no. 9.

[2] Propter amorem Jesu Christi et fidei Christianae nec non et honorem carissimi domini nostri Ludovici regis Francorum illustris. Preuves de l'histoire de Languedoc III, no. 161.

ausfallen können, wenn er in offener Feldschlacht gefangen worden wäre. Zwei Drittheile des Landes gelangten unmittelbar an die Krone, das letzte Drittheil behielt der Graf noch auf seine Lebenszeit; doch übertrug er das Erbrecht dazu ausschließend auf seine Tochter, die mit dem dritten Sohne Blanca's vermählt werden sollte.

So erwarb sich die westfränkische Krone Gehorsam in ihrem ganzen Gebiete; diese beiden Unternehmungen, die eine, um ein weltliches, die andere um ein geistliches Entsetzungsurtel zu vollziehen, gaben der höchsten Gewalt ein Uebergewicht im Lande, wie sie es seit dem Tode Carl des Großen nicht besessen hatte.

Ludwig IX., der Sohn Blanca's, suchte nach dem getümmelvollen Wechsel, der die letzten Zeiten erfüllt hatte, einen gesetzlichen und dem sittlich-religiösen Begriffe, der in ihm lebte, entsprechenden Zustand herzustellen.

Für das südliche Frankreich traf er eine Uebereinkunft mit dem König von Aragon, aus dem Hause der alten Grafen von Barcellona, durch welche die Verhältnisse geregelt, die Grenzen beider Reiche festgesetzt wurden.

Es geschah nicht ohne Widerspruch in seinem Rath, wenn er dem König von England einige ihm bereits entrissene Landschaften wieder zurückgab.[1] Aber dadurch bewirkte er, daß dieser nach Paris kam (1259), um sie zu Lehen zu nehmen, und dagegen die Normandie, Anjou, Tours, Poitou in aller Form abtrat. Die Normandie konnte dann auf immer mit der Krone vereinigt werden. Auf der unmittelbaren Regierung von France und Normandie beruhte seitdem die Kraft der Könige.

[1] Tillemont: Vie de saint Louis. IV, 163.

Die alten Formen der feudaliſtiſchen Monarchie blieben beſtehen; aber wie früher Abſonderung und Eigenmacht, ſo hatten jetzt Ordnung und Gehorſam das Uebergewicht.

Es war nicht ohne Werth für die allgemeine Auffaſſung, daß die Mutter Ludwigs VIII. ihre Herkunft von den Carolingern, und namentlich von Carl von Niederlothringen ableitete, und deſſen Erbrechte an die Capetinger zu bringen ſchien. Dadurch bekam alles das Anſehen der vollkommenen Legitimität.

Die Herzoge und Grafen von Bourgogne, Bretagne, Anjou, Poitou, Toulouſe, Artois gehörten der Familie des Königs an: man zählt acht Dynaſtien aus dieſem Stamme;[1] der König erſchien als das natürliche Oberhaupt aller dieſer Geſchlechter.

Eben das war für Ludwig IX. ein Beweggrund der Belehnung des Königs von England, daß auch dieſer zur Verwandtſchaft des königlichen Hauſes gehörte. In dem genealogiſchen Zuſammenhang der Royaux de France lag ein vereinigendes Moment für den Staat. Noch in dem zwölften Jahrhundert hatte der Gedanke der Wahl ſich geregt; im dreizehnten konnte davon nicht mehr die Rede ſein; alles unterwarf ſich der Autorität und beſonders dem Gerichte des Königs.

Die Rechtsbücher der Zeit erkennen noch immer einen gewiſſen Grad von gerichtlicher Unabhängigkeit in den einzelnen Gebieten der großen Barone an; aber der König, fügen ſie hinzu, iſt ſouverän über alle; denn ihm gebührt die allgemeine Sorge für das Reich; niemand iſt ſo groß,

[1] Vgl. Mignet: Essai sur la formation territoriale etc. Notices II, 172.

daß er nicht vor den Gerichtshof des Königs geführt werden könnte.

Wie die Ueberlieferung den Namen der Königin Blanca mit der Erneuerung des römiſchen Rechts in Frankreich in Verbindung gebracht hat, ſo iſt ihr Sohn Ludwig IX. als der vornehmſte Begründer eines geordneten Rechtszuſtandes überhaupt berühmt. Gerechtigkeit zu handhaben, galt auch ihm für die vornehmſte, und zwar für die von der Religion gebotene Pflicht eines Fürſten. Wenn des Königs Hof ſchon vorher als der oberſte Gerichtshof betrachtet worden war, wie viel größer wurde nun die Bedeutung deſſelben, nachdem die königliche Macht, hauptſächlich auf den Grund und durch die Vollziehung von Rechtsſprüchen ſo weit über ihre frühere Grenze hinaus erweitert war. Aus dem Hofe des Königs ſonderte ſich allmählig das große jurisdictionelle Inſtitut des Reiches, das Parlament, ab — wie ſeine Zuſammenſetzung aus den Pairs des Reiches, einigen Beamten des Hofes, andern geiſtlichen und weltlichen Herren beweist, — von dieſer politiſchen Grundlage nicht durchaus losgeriſſen, aber doch dadurch weſentlich umgeſtaltet, daß die aus dem Stande der Geiſtlichen zahlreich hervorgehenden Geſetzkundigen darin ſehr bald das Uebergewicht erlangten. Ihre Verhandlungen zeigen, welch einen mächtigen Verbündeten die allgemeine Autorität des Königthums in ihnen gewann.[1] Die Gerichtshöfe der verſchiedenen mit der Krone verbundenen Provinzen

[1] Beugnot Vorrede zu den Olim Bd. I. LXXXIX, entnimmt aus ihnen, que la cour royale était pleinement entrée (sous Louis IX) dans une voie de conquêtes successives, d'empiétemens lents, mais assurés sur l'autorité seigneuriale.

erſchienen faſt nur als Delegationen des oberſten Gerichtshofes. Das Verdienſt und die Ueberlegenheit ſeiner Mitglieder, die Gerechtigkeit des Königs, der die Berückſichtigung der fremden Rechte ſo gut wie der eigenen einſchärfte, verſchafften ihm überall Eingang.

Man weiß, daß der König dadurch mit nichten Herr und Meiſter der geſammten Rechtsbildung wurde; gar manche ſeiner Abſichten blieb unerreicht. Ludwig IX. hat überhaupt den feudalen Staat nicht gebrochen, ihm vielmehr, indem er den Ausſchweifungen der Eigenmacht Einhalt that, eine Geſtalt verliehen, in der er mit den unbedingten Bedürfniſſen der geſellſchaftlichen Ordnung vereinbar wurde.

Während in allen andern Ländern die Fehde entbrannte, waltete hier der Friede; und Frankreich nahm ſich auf an Menſchenzahl und fortgehender Kultur. Daß ein ruhiger, beſcheidener, vor Allem für das Heil ſeiner Seele beſorgter Mann, nicht einmal ein ſehr ſtrenger Arbeiter, ſo viele mächtige Fürſten und ſtreitbare Vaſallen im Zaum halten konnte, war für die damalige Welt ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung.

Auch dem Clerus und dem päpſtlichen Stuhle ſelbſt widerſtand Ludwig IX., wenn er ihre Forderungen für ungerecht hielt; aber übrigens lebte er ganz in den Ideen der Einheit der Chriſtenheit und in kirchlichem Gehorſam. Noch in ſeinem Teſtament empfiehlt er ſeinem Sohne, ſich von der Kirche eher etwas gefallen zu laſſen, als mit ihr zu hadern. In die Streitigkeiten der Päpſte mit den Hohenſtaufen vermied er ſich einzumiſchen, aber für Konſtantinopel und das heilige Land ſich anzuſtrengen, war er immer

bereit.[1] Wie oft und reichlich hat er die Unternehmungen der Kreuzfahrer unterstützt. Er selbst nahm zweimal das Kreuz, aber mit dem unglücklichsten Erfolge; in Egypten wurde er gefangen genommen; vor Tunis kam er um. In seinen letzten Gedanken noch beschäftigte er sich mit der Ausbreitung des Glaubens.

Drittes Capitel.

Epoche der englischen Kriege.

Zweierlei Auffassungen der höchsten Gewalt lassen sich bei denen unterscheiden, die sie mit Bewußtsein inne haben.

Es gibt Könige, welche den Besitz ihrer Krone, ja das Bestehen ihres Reiches einem höheren Zwecke unterordnen: der Erhaltung der von Gott gesetzten Ordnung der Dinge, der Förderung der Kultur, der Handhabung der Gerechtigkeit, der Durchführung der Ideen der Kirche, der Ausbreitung der Religion. Andere dagegen stellen sich vor allem als Vertreter der besondern Interessen ihres Landes auf; die Erweiterung der Macht erscheint ihnen als ein an sich würdiger Zweck; unbedenklich greifen sie, sobald es ihnen nützlich dünkt, fremde Gebiete an; in der Ausbildung der inneren Stärke und äußeren Größe des Landes sehen

[1] Wie Papst Urban IV. seine Stimmung bezeichnet 1262: »ad ea quae Christianae fidei exaltationem et ipsius Romanae ecclesiae respiciunt, totis conatur viribus, — proximi laesionem abhorret, — metuit animae hinc peccatum.«

ſie ihre Beſtimmung und ihren Ruhm. Jenes ſind perſönlich ſchwungvolle, milde, religiöſe Naturen, denen eine geſetzliche Beſchränkung eher lieb als zuwider iſt. Dieſes ſind Männer von angeborner Energie des Willens einſeitig und nicht ſelten hart; die jeder weſentlichen Beſchränkung ſpotten. Die erſten mögen mehr den mittlern, die zweiten mehr den neuern Zeiten angehören; doch kommen die einen und die andern in allen Zeiten vor.

Nachdem der capetingiſche Stamm in Ludwig X. einen Fürſten hervorgebracht hatte, der als ein Muſter und Urbild aller religiöſen Könige angeſehen werden darf, ſo entſproß demſelben zuletzt noch ein Charakter der andern Art.

Von allen ſeinen Vorfahren unterſchied ſich Philipp der Schöne durch gewaltſame Rückſichtsloſigkeit. Auch die frühern Könige breiteten ihre Macht aus, aber wie ein deutſcher Chroniſt ſich ausdrückt, innerhalb der ihnen geſetzten Grenzen; mit dem deutſchen Kaiſerthum, an welches mit der Krone von Arelat vorlängſt einige Provinzen des ſüdöſtlichen Galliens gelangt waren, liebten ſie in Frieden und Freundſchaft zu leben. Philipp der Schöne wagte es zuerſt dieſe Marken mit entſchiedenem Ehrgeiz zu durchbrechen, und jenſeit derſelben Beſitz zu ergreifen. Um die Feindſeligkeiten des deutſchen Reiches, die damit geweckt wurden, und die Verträge, die er brach, kümmerte er ſich nicht; er wußte oder fühlte, daß er im Bunde mit der Natur der Dinge war. Indem er Lyon einnahm, gründete er ein Verhältniß, das an und für ſich weiter führte; die einmal gebildete Macht zog die ſprachverwandten Regionen mit unwiderſtehlicher Naturgewalt an ſich.

Die früheren Könige hatten ſich in der Verbindung

mit dem Papſtthum gefallen; durch gegenſeitige Dienſte hatten ſich beide gefördert; Philipp der Schöne machte ſich kein Gewiſſen daraus, dieſen alten Bund zu zerreißen. Von untergeordneten Differenzen ging ſein Streit mit Bonifacius VIII. aus; aber ſehr bald erhob ſich derſelbe zu den wichtigſten Fragen über die weltlichen Rechte von Rom, welche dieſer Papſt mit heftigem Eifer verfocht. Der König ſetzte gleichſam einen Fluch darauf, wenn einer ſeiner Nachkommen in weltlichen Dingen eine andere Gewalt auf Erden über ſich anerkenne, und ließ die Bulle verbrennen, in welcher der Papſt die entgegengeſetzten Anſprüche aufgeſtellt hatte. Bonifacius bekam zu empfinden, was einer der Rechtsgelehrten des Königs ihm geſagt hat, daß Anſpruch ohne wahre Macht nichts bedeute.

Jahrhunderte lang hatte die Nation ihre beſten Kräfte nach dem Orient gerichtet; allerdings zuletzt ohne Erfolg. Vorlängſt war Jeruſalem in die Hände der Saracenen zurückgefallen, auch Conſtantinopel hatte nicht können behauptet werden; die Unternehmungen Ludwig des Heiligen, die Pläne des blutsverwandten Königs von Neapel, Carl von Anjou, waren geſcheitert; endlich ward auch Ptolemais von dem Sultan Alaſchraf angegriffen; König Philipp der Schöne weigerte ſich, etwas für die Vertheidigung der Stadt zu thun, [1] er ließ ſie ruhig in die Hände der Feinde fallen. Ihm waren dieſe Unternehmungen nach dem Morgenland nicht allein gleichgültig, ſondern verhaßt.

[1] Consideratis negotiis quae incumbunt, et rebus ut nunc se habentibus Schreiben Papſt Nicolaus IV. bei Reinaldus 1290. 9.

Von den zum Kriege gegen die Ungläubigen geſtifteten Ritterorden, wurde der mächtigſte, tapferſte, an deſſen Beſtehen ſich noch eine Hoffnung zur Wiedereroberung des heiligen Grabes knüpfte, auf das gewaltſamſte von ihm vernichtet. Wir unterſuchen nicht die Wahrheit ſeiner Anklagen gegen die Templer, die Gerechtigkeit ſeines Verfahrens; es iſt uns genug, den Wechſel der Ideen wahrzunehmen. Von der Grabkammer der Templer hat man die Sage, daß alle Jahr in der Nacht der Aufhebung eine gewappnete Geſtalt, das rothe Kreuz auf dem weißen Mantel, daſelbſt erſcheine mit der Frage: wer das heilige Grab befreien wolle; „Niemand, Niemand" iſt die Antwort, die ihm aus dem Gewölbe entgegenſchallt, „denn der Tempel iſt zerſtört." [1]

Die Zeiten, welche von den Ideen der allgemeinen Chriſtenheit belebt wurden, waren vorüber; die Güter, deren Ertrag zur Wiedereroberung von Jeruſalem dienen ſollte, wurden eingezogen und in den Nutzen des Königreichs verwandt.

Am meiſten kommt es bei allen thätig wirkenden Männern darauf an, worin die Summe ihrer Gedanken liegt. Ludwig der Heilige lebte in der Idee der Chriſtenheit; in Philipp dem Schönen erhob ſich der Gedanke der Krone und des Reiches über alles andere. Durch ſein ganzes Daſein weht ſchon der ſchneidende Luftzug der neuern Geſchichte. Die große Anzahl der Erlaſſe, in denen er richterliche, legislative und exekutive Gewalt vereinigt, [2] ſetzt

[1] Die Sage ſtammt aus einer Mittheilung von Auguſtin Thierry her. Martin Histoire de France V, 199.

[2] Guizot. Cours d'histoire moderne. Tom. V.

in Erſtaunen; in alle Beziehungen des Lebens bringt er mit dem Begriffe der königlichen Macht ein. Aus dem Parlament ſondert ſich eine alles umfaſſende adminiſtrative Behörde ab; der Geſichtspunkt der Religion weicht zurück; die Rede iſt hauptſächlich von den Rechten der Majeſtät, Steuern, Steuerkammern, der Bewilligung der Steuern; ſogar von dem Anrecht der Krone an alles Silber und Gold im Reiche, deſſen Werth ſie nach Gutdünken feſtſetzen will; von der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt und ihren Befugniſſen auch in geiſtlichen Dingen; von ſtändiſchen, ſtädtiſchen Verſammlungen; von der natürlichen Freiheit aller Menſchen; der Emancipation der Leibeigenen.

Man begreift es, wenn dieſer Fürſt in dem großen Dichter der Epoche, Dante, der nur in Anſchauung der allgemeinen Freiheit und dem Bewußtſein höherer Geſetze lebte, einen Widerwillen erregt, der in lauten Tadel ausbricht, und wenn dagegen die neue Zeit in ſeiner Regierung die Morgenröthe ihres Tages begrüßt.

Kaum aber war dieſer Standpunkt einer rückſichtsloſen, iſolirten, nur auf das Staatsweſen von Frankreich ſelbſt gerichteten Politik ergriffen, ſo trat ein Ereigniß ein, wodurch das Land in eine allgemeine Verwirrung geſtürzt und vollends auf ſich ſelbſt verwieſen wurde.

Im capetingiſchen Hauſe war die königliche Würde bisher immer von Vater auf Sohn übergegangen. Philipp der Schöne hinterließ eine blühende Nachkommenſchaft; von ſeinen drei Söhnen aber hatte keiner männliche Nachkommen; nachdem der letzte von ihnen geſtorben war, forderte der Sohn ſeiner Tochter, Eduard III., König von England, die franzöſiſche Krone als ſein Erbtheil.

Kraft deſſelben Rechtes waren die dortigen Lehensfürſtenthümer, die Kronen der pyrenäiſchen Halbinſel, die engliſche Krone ſelbſt vererbt worden. Eduard III. ließ ſeinen Anſpruch von den engliſchen Rechtsgelehrten unterſuchen, und unternahm, durch deren Entſcheidung beſtärkt, ihn zu verfechten.[1]

Dagegen hatte ſich in den deutſchen Fürſtenthümern die männliche Erbfolge durch die Verbindung der Amtsgewalt mit dem Landbeſitz immer in lebendiger Geltung erhalten; auch in Frankreich hatte man ſie bei den letzten Fällen, wo die Krone von einem Bruder, mit Ausſchluß der Töchter deſſelben, an den andern übergegangen war, beobachtet; doch war das mehr durch Vertrag, — nicht ohne Vergutung — als durch geſetzliche Anerkennung geſchehen; darüber, ob nicht an Stelle der Mutter der Sohn eintreten dürfe, ob man von der herrſchenden Linie auf ihre Seitenverwandten überzugehen das Recht habe, konnte immer geſtritten werden.

Bei weitem mehr jedoch als die rechtliche kam hierbei die politiſche Seite der Frage in Betracht. Man unterſuchte nicht, ob die königliche Autorität mehr Erbe ſei oder mehr Amtsgewalt; entſcheidend war, daß die Anſprüche

[1] Als »causa fontalis« der Kriege bezeichnet Heinrich V »progenitorum nostrorum ac nostrae hereditatis et iurium ad coronam Franciae detentionem iniustam, quam profecto causam progenitor noster inclytissimae memoriae Eduardus per se et maximum consilium suum, magnae conscientiae viros in iure divino et humano summe instructos, penes quos maxima sapientia viguit et quibus factum recens erat et ad oculum patuit, iterum atque iterum examinari jussit ac omni remoto scrupulo pro parte sua didicit fore iustam. Lettres des rois ed Champollion II, 360.

auf die Krone an einen Fürſten fremder Nation gelangen ſollten; die vornehmſten Herren, die Pairs und die Barone von Frankreich blieben dabei ſtehen, ſich nicht unter die Gewalt der Engländer bringen zu laſſen;[1] ſie hielten in dieſem Falle an dem deutſchen Erbrecht feſt — ſie bezeichneten es als das ſaliſche — weil es ihnen ihre eigene Selbſtſtändigkeit verbürgte. Sie erkannten den nächſten Seitenverwandten, Philipp von Valois, an. Nicht ohne blutige Kämpfe aber konnte ihre Entſcheidung aufrecht erhalten werden.

Als Eduard zu ſeinen Jahren gekommen war, und ſein Recht auszuführen ſich entſchloß, welche verderbliche Schläge hat er da dem Adel und dem Herrenſtande von Frankreich, die ſeine Herrſchaft verſchmähten, beigebracht.

In der Schlacht von Creſſy ſind 11 Prinzen, 80 Herren, 1200 Ritter umgekommen; in der Schlacht von Poitiers gerieth König Johann, der zweite vom Hauſe der Valois, den ſein Vater ſterbend ermahnt hatte, nicht von dem Kriege abzulaſſen, in welchem er eine gerechte Sache habe, tapfer fechtend ſelbſt in die Hand ſeiner Feinde; es gab wenige vornehme Häuſer, die nicht einen Todten zu beklagen, oder einen Gefangenen loszukaufen gehabt hätten. Auch zur See waren die Engländer in einer großen Schlacht Meiſter geblieben; ſie eroberten Calais und machten es zu einer engliſchen Colonie.

Nicht allein die in der Welt vorherrſchende und aggreſſive Stellung, welche Frankreich bisher einnahm, ward hierdurch verändert; auch auf das Innere übten der Krieg und ſeine Folgen eine zerſetzende Wirkung aus; ſie

[1] Continuator Guilielmi de Nangiaco »non aequanimiter-ferentes subdi regimini Anglicorum« II, 83.

gehörten gleichsam dazu, um eine neue Macht, die in der Stille vorbereitet, von allen in der Tiefe wirkenden Elementen unterstützt, den Herren und dem Adel zur Seite getreten war, — die Macht der Städte — vollends zu entbinden und zu politischer Erhebung aufzurufen.

Es ist ein Irrthum früherer Darstellungen, das Emporkommen der städtischen Genossenschaften in Frankreich dem Königthum zuzuschreiben. Die Bewegung, aus der sie hervorgegangen sind, ist ursprünglich und autonom; in dem nördlichen Frankreich so gut, wie in Italien und in den Niederlanden. Aber die Könige von Frankreich haben die Communen von Anfang an in ihren Schutz und Frieden aufgenommen, und ihnen die erworbenen Freiheiten bestätigt. Die Städte haben dagegen die Schlachten der Könige geschlagen und in ihren Zerwürfnissen mit den Großen ihre Partei gehalten. Mit Vergnügen pflegte Ludwig der Heilige in seinen spätern Jahren davon zu erzählen, wie einst während seiner Minderjährigkeit, als er auf der Reise nach Paris in der Nähe dieser Stadt von den empörten Großen bedroht ward, die Bevölkerung derselben aus den Mauern hervorbrach, und ihn gegen jede Gefahr beschützte. Philipp dem Schönen sind sie in seinen Kriegen mit bedeutenden Geldzahlungen zu Hülfe gekommen; sie haben sich nicht allein Verbrauchssteuern gefallen lassen, sondern auch Einkommensteuern von ansehnlichem Ertrag verwilligt. Er sah sie gern in besondern Versammlungen um sich; in jenem seinem Streite mit dem Papst, als es ihm darauf ankam die Beistimmung der vereinigten Nation den römischen Ansprüchen entgegenzusetzen, zog er sie an die Reichstage; und hier unterstützten sie ihn mit entschiedenen

Erklärungen; ihr Ehrgeiz nahm Partei für die volle Unabhängigkeit des Königreichs.

Wenn bald darauf in der allgemeinen Reaction der Provinzen gegen die Uebermacht der Krone, welche nach dem Tode Philipp des Schönen eintrat, den Herren und dem Adel nicht geringe Zugeständniſſe in der Form von Provinzialcharten gemacht werden mußten, ſo erlangten damals auch die Städte ein großes Recht: die Befugniß, ſich zur Vertheidigung der Rechte des Königs und der ihren zu bewaffnen.

Ueberhaupt ſtellten ſich im vierzehnten Jahrhundert die beiden Elemente unſerer Staaten, das feudaliſtiſch-hierarchiſche und das ſtädtiſch-populare kampfgerüſtet einander entgegen; wie auf dem ganzen Continent, ſo auch in Frankreich. Und dieſe große Parteiung nun trat mit dem Erbfolgeſtreit in Beziehung.

Es waren beſonders die Herren und Großen, durch welche die Krone an das Haus Valois, welches ſich von jeher auf ihre Seite gehalten hatte, oder an ihrer Spitze erſchienen war, überging. Eine der erſten Unternehmungen des neuen Königs war, dem Grafen von Flandern in dem Streite mit ſeinen Städten zu Hülfe zu kommen. Er hatte dabei die beſtimmte Abſicht, die ſchon allenthalben gährende ſtädtiſche Bewegung nicht auch in Frankreich eindringen zu laſſen. [1]

[1] Chronicon comitum Flandriae bei Smet: Collection de chroniques Belges inédites I, 203. Consilium fuit omnium, quod rex illuc exercitum mitteret in adiutorium comitis Flandriae ad domandos rebelles, ne si terminos suos exirent attrahere sibi possent communitates alias Picardiae et Franciae et sic magnam confusionem facerent nobilibus atque regno.

Dagegen aber ergriff Eduard III. die Partei der flandriſchen Städte, und von dieſen ward er noch beſonders dazu angetrieben, ſeinen Anſpruch an die Krone von Frankreich geltend zu machen.

Die Niederlagen, die er den Franzoſen beibrachte, hatten den zwiefachen Erfolg, im Volke Unzufriedenheit mit der bisherigen Regierung und ihrem Verfahren, von dem man das Unglück herleitete, hervorzubringen, und den Adel, auf dem ſie beruhte, durch ſo mörderiſche Verluſte perſönlich zu ſchwächen. Nach der Schlacht von Poitiers, in der auch ſeine Tapferkeit zweifelhaft geworden war, brach in Frankreich eine Entzweiung aus, die eigentlich niemals wieder beigelegt worden iſt.

In der Verſammlung nordfranzöſiſcher Stände, welche Mittel zur Fortſetzung des Krieges und zur Befreiung des Königs ausfindig machen ſollte, ward ein Ausſchuß niedergeſetzt, in welchem die Bürgerſchaften ſo ſtark repräſentirt waren, wie die beiden andern Stände zuſammengenommen, und der vor allen Dingen den Verſuch machte, die Regierung des Reiches umzuwandeln. Ueberaus merkwürdig iſt der Umfang der Rechte, den die Stände unter der Leitung des Ausſchuſſes forderten. Antheil nicht allein an der Erhebung der von ihnen bewilligten Auflagen, ſondern auch an der Auszahlung der dadurch einkommenden Gelder; die Befugniß ſich auf einen beſtimmten Tag zu verſammeln, ohne berufen zu ſein; Geſetzeskraft der von ihnen gefaßten Beſchlüſſe; Herbeiziehung ihres Ausſchuſſes zu den Verhandlungen über einen Krieg oder einen Stillſtand der Waffen. So vollkommen und umfaſſend war die Idee eines ſtändiſchen Regiments, das man in der Mitte des

vierzehnten Jahrhunderts unter populärem Antrieb in Frankreich einzuführen suchte.

Aber weder Zeit und Umstände, noch die Gesinnungen der Nation, noch auch die Führer selbst waren dazu angethan, etwas zu erreichen.

Die Haltung des vornehmsten Hauptes der Partei, Robert Lecoq, zeigt eine durch und durch factiose Natur. Sein Sinn wäre gewesen, einen andern Prinzen von Geburt, Carl von Navarra, der ebenfalls einen Erbanspruch zu haben behauptete, zum König von Frankreich zu machen, und an dessen Seite als Kanzler die Gewalt in die Hand zu nehmen. Lecoq hat bereits gesagt, daß es den Ständen erlaubt sei, einen König abzusetzen und die Thronfolge zu verändern. Zunächst ließ er den gewaltsamsten Unternehmungen gegen die bestehende Regierung ihren Lauf. Ein großer Theil der Parlamentsräthe wurde verjagt, der Rechnungshof umgestaltet; die vornehmsten Rathgeber des Dauphin, der die Stelle des Königs vertrat, zwei Marschälle, sind endlich durch eine empörte Menge, die unter der Führung des vornehmsten städtischen Magistrats, Etienne Marcel, in den Pallast eindrang, vor seinen Augen getödtet worden. Wer wollte in Abrede stellen, daß die Städte gerechte Beschwerden hatten? Aber ihr gewaltsames und ruchloses Gebahren stellte sich ihren eigenen Bestrebungen in den Weg und erweckte in ihren Gegnern das Gefühl eine guten Sache zu verfechten.

Da der Angriff zugleich gegen die Autorität der Krone und gegen die Vorrechte der Herren und des Adels

[1] Articles contre Robert le Coq, mitgetheilt von Douet d'Arq. Bibliothèque de l'école des chartes II, 378. Art. 82.

gerichtet war, ſo bildete ſich zwiſchen beiden die engſte Verbindung aus; der Dauphin, vom Adel unterſtützt, behielt den Sieg und die frühere Regierung ſtellte ſich her. Wenn es nicht ſogleich zu einer gewaltſamen Vergeltung kam, ſo war dieß allein dem Dauphin zu danken. Bald nach dem Frieden von Bretigny, deſſen Feſtſetzungen, dem Unglück der Schlachten und der Verwirrung der innern Zuſtände entſprechend, ein Drittheil von Frankreich an Eduard III. übertrugen, beſtieg er ſelbſt unter dem Namen Carl V. den Thron, und richtete dann alle ſeine Gedanken auf die Wiederherbeibringung des Verlorenen, die ohne innere Ruhe unmöglich war. Er verſtand es ganz, die entgegengeſetzten Parteien an ſich zu feſſeln, wie den Adel und die Capitäne, ſo nicht minder die Städte. Vielen Städten hat er Freibriefe gegeben; viele ſind zu ihm übergegangen; keine iſt von ihm abgefallen. Die Weisheit des Königs, das große Werk, in dem alle gemeinſchaftlich begriffen waren, und welches glücklich fortſchritt, hielten die Gegenſätze ſo lange er lebte, nieder.

König Carl V. von Frankreich war ein Mann, der in den Jahren, welche ſonſt die der männlichen Kraft ſind, einen baldigen Tod vor Augen ſah und nicht ſelber in den Krieg zog, — er hätte das Schlachtſchwert nicht mehr führen können — aber durch einen nachdenkenden, ſinnreichen Geiſt glänzte, wie die Ausſprüche beweiſen, die von ihm im Gedächtniß ſind, und der es ganz verſtand, das Uebergewicht des vaterländiſchen Gedankens feſtzuhalten.

So wie ſein beruhigender Einfluß verſchwunden war, brachen die alten Feindſeligkeiten, von dem allgemeinen Sinne des Jahrhunderts angeregt, auf das Heftigſte

hervor. Die letzten Jahrzehnte des vierzehnten und die ersten des fünfzehnten bewegten sich in steten Fluctuationen der öffentlichen Gewalt und des öffentlichen Geistes.

Es war nicht eine unbedeutende Frage, über welche der Streit sich wieder erhob, sondern eben die, welche für die innere Verfassung europäischer Länder vielleicht das größte Gewicht von allen hat: inwiefern eine periodische Steuerbewilligung der Stände erforderlich ist; denn daran knüpfen sich die meisten anderen Rechte der ständischen Versammlungen. Die Franzosen jener Zeit ergriffen sie mit dem lebendigsten Eifer. Paris und die übrigen Städte widersetzten sich der Hebung unbewilligter Abgaben, und es kam darüber zu einem Aufruhr, in welchem alle Leidenschaften entbrannten und sogar das Eigenthum gefährdet ward.

Nicht so ganz schlecht berathen war der französische Adel, der sich um den Regenten des Reiches schaarte, wenn er seine Waffen zuerst nach Flandern wandte, wo ein großer Gewerbtreibender den Grafen der Regierung beraubt hatte, und der Heerd der ganzen Bewegung war. Allerdings lag für den Adel auch eine große Gefahr darin. Wäre es der französischen Ritterschaft gegangen, wie der österreichisch-schwäbischen bei Morgarten, so hätte eine Republikanisirung des nördlichen Frankreichs erfolgen können. Schon dachte die Pariser Bevölkerung das feste Haus des Louvre und die noch im Bau begriffene Bastille zu schleifen.

Aber die Entscheidung der Waffen fiel in Flandern zu Gunsten des Adels aus. Er erfocht bei Roesbeke (23. Nov. 1382) einen vollständigen Sieg und unterwarf jene Landschaft ihrem Herrn. Bei dem Beginn der Schlacht hatten

ſich, als die Reichsfahne entfaltet wurde, die dichten Wolken plötzlich getrennt und die Sonne war aufgeſtiegen; der Adel glaubte darin ein Zeichen des unmittelbaren göttlichen Schutzes zu erkennen, er brachte die Fahne mit Feierlichkeit und Devotion nach St. Denys zurück und wendete ſich dann gegen Paris. Hier hatte Alles den Muth verloren. Die Ehrenbezeigungen der entgegenkommenden Bürgerſchaft wurden von dem König nicht angenommen, denn allzuſchwer habe ſie das königliche Haus beleidigt. Die Barrieren wurden niedergeriſſen, die Thore aus den Angeln gehoben, die Waffen mußten abgeliefert werden; die eiſernen Ketten, mit denen man des Nachts die Straßen ſperrte, wurden weggeführt, die Baſtille dagegen vollendet; die ſtädtiſchen Freiheiten, beſonders das Recht, den Prévôt des Marchands und deſſen Schöffen zu wählen und jede jurisdictionelle Befugniß zurückgenommen. Unter dem Schall der Trompeten wurden die alten Taxen auf den Verbrauch wieder abgekündigt, Niemand wagte, ſich ihrer Erhebung zu widerſetzen; der Gedanke tauchte auf, daß der König das Recht habe, die Steuern mit derſelben Unbeſchränktheit zu behandeln, wie ſeine Domänen; wenn man nicht wagte, denſelben mit Feſtigkeit auszuſprechen,[1] ſo hielt

[1] Die Chronica Caroli sexti (Chronique des religieux de St. Denys) hiefür die vornehmſte Quelle, drückt ſich nicht ganz deutlich aus I. p. 242. Quae (subsidia) quamvis occasione sopiendarum guerrarum et reparatione edificiorum regiorum forent nuper introducta hucusque a tempore Caroli defuncti sine populari consensu ut antiquitus fiebat persoluta. Quidam ipsa subsidia non modo iterum repetenda sed et deinceps sicut merum dominium et coram regis iudicibus dignum ducebant tractanda. Ich möchte größeren Nachdruck, als z. B. Felibien histoire de Paris I. 699, der dieſe

man doch auch keine neue Bewilligung für nöthig; eine lange Reihe von Jahren hindurch ſind allgemeine Stände nicht wieder beiſammen geweſen.

Im Jahre 1357 hatten die Städte, in der Ständeverſammlung vorherrſchend, einen Anlauf genommen, die ganze Regierung in ihre Hände zu bringen; im Jahre 1382 wurden ſie ihrer municipalen Rechte beraubt. Wie die Erfolge, ſo wogten die Meinungen hin und wieder. Schon damals iſt zuweilen die Lehre verkündigt worden, daß eine Regierung ohne die Beiſtimmung des Volkes Nichts vermöge,[1] bald darauf die entgegengeſetzte von der urſprünglichen Verſchiedenheit der Stände und der Nothwendigkeit, jeden auf ſeine Sphäre zu beſchränken. Eine Zeitlang drang die Meinung durch, daß man Tyrannen tödten dürfe; dann ward der vornehmſte Verkündiger derſelben verurtheilt; ſpäter kam bei dem Wechſel der Parteien die erſte Theorie wieder zu Ehren.

Auf die Entzweiung von Orleans und Burgund, die an ſich aus ganz anderen Anläſſen entſprang, wirkten auch dieſe Streitfragen ein; das Haus Orleans und die Armagnacs vertraten die zuletzt ſiegreich gebliebene Ritterſchaft; der Herzog von Burgund, der jetzt zugleich Graf von Flandern geworden war, nahm ſich der ſtädtiſchen Rechte an. Unter deſſen Einfluß wurden der Hauptſtadt im Jahre 1409 ihre municipalen Rechte zurückgegeben, die

Stelle vor ſich hatte, auf das Wort non modo repetenda legen. Man dachte ſie nicht allein zu erneuern, ſondern auch durch dieſe Bewilligung zu erhöhen. Dieß würde leicht einen allgemeinen Aufruhr hervorgebracht haben.

[1] Reges regnant suffragio populorum.

Einwohner durften sich wieder bewaffnen, ihre Schöffen selbst wählen. Eine Miliz, die hauptsächlich aus den erblichen Inhabern eines großen Gewerkes bestand, erhielt die Herrschaft des Hauses Burgund und der damals in der Stadt vorwaltenden Faction zugleich aufrecht. Kaum versuchte der Hof sich ihrer zu entledigen, so brach eine Empörung aus, in welcher die vor 30 Jahren niedergedrückten Ideen wieder emporbrangen. Eine Ordonnanz ward entworfen, welche unter Anderem das Prinzip der Wahl in dem Gerichtswesen einführen, das Jagdrecht beschränken und überhaupt die verschiedenen Zweige des öffentlichen Dienstes im popularen Sinne umgestalten sollte; König und Prinzen mußten sich, das Abzeichen des Aufruhrs den weißen Hut tragend, nach dem Justizpallaste verfügen und sie als Gesetz verkündigen. Zuweilen erscheint der Wechsel der Ereigniſſe auch in untergeordneten Persönlichkeiten. Ein Mensch, der im Jahre 1357 bei der Ermordung der Marschälle gewesen, ward 1382 dafür hingerichtet; im Jahre 1413 tritt ein alter Medicus an der Spitze der Anhänger von Burgund auf, von dem man sagte, er habe in frühester Jugend an jenem ersten Aufruhr Theil genommen. Der weiße Hut war das von Flandern im Jahre 1382 herübergekommene Zeichen der Empörung. Und so ging das ferner. Eine Zeitlang befanden sich die Armagnacs wieder im Besitz der Herrschaft und übten sie mit großer Gewaltsamkeit aus; i. J. 1418 erhob sich die Bürgerschaft und nahm die gräßlichste Rache an ihnen. Das Volk weidete seine Augen an den zusammengebundenen Leichen der Gewalthaber, denen es bisher hatte gehorchen müssen.

Indem aber war der engliſche Krieg wieder ausgebrochen, und ein Moment trat ein, wo alle dieſe Fragen, ſo wenig ſie urſprünglich mit einander gemein hatten, in einander aufgingen. Die Ritterſchaft erlitt abermals eine jener mörderiſchen Niederlagen, wie ſie die Engländer in dieſen Kriegen den ſtürmiſch andringenden Franzoſen beizubringen pflegten; bei Azincourt ſollen 8000 Edelleute geblieben ſein. Zwiſchen den Prinzen von Geblüt entbrannte die Wuth der Faction heftiger als je. Als Herzog Johann von Burgund auf der Brücke von Montereau, in Gegenwart des Dauphin erſchlagen war, hielt es der Sohn des Ermordeten für gerechtfertigt, wenn er ſich von dem Prinzen losſagte und den Vertrag von Troyes vermittelte, nach welchem Heinrich V. von England als künftiger König und ſogleich als Regent von Frankreich anerkannt wurde. Unter dem Einfluß des Herzogs trug die Stadt Paris kein Bedenken, dieſem Vertrage beizutreten; von den Mitgliedern des Parlaments, der Univerſität und der Geiſtlichkeit, hauptſächlich allen ſtädtiſchen Magiſtraten wurde er in feierlicher Verſammlung durch lauten Zuruf angenommen. Nie war, ſeit Philipp Auguſt, ein König in Paris beſſer empfangen worden, als Heinrich V. bei ſeinem Einzuge empfangen wurde; das Volk begrüßte ihn mit dem freudigſten Hoch; auch die verſammelten Stände nahmen den Vertrag an und unterwarfen ſich den neuen Geldforderungen. Nur in Verbindung mit England glaubten die Franzoſen ihrer ſtändiſchen und ſtädtiſchen Gerechtſame ſicher zu ſein. Ihrer

[1] Comme si le monde eut du offre sont renouvellé et estably en perpetuelle et permanente felicité. Chaſtellain: Chronique du duc Philippe 64.

politiſchen Selbſtändigkeit gedachten ſie nicht. Durch eine Art von Rechtsgang ward der Dauphin ſeines Anrechts an die Krone verluſtig erklärt.

Der antwortete bei der Nachricht, er appellire von dieſem Urtheil an die Spitze ſeines Schwertes. Es war ſchon etwas, daß er ſich auf ſich ſelbſt verließ, doch hätte ihn ſein Schwert, wie er es damals führte, allein ſchwerlich gerettet; er mußte ſich erſt von der mit Blut beſudelten Faction der Armagnacs trennen, die ihn damals umgab, wenn er wirklich König von Frankreich werden wollte.

Hierauf fand er die mannichfaltigſte Unterſtützung.

Die erſte gewährten ihm die Großen, die allmählig ſich wieder mit ihrem König verbanden. Es waren der Graf von Anjou und Provence, in deſſen Verwandtſchaft der König getreten war, der Herzog von Bretagne und deſſen tapferer Bruder Richemont; endlich der Herzog von Burgund, deſſen Beitritt der engliſchen Sache das Königreich verſchafft hatte, deſſen Rücktritt ihr daſſelbe wieder entreißen mußte. Sie wurden nach und nach Alle inne, daß ein einheimiſcher König ihnen beſſer war, als ein fremder und deſſen Stellvertreter.

Dann aber waren die Söhne der bei Azincourt Gefallenen zu männlichen Jahren gekommen und ſchloſſen ſich ihrem natürlichen Fürſten an, um den Tod ihrer Väter zu rächen und die verlorenen Plätze wieder zu erobern.

Endlich tauchte aus dem unterſten Stande, den Arbeitern des Landes, die wunderbarſte Erſcheinung auf: die Jungfrau von Orleans. Um ſie nur einigermaßen zu verſtehen, muß man ſich erinnern, wie das Haus der

französischen Könige, die Royaux de France und die Krone der Lilien von der Sage verherrlicht wurden: in dem Gebiete des Erzbisthums von Rheims, wo so viele Kirchen dem heiligen Remigius gewidmet sind, wie denn die Jungfrau selbst in einer von ihnen getauft worden, galt das Recht des gesalbten Königs als eine unmittelbar göttliche Institution. Jeanne Darc erweckte diese Religion des Königthums in den Massen, doch wußte sie wohl, daß die Ueberzeugung allein nicht genüge. Man machte ihr einst den Einwurf, wenn Gott das Land von den Feinden befreien wolle, so könne er es auch ohne Kriegsleute thun; sie antwortete mit treffendem Geist: die Kriegsleute werden streiten, dann wird Gott den Sieg geben.

Längst schon waren auch die Einwohner von Paris der englischen Herrschaft müde; nach dem Uebertritt von Burgund kehrten sie ebenfalls zu ihrem angeborenen König zurück.

Eine große Handlung ist, daß Carl VII., als er wieder Meister der Stadt geworden war, keinem seiner alten Gegner etwas zu Leide that. Seit einem Jahrhundert hatte der abwechselnde Sieg der Parteien die Hauptstadt und die Provinzen mit wechselseitigem Mord erfüllt. Dießmal hütete man sich, eine Partei wieder durch die andere auszustoßen, und Gewaltsamkeiten zu verhängen, welche die alten Stürme heraufbeschwören konnten.

Wenn die innere Entzweiung durch die Einwirkung der englischen Kriege so höchst gefährlich geworden war, so trug der Gegensatz gegen die Herrschaft der Engländer auch dazu bei die Versöhnung herbeizuführen. Alle Stände, von dem obersten bis zu dem niedrigsten wirkten zusammen,

um das Königthum herzuſtellen, das ſich nun aus dem tiefſten Verfall, Alle ſchützend und umfaſſend, wieder erhob.

Verweilen wir noch bei dieſem großen und rettenden Momente, in welchem das um ſein Daſein kämpfende franzöſiſche Königthum zugleich zu einer feſteren Organiſation für die Folge gelangte. Die Mittel des Kampfes wurden wie in andern großen Zeiten zu nationalen Inſtitutionen.

Die pragmatiſche Sanktion, zu der ſich der König und der Clerus damals vereinigten, darf nicht bloß als eine Acte des geiſtlichen Rechtes angeſehen werden; ſie war vielmehr die Vollendung früherer Maßregeln, durch welche der König und die ihm anhangende Geiſtlichkeit dem Einfluß des Papſtes, der den Engländern und Burgundern zu Statten kam, zu begegnen ſuchte.

„Die Erfahrung zeigte uns," ſagt König Carl VII.,[1] „daß Papſt Martin die Prälaturen und anderen anſehnlichen Pfründen unſeres Königreichs an Fremde verlieh, ſo wie an ſolche, welche die Partei unſerer Gegner hielten; mit dem Rath einer Verſammlung von Prälaten, Geiſtlichen und angeſehenen Laien haben wir darauf verordnet, daß Niemand in unſerem Reiche zu einer Pfründe gelangen ſolle, wenn er nicht aus demſelben gebürtig und uns zugethan iſt; aber auch der folgende heilige Vater (Eugen IV.) verlieh Tag für Tag Pfründen unſeres Reiches an Menſchen, die uns unbekannt, keine Eingeborene ſind und auf der Seite unſerer Feinde ſtehen." Es konnte nicht

[1] Lettres de Charles VII., par lesquelles il ordonne, que nul ne sera reçu aux bénéfices ecclesiastiques, s'il n'est du royaume, et affectionné au Roy. 10 März 143½ Ordonnances XIII, 178.

weit führen, dieſe Beſtimmungen nur einfach zu wiederholen; um das Uebel gründlich zu heben, trat der König dem damals verſammelten Concil zu Baſel bei; die Beſchlüſſe deſſelben zu Gunſten der Landeskirchen entſprachen ganz ſeinem Bedürfniß und ſeinem Sinn. In einer großen Verſammlung zu Bourges im Jahr 1438, bei der ſich 5 Erzbiſchöfe, 25 Biſchöfe und viele andere Geiſtliche niederen Ranges einfanden, wurden dieſe Beſchlüſſe mit geringen Abänderungen angenommen und zu einem Geſetz zuſammengefaßt, das man mit dem feierlichen Namen der pragmatiſchen Sanktion bezeichnete. Vor allem wurde den franzöſiſchen Kirchen das Recht der freien Wahlen zurückgegeben;[1] wie die Stimmung der Nation nunmehr war, brauchte man nicht zu fürchten, daß ſie auf Gegner des Königs, Anhänger ſeiner Feinde, fallen würde. Der Widerſpruch gegen die pecuniären Anforderungen der römiſchen Curie, den Philipp der Schöne einſt erhoben hatte, konnte nun erſt auf den Grund allgemeiner Beſchlüſſe einer Kirchenverſammlung durchgeführt werden. Eben das war für Rom das empfindlichſte, daß in kirchlichen Dingen Feſtſetzungen getroffen wurden, ohne den Papſt. Alles ſchloß ſich, wie der Kampf es forderte, in welchem man begriffen war, an den König.

Mit der Aufſtellung der Geiſtlichkeit im gallicaniſchen Sinne ſtand die Erneuerung des Parlamentes in genauem Zuſammenhang.

Carl VII. hatte das Parlament zu Paris, das von dem Herzog von Burgund eigentlich neu eingerichtet wurde

[1] Es iſt das Decretum de electionibus 12te Seſſion des Basler Concils.

und dem engliſchen König den Eid der Treue leiſtete, niemals anerkannt. Aus den treu gebliebenen, zu ihm geflüchteten Mitgliedern bildete er ſich ſein Parlament zu Poitiers; nach dem Siege führte er es nach Paris zurück. In dieſem ſah er „den ſtarken Arm ſeiner Gerechtigkeit.“ Und wie dieß nun in jeder Beziehung die alten Grundſätze der franzöſiſchen Rechtspflege erneuerte, ſo hielt es auch die ihm ſeit Philipp dem Schönen ertheilten Berechtigungen in Bezug auf geiſtliche Dinge feſt und nahm eine ſehr trotzige Stellung den Anſprüchen des römiſchen Hofes gegenüber ein. Der römiſche Biſchof, ſagt Pius II., deſſen Pfarre die Welt iſt, hat in Frankreich nicht mehr Gerichtsbarkeit, als das Parlament ihm bewilligt; ſogar den geiſtlichen Cenſuren glaubt es den Eingang ins Königreich verſagen zu können.

Indeſſen zeigte ſich vor allen Dingen nothwendig, die Verwaltung und den Geldhaushalt einigermaßen herzuſtellen. Es war nun ſo weit gekommen, daß die königlichen Domänen großentheils von Privatleuten eingenommen, oder ihnen verliehen, nichts mehr ertrugen; die Bauten der Schlöſſer konnten daraus nicht mehr beſtritten werden.[1] Die Steuern, welche die früheren Könige aufgelegt, hatte Carl VII., um die allgemeine Gunſt nicht zu verlieren, — denn auf der engliſchen und der burgundiſchen Seite that man daſſelbe, — geradezu fallen laſſen müſſen. Er war auf die ſpärlichen und unſicheren Bewilligungen der Stände, die ihm noch getreu geblieben, angewieſen. Aus dieſer finanziellen Unordnung und dem Geldmangel entſprang

[1] Préface aux ordonnances Tom. XIII p. LXX.

die Eigenmacht der Kriegsbanden, welche das Reich erfüllten. Wie oft haben Capitäne, die für den König fochten, die Befehle ſeiner Marſchälle zurückgewieſen; wie oft haben ſie ſich hinter den Mauern ihrer Feſtungen die ſchnödeſten Gewaltthaten erlaubt. Zuweilen haben ſie erſt aus den Gränzen verjagt werden müſſen, um für ihre Rückkehr wirkliche Dienſte zu leiſten.

Carl VII. ſuchte zunächſt ihren Plünderungen dadurch ein Ziel zu ſetzen, daß er ihnen in den Bezirken, die ſie inne hatten, beſtimmte Einkünfte oder doch Naturallieferungen für Mann und Pferde verſchaffte; es war wie eine Brandſchatzung; die ſonſt unvermeidlichen Kriegsbedrängniſſe wurden durch regelmäßige Leiſtungen abgekauft.

Im Jahre 1439 brachte er es aber zu einer ähnlichen Einrichtung für das geſammte Reich, die dann zugleich eine hohe politiſche Bedeutung gewann. In einer Verſammlung zu Orleans, bei der wir Abordnungen der Herzoge von Orleans, Burgund, Bretagne, des Grafen von Armagnac und der Stadt Paris finden, überzeugte man ſich, daß man die Truppen, deren man für den fortdauernden Krieg bedurfte, nicht im Zaum halten könne, wenn man ſie nicht regelmäßig beſolde und einem einzigen Oberbefehl unterordne. Es war eine der größten Veränderungen, wenn nun auf den Rath, wie es in der Urkunde heißt, der Prinzen und Barone, Prälaten und Geiſtlichen, Edelleute und Leute von den guten Städten, eine Ordonnanz erlaſſen werden konnte, die dieß feſtſetzt.[1] Die bisher

[1] Lettres de Charles VII. pour obvier aux pilleries et vexations des gens de guerre 2. Nov. 1439. Ordonn. des rois de France XIII, 306.

beinahe unabhängig gewordenen Großen leisteten wirklich darauf Verzicht, ohne Erlaubniß des Königs Truppen zu halten, und sprachen demselben das ausschließende Recht zu, Capitäne zu ernennen, die dann für jeden Unfug, der von ihren Compagnien verübt würde, eben ihm verantwortlich sein sollten. Sie ließen sich in der That verbieten, Taillen eigenmächtig auf ihre Unterthanen zu legen, oder die vom Könige aufgelegten zu erhöhen; dem König wurde zu dem Zwecke der Truppenbesoldung die Erhebung einer allgemeinen Auflage eben so gut von den Unterthanen der Großen, wie in den unmittelbaren Gebieten zugestanden. Man darf es als gewiß ansehen, daß die vornehmsten von den Herren durch Zusicherung von Geldentschädigungen zu ihrer Nachgiebigkeit bewogen wurden, auch läßt sich nur so der für die Zahl der Truppen unverhältnißmäßig hohe Betrag der Taille erklären.[1]

Hierdurch bekam nun der Geldhaushalt eine vollkommen andere Gestalt. Der König nahm an, da die Miliz immer bestehen sollte, daß auch die Bewilligung auf immer geschehen sei, und traf feste und durchgreifende administrative Einrichtungen. Unmittelbar nach dem Siege hatte eine Versammlung der drei Stände auch die Herstellung der Steuern bewilligt. An die Stelle der bisher mit der Umlegung der Auflagen betrauten Elu's der Communen traten königliche Beamte, die jenen Namen auch

[1] Comines versichert es I, 384 ausdrücklich. Der venetianische Gesandte Zreviſan fügt in seiner Relation von 1502 der Aufzählung des Einkommens die Worte hinzu: »di quel danaro il re paga la pension ordinaria di Signori, come ordino Henrico VII.« (verschrieben für Carlo).

die Eigenmacht der Kriegsbanden, welche das Reich erfüllten. Wie oft haben Capitäne, die für den König fochten, die Befehle seiner Marschälle zurückgewiesen; wie oft haben sie sich hinter den Mauern ihrer Festungen die schnödesten Gewaltthaten erlaubt. Zuweilen haben sie erst aus den Gränzen verjagt werden müssen, um für ihre Rückkehr wirkliche Dienste zu leisten.

Carl VII. suchte zunächst ihren Plünderungen dadurch ein Ziel zu setzen, daß er ihnen in den Bezirken, die sie inne hatten, bestimmte Einkünfte oder doch Naturallieferungen für Mann und Pferde verschaffte; es war wie eine Brandschatzung; die sonst unvermeidlichen Kriegsbedrängnisse wurden durch regelmäßige Leistungen abgekauft.

Im Jahre 1439 brachte er es aber zu einer ähnlichen Einrichtung für das gesammte Reich, die dann zugleich eine hohe politische Bedeutung gewann. In einer Versammlung zu Orleans, bei der wir Abordnungen der Herzoge von Orleans, Burgund, Bretagne, des Grafen von Armagnac und der Stadt Paris finden, überzeugte man sich, daß man die Truppen, deren man für den fortdauernden Krieg bedurfte, nicht im Zaum halten könne, wenn man sie nicht regelmäßig besolde und einem einzigen Oberbefehl unterordne. Es war eine der größten Veränderungen, wenn nun auf den Rath, wie es in der Urkunde heißt, der Prinzen und Barone, Prälaten und Geistlichen, Edelleute und Leute von den guten Städten, eine Ordonnanz erlassen werden konnte, die dieß festsetzt.[1] Die bisher

[1] Lettres de Charles VII. pour obvier aux pilleries et vexations des gens de guerre 2. Nov. 1439. Ordonn. des rois de France XIII, 306.

beinahe unabhängig gewordenen Großen leisteten wirklich darauf Verzicht, ohne Erlaubniß des Königs Truppen zu halten, und sprachen demselben das ausschließende Recht zu, Capitäne zu ernennen, die dann für jeden Unfug, der von ihren Compagnien verübt würde, eben ihm verantwortlich sein sollten. Sie ließen sich in der That verbieten, Taillen eigenmächtig auf ihre Unterthanen zu legen, oder die vom Könige aufgelegten zu erhöhen; dem König wurde zu dem Zwecke der Truppenbesoldung die Erhebung einer allgemeinen Auflage eben so gut von den Unterthanen der Großen, wie in den unmittelbaren Gebieten zugestanden. Man darf es als gewiß ansehen, daß die vornehmsten von den Herren durch Zusicherung von Geldentschädigungen zu ihrer Nachgiebigkeit bewogen wurden, auch läßt sich nur so der für die Zahl der Truppen unverhältnißmäßig hohe Betrag der Taille erklären. [1]

Hierdurch bekam nun der Geldhaushalt eine vollkommen andere Gestalt. Der König nahm an, da die Miliz immer bestehen sollte, daß auch die Bewilligung auf immer geschehen sei, und traf feste und durchgreifende administrative Einrichtungen. Unmittelbar nach dem Siege hatte eine Versammlung der drei Stände auch die Herstellung der Steuern bewilligt. An die Stelle der bisher mit der Umlegung der Auflagen betrauten Elu's der Communen traten königliche Beamte, die jenen Namen auch

[1] Comines versichert es I, 384 ausdrücklich. Der venetianische Gesandte Zrevisan fügt in seiner Relation von 1502 der Aufzählung des Einkommens die Worte hinzu: »di quel danaro il re paga la pension ordinaria di Signori, come ordino Henrico VII.« (verschrieben für Carlo).

Guyenne behaupten. Die Welt war erstaunt, als man die französischen Fahnen nicht allein in der Normandie wehen, sondern die Engländer auch aus dem hundertjährigen Besitz von Aquitanien weichen sah. Sie behielten nichts als Calais.

Für die Besiegten vielleicht ein eben so großes Glück wie für die Sieger, denn die Nationen mußten sich trennen, wenn eine jede sich nach ihren eigenen inneren Trieben entwickeln sollte.

Zweites Buch.

Politik und Krieg in der zweiten Hälfte des funfzehnten und der ersten des sechzehnten Jahrhunderts.

In italieniſchen Arſenalen nennt man den großen Baum, an welchen das übrige Holzgefüge angelegt wird, um den Maſt zu bilden, die Seele; auf holländiſchen Werften wird er der König genannt. Das wahre Königthum beſteht in einer Volk und Stände zuſammenfaſſenden Macht, die ihr Gleichgewicht erhält und ſie durch die Stürme führt.

Man darf behaupten, daß ſich das franzöſiſche Königshaus, trotz mancher Schwäche, zu einer ſo hohen Bedeutung für die franzöſiſche Nation erhoben hatte.

In dem Augenblicke des größten Auseinanderſtrebens der innern Bildungen war es zum Träger der Idee der Gewalt erkoren worden — nur eben der Idee, wie ſie ſich im Streite der Jahrhunderte geſtaltet hatte — bis endlich die Zeit kam, wo ſie durch die Ausführung des einfachſten Inhalts ihrer Grundgedanken auch realiſirt werden konnte; mit dieſem durchdrang die Monarchie alle Elemente des Volkes und faßte ſie zuſammen. Dann war ein Krieg ausgebrochen, welcher die Nation in eine unnatürliche Verbindung mit einer andern, deren Entwicklung, wenn

gleich verwandt, doch auf wesentlich abweichenden Principien beruhte, bringen zu müssen schien; diesen Krieg hatte der valesische Zweig des capetingischen Hauses glücklich bestanden: Nation und Staat waren ihr eigen geblieben.

Alle diese so mannichfaltig zusammengesetzten Landschaften, die unter einander entzweiten Stände schlossen sich der Krone wieder an, in deren Macht sie ihre Rettung und ihre Freiheit sahen.

Nicht als ob alle innern Streitfragen gelöst und ausgetragen gewesen wären. Die Einziehung von unbewilligten Auflagen fand namentlich in den noch zuletzt von England losgerissenen Provinzen großen Widerspruch. In einem Geschichtschreiber der Zeit[1] liest man die entgegengesetzten Argumente, mit denen die Eingesessenen der Landschaften und die königlichen Beamten einander begegneten. Aber die Auflage war mäßig und man zahlte sie.

Ueberhaupt war die Einheit nicht erdrückend noch gewaltsam.

Im Namen der Krone ward die Gerechtigkeit allenthalben verwaltet, aber durch große, wohlorganisirte, keineswegs von momentaner Willkür abhängige Corporationen; der Clerus schloß sich dem Königthum an, aber hauptsächlich um von ihm in seiner Selbstständigkeit geschützt zu werden; die besoldete Miliz war wenig zahlreich, und sie konnte der militärischen Bedeutung des Adels keinen Eintrag thun. Die großen Vasallen machten sogar noch den Anspruch, bei der Berathung der allgemeinen Angelegenheiten zugezogen zu werden, und Carl VII. wagte denselben,

[1] Amelgardus, dessen Schrift es sehr verdient, gedruckt zu werden.

wenn die Sache zur Sprache kam, nicht geradezu zurückzuweiſen.[1] Deſſen Sohn, Ludwig XI., nahm ſich als Dauphin der Sache der Barone gegen ſeinen Vater an; daſſelbe that dann ihm gegenüber ſein Bruder, der Herzog von Berry.

Noch hatten dieſe Landherren eine nicht viel weniger bedeutende Stellung in Frankreich als ihre Standesgenoſſen, die erblichen Fürſten in Deutſchland.

Die Herzoge von Bretagne durften ſich noch weigern, die pragmatiſche Sanction anzunehmen; derſelben ſetzten ſie eine Verbindung mit dem Papſt entgegen; ſie nannten ſich, dem König zum Trotz: Herzoge von Gottes Gnaden; ſelbſtſtändig gründeten ſie eine Univerſität. Noch hatten die Grafen von Anjou und Provence ihre Anrechte auf Syrien und Jeruſalem, die ihnen eine Stellung unter den unabhängigen Mächten der Welt gaben, nicht vergeſſen. Manchem Reiſenden erſchien das Schloß zu Angers, wo ſie Hof hielten, mit mehr als zwanzig Thürmen als die feſteſte Burg der Erde; allerlei Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunſt hatten ſie in den Grotten und Grüften deſſelben aus aller Welt vereinigt. Die vornehmſte Stätte der ritterlichen Cultur war der Hof der Herzoge von Orleans zu Blois; einer der letzten von ihnen hatte dort durch ein ächtes poetiſches Talent einen eigenthümlichen Ton angeſchlagen; viele berühmte Namen ſammelten ſich um ihn. Aber noch bei weitem zahlreicher beſucht und glänzender war die Hofhaltung der Herzoge von Burgund. Die Fremden ſind erſtaunt über die große Zahl von Rittern, Grafen, ja von Fürſten, die ſie um Philipp den Guten

[1] Rede und Gegenrede bei Monſtrelet.

geſchaart finden, und noch mehr über den Schatz, den er ihnen zeigen ließ, „ob hunderttauſend Centner geſchlagenen Goldes, unausſprechlich viel überköſtlich Kleinod.“[1]

Wir haben der Parteibeſtrebungen des Hauſes Burgund ſchon erwähnt; erſt jetzt aber ſchlug es eine Richtung ein, welche welthiſtoriſch und beſonders für die äußere Macht wie für die innere Entwicklung von Frankreich entſcheidend geworden iſt. Eben aus dem Verhältniß der großen Herren zu dem Oberhaupt in dieſem Stadium ging ſie hervor.

Wenn die früheren Könige erledigte Lehen an Mitglieder des königlichen Hauſes brachten, ſo glaubten ſie damit die Größe deſſelben zu befördern. So mochte auch König Johann geſinnt ſein, als er dem jüngſten und ſchlachtmuthigſten ſeiner Söhne, der ihn in die Gefangenſchaft begleitet hatte, im Jahre 1363 das Herzogthum Burgund übertrug. Der lebenskräftige Stamm, den er damit gründete, breitete ſich auf das Raſcheſte aus. In wenig Generationen erwarb er Flandern mit jenen Städten, welche immer einen ſo großen Einfluß auf die nordfranzöſiſchen ausgeübt, das benachbarte reiche Brabant, die ſtreitbaren walloniſchen Landſchaften, Artois, Hennegau, Namur, Luxemburg, die der See mit Hartnäckigkeit abgezwungenen germaniſchen Küſtenländer, weit jenſeit der Gränzen der franzöſiſchen Lehnsherrlichkeit. Unmöglich aber konnte in einer Zeit allgemeiner Parteiung die Erhebung eines Zweiges des königlichen Hauſes zu ſelbſtſtändiger Macht dem Haupte deſſelben oder der Nation zum

[1] Reiſe des böhmiſchen Herrn Leo's von Rozmital. In der Bibliothek des literariſchen Vereins zu Stuttgart VII, p. 161 ff.

Gewinn gereichen. Wir berührten die Verbindung Burgunds mit England. Wenn Philipp der Gute sie abbrach und sich der Krone von Frankreich wieder anschloß, so geschah dieß nicht, ohne daß er sich die größten Vortheile, die Erweiterung seines Gebietes bis an die Somme, ausbedungen hätte.

Der Herzog von Burgund war der erste Pair von Frankreich und alle Bestrebungen der großen Vasallen hatten an ihm einen natürlichen Rückhalt.

Wie glänzend erschien er abermals bei der Krönung Ludwigs XI. in Rheims; er hatte ihm eine Zuflucht bei sich gewährt und führte ihn jetzt zurück; neben der Pracht, die er entfaltete, verschwand die bescheidene Gestalt des jungen Königs. Als er darauf nach Paris kam, ward er mit so vielen Bezeugungen von burgundischer Sympathie empfangen, daß man glauben durfte, der Stadt wäre es noch lieber gewesen, ihn sogleich als König zu begrüßen.

Zwischen einem Vasallen wie dieser und einem Königthum, das in der Aufnahme seiner Macht begriffen war, konnte trotz aller persönlich freundlichen Beziehungen keine lange Allianz bestehen.

Als Ludwig XI. sich des Rechtes bedienen wollte, das ihm der Vertrag von Arras gewährte, die Sommestädte durch Wiederkauf an die Krone zurückzubringen, erweckte er die Feindseligkeit des aufwachsenden Erben, bald darauf Herzogs von Burgund, der die Behauptung aufstellte, daß ihm persönlich das Gegentheil versprochen worden sei; und nach einiger Zeit kam es zu einem Kampfe, zunächst zwischen Burgund und der Krone, an welchem aber alles was sich selbstständig fühlte, gegen sie Antheil nahm.

Im Jahre 1465 ſah man alle großen Vaſallen noch einmal gegen den König vereinigt; Armagnacs und Burgunder fochten in demſelben Lager; Ludwig XI. ward nach einem Verluſt im offenen Felde zu einem Frieden genöthigt, in welchem er nicht allein die Sommeſtädte fahren laſſen, ſondern ſich überhaupt zu erniedrigenden Bedingungen verſtehen mußte. Eine Commiſſion von 36 Notabeln, aus Geiſtlichen, Edelleuten und Rechtsgelehrten zuſammengeſetzt, ſollte über die in dem Reiche vorzunehmenden Reformen, namentlich auch in Bezug auf die Gerechtſame der Stände, Berathung pflegen und endgültige Beſchlüſſe faſſen.

Als ſich ein paar Jahr ſpäter Ludwig unvorſichtiger Weiſe in die Gewalt Herzog Carls begeben hatte, iſt darüber berathſchlagt worden, ob man nicht den Bruder des Königs, Herzog von Berry, herbeirufen und unter der Autorität des nächſten Prinzen von Geblüt, eine Einrichtung zum Vortheil der Großen des Reiches treffen ſollte; der König wäre dann feſtgehalten und ein Regiment der großen Herren aufgerichtet worden. Ein Glück für den König, daß ſeinen Gegnern ſelbſt nicht viel an einer feſten Einrichtung lag. Der Herzog von Bretagne proteſtirte gegen jene Commiſſion, als den Rechten ſeines Herzogthums nachtheilig; der Herzog von Burgund war zufrieden, daß der König, der die Stadt Lüttich in Schutz genommen, ihm gegen dieſelbe gleichſam Heeresfolge leiſtete.

Welche Rolle wäre überhaupt der franzöſiſchen Krone zugefallen, wenn Carl der Kühne ſeine Abſichten erreicht, und ſeine Macht von den Niederlanden her über Lothringen und Elſaß nach der Schweiz ausgedehnt hätte? In den Ständen zu Dijon iſt die Rede davon geweſen, daß

Burgund seine alte Unabhängigkeit von der Krone zu erneuern habe. Bei der Erledigung von Provence, welche nahe bevorstand, hoffte der Herzog auch dieses Land an sich zu bringen. Ein neues lothringisch-burgundisches Reich hätte sich im Osten und Süden an Frankreich angelegt; im Norden und Westen wäre es von der Unabhängigkeit der Bretagne und von den Engländern, deren Ansprüche Burgund wieder aufrief, eingeengt worden. Frankreich wäre eine kleine Macht in der Welt gewesen.

Die historische Wissenschaft schmeichelt sich oft, die ununterbrochene Continuität eines begonnenen Wachsthums gleichsam aus innerer Nothwendigkeit nachzuweisen. Gestehen wir aber, alle die Reunionen, die sich in den Verzeichnissen so prächtig ausnehmen, selbst die staatsrechtlichen Grundlagen der Macht, waren nur vorbereitender Natur und hätten nur wenig bedeutet, wenn ein solches Fürstenthum sich neben der Krone aufgestellt hätte. Mit allen Tendenzen der innern Unabhängigkeit wäre es verbündet gewesen.

Fragen wir nun, ob die Krone in sich selbst die Kraft besaß, diese Gefahr abzuwenden, so läßt sich das nicht behaupten. War sie nicht den Großen, die ihr im englischen Kriege so wesentliche Dienste geleistet hatten, eben dafür verpflichtet? Mußten nicht diese einen ansehnlichen Theil des Adels durch ihren natürlichen Einfluß mit sich fortreißen? Der Versuch ein einheimisches französisches Fußvolk zu bilden war nicht gelungen. Wohl kann man nicht zweifeln, daß der König die Stimme der Nation im allgemeinen für sich hatte: ein übrigens gut burgundisch gesinnter Autor hat doch die Klagen

verzeichnet, welche man allenthalben über den Herzog Carl erhob; man fand es abscheulich, daß der Unterthan und Vasall seinen König und Herrn lieber mit eigener Macht, als mit fremder Hülfe angreife und zu tyranniſiren ſuche; eine ſtändiſche Verſammlung, die der König im Jahr 1467 berief, nahm ſich ſeiner Sache wenigſtens gegen den Herzog von Bretagne und gegen ſeinen Bruder entſchieden an. Aber wären ſie fähig oder auch nur geneigt geweſen, gegen den Herzog von Burgund die franzöſiſchen Waffen zu erheben und ihn niederzuwerfen? Die ganze Lage der Dinge macht nicht dieſen Eindruck.

Wie nun aber Herzog Carl nach einer europäiſchen Macht aufſtrebte, ſo konnte es nicht anders ſein, als daß der König zum Kampfe gegen ihn Verbündete außerhalb ſeines Reiches fand.

Hauptſächlich mit dem in hochdeutſchen Landen gebildeten Bunde mächtiger Städte und tapferer Bauerſchaften, der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, ſtieß Herzog Carl auf ſeinem Wege zuſammen. König Ludwig XI. bot denſelben ſein Bündniß an.

Von allen Gewalten der damaligen Zeit unterſchied ſich die franzöſiſche dadurch, daß ſie, legitim und feſt, zugleich Geldmittel zu ihrer freien Verfügung beſaß. Ludwig XI. erhöhte jene unbewilligte Auflage, auf die ſein Vater den neuen Staat gegründet hatte, nicht ſowohl nach ſeinem Gutdünken, als nach ſeinem Bedürfniß. Um die Anſprüche der Großen auf einen ihnen davon zukommenden Antheil bekümmerte er ſich nicht mehr. Er trieb das Geld mit der äußerſten Strenge ein; verwendete es aber dann mit einer gewiſſen Freigebigkeit und ohne Rückhalt.

Im Spätjahr 1474 ward nun der für die Eidgenoſſen nicht minder, als für Frankreich verhängnißvolle Vertrag vollzogen, kraft deſſen der König gegen eine anſehnliche Geldzahlung alle Zeit auf den Zuzug ſchweizeriſcher Hülfstruppen rechnen konnte.

Auch mit den einzelnen Ständen wurden Verträge geſchloſſen. Weil ſie zu Behuf der abgeſchloſſenen Conföderation Ausgaben und Koſten haben dürften, wies ihnen der König auf ſeine Caſſen in Languedoc und Languedoil beſtimmte Jahrgelder an, auf ſo lange als ſie in ſeinem Dienſte verbleiben würden. [1]

Das iſt nicht ein gewöhnlicher Bund; das Außerordentliche daran iſt, daß die Führer einer mächtigen republikaniſchen

[1] Ich füge die Worte der für Zürich gegebenen Verſicherung (4. Mai 1475) aus dem Zürcheriſchen Staatsarchiv bei. Loys etc. Scavoir faisons, que nous considerant les grans aliances et conféderations — prises et accordées entre nous et les villes et pays de l'ancienne ligue de la haulte Allemaigne et que pour icelles entretenir en ensuivant les poincts et articles contenues es dites aliances et conféderations conviendra faire plusieurs grands frais mises et depenses à aucunes des bonnes villes des dicts hautes Allemagnes et autres particuliers des dits pays pour eux entretenir en nostre service au fait de nos guerres et autrement à icelles bonnes villes et autres particuliers des dits hautes Allemagnes, pour ces causes et considerations et autres à ce mouvantes et mesmement pour leur aider à supporter les dits grands frais mises et depenses que à ces causes faire soutenir et supporter leur conviendra pour notre dite service, avons ordonné et ordonnons certaine somme de deniers: c'est à scavoir aux gouverneurs de la communité de Zuric la somme de 11 milles livres tournois à icelle avoir et prantre dorenavant par chaqun an par manière de pension tant qu'ils s'entretiendront en nostre dit service etc.

Verbindung ein persönliches Interesse bekamen, die Sache der höchsten Gewalt in Frankreich, deren vornehmste Befugniß eben in der Gelderhebung lag, zu der ihren zu machen.

Noch bildeten die Schweizer das einzige bedeutende Fußvolk der abendländischen Welt; ein unberechenbarer Vortheil für das französische Königthum lag darin, dessen Streitbarkeit und Disciplin gegen innere und äußere Feinde aufrufen zu können.

Zunächst entschieden sie in dem großen Kampfe gegen Carl den Kühnen.

Vor der Schlachtordnung der Söhne des Gebirgs erlag das prächtige Heer desselben; alle seine weitausgreifenden, Frankreich, Deutschland und Italien umfassenden Pläne brachen sich an diesem Widerstand; er selbst kam um.

Da sich alle politischen Gefahren an diese Persönlichkeit knüpften, so begreift man den Eindruck, den ihr Untergang auf den König machte; er sah nicht allein seine Berechnung gelungen: es konnte ihm zu Muthe sein, als fühle er sich von der Schnürbrust befreit, die seinen Athem einengte.

Nun war kein Zweifel, daß Guyenne, das an den Herzog von Berry verliehen gewesen, aber nach dessen Tode der Krone wieder heimgefallen war, ihr verbleiben würde; Carl der Kühne hätte dieß niemals geduldet. Nun konnte auch die Provence, auf welche dieser sein Auge geworfen, auf die aber Ludwig XI. von seiner Mutter her gerechtfertigte Ansprüche besaß, als der Fall der Erledigung eintrat, ohne Schwierigkeit an die Krone gezogen

werden; die alte Hoheit des deutſchen Reiches machte Niemand geltend; den Franzoſen ſchien es Rückſicht genug, wenn ſie das Land dem Königreiche nur annectirten, wie ſie ſagten, nicht reunirten. Aber welch ein unſchätzbarer Zuwachs lag in dieſer Verbindung! die Gedanken Philipp des Schönen wurden vollſtändig ausgeführt, die weſtfränkiſche Krone erſtreckte ihre unmittelbare Herrſchaft über die geſammte ſüdliche Küſte; Marſeille ward nun erſt ein franzöſiſcher Hafen.

Indeſſen brachte der Tod des Gegners die burgundiſchen Beſitzungen in der Picardie, über welche der Streit ausgebrochen war, ohne Weiteres an die Krone zurück; aber was früher das äußerſte Ziel der Politik des Königs gebildet hatte, genügte ihm jetzt nicht, er ergriff den Anlaß, auch Burgund zurückzufordern; obgleich in der urſprünglichen Verleihung von einer Beſchränkung des Erbrechts auf die männlichen Nachkommen nicht die Rede geweſen war, ſo glaubte er doch erklären zu dürfen, daß eine ſolche die Regel ſei, und nahm das Land in Beſitz.

Hätte die Provinzialunabhängigkeit noch eine feſte Wurzel in den Gemüthern gehabt, ſo würden dieſe Erwerbungen wahrſcheinlich auf unüberwindliche Schwierigkeiten geſtoßen ſein; aber ſchon war die franzöſiſche Nationalität zu einem Gemeingefühl entwickelt, vor welchem keine Abſonderung mehr beſtehen konnte. Wenn die Länder, die einen andern Oberlehnsherrn anerkannten, mühelos herbeigebracht wurden, wie hätten diejenigen widerſtehen ſollen, welche den König ſchon längſt als ihr Oberhaupt verehrten.

Ludwig XI. trug Sorge, was in den Provinzen von

provinziellem Geiſt noch übrig war, durch provinzialſtändiſche Inſtitutionen zu befriedigen; ſeine Regierung iſt dadurch bemerkenswerth, daß ſie dieſelben begünſtigte. Wir finden unter ihm Zuſammenkünfte der drei Stände in Champagne und Brie, Dauphiné, Perigord und Quercy, der Baſſa Marcha de Rovergue, Guyenne, und in regelmäßiger, ununterbrochener Wirkſamkeit in Normandie und Languedoc. Der König drängt ſie häufig zu Geldbewilligungen, aber er zeigt ihnen Vertrauen, giebt ihren Klagen Gehör, und ſucht ihren Beſchwerden abzuhelfen.[1] Um ſo leichter ſchloſſen ſich ihm dann die Stände der neu erworbenen Landſchaften an. Den provençaliſchen verſprach er die Erhaltung ihrer Privilegien und Gewohnheiten, namentlich ihres geſchriebenen Rechtes; den burgundiſchen gab er die ausdrückliche Verſicherung, niemals eine Auflage ohne ihre Bewilligung auszuſchreiben. Er förderte die Provinzialverfaſſungen die ſeiner Selbſtbeſtimmung in politiſchen Dingen keinen Eintrag thun konnten. Wenn einſt in einem ſeiner Verträge die Ratification der franzöſiſchen Stände vorbehalten war, ſo hat er dieſelbe nicht etwa allgemeinen Ständen, von denen ſich das eher hätte beſorgen laſſen, ſondern 47 verſchiedenen provinzialſtändiſchen Verſammlungen abgefordert. Damit hängt es zuſammen, daß er nach dem Beiſpiel und Vorgang ſeines Vaters das Gewohnheitsrecht ſammeln ließ, und den Provinzen beſondere oberſte Gerichtshöfe gab. Zwiſchen 1444 und 1501 haben Languedoc, Dauphiné, Burgund, Guyenne, Provence ihre Parlamente erhalten, und dieß hatte um ſo mehr zu bedeuten, als

[1] J. Paquet Institutions provinciales 124.

Ludwig XI. den Grundſatz der Unabſetzbarkeit der Beamten zuerſt mit Entſchiedenheit anerkannte. Bei der Idee von tyranniſcher Gewalt, die ſich an ſeinen Namen knüpft, iſt es beſonders auffallend, daß er ſich auch den Städten günſtig erwies. Er beſtätigte ihre Privilegien und gab deren, wo er keine vorfand. Eine Menge von Freibriefen ſind vorhanden, in denen er freie Wahlen der Magiſtrate einführt, und an die Verwaltung dieſer Aemter die Erwerbung des Adels knüpft; allgemeine Verſammlungen der Bürgerſchaften geſtattete er gern; denn er hegte eine natürliche Vorliebe für das Volk und haßte die Großen. Die Einwohner von Paris, die ihn in ſeinem Kriege mit den Prinzen, als die Dinge noch eben ſehr gefährlich ſtanden, mit freudigem Zuruf empfingen, erwarben dadurch ſeine volle Gunſt. Vielleicht hat kein anderer Fürſt für das Emporkommen von Paris ſo viel gethan, als eben Ludwig XI. Er gab der Stadt gerichtliche und mercantile Vorrechte, erleichterte die Zufuhr von Lebensmitteln, begünſtigte vor allem den Zuzug von Fremden, für welche ſie beinahe als ein Aſyl angeſehen werden konnte, ſo daß ſie ſich an Menſchenzahl ſtattlich aufnahm, und lehrte die Bürger die Waffen führen.[1] Er hatte einen vollkommenen Begriff davon, wie viel ihm ſein Anſehen in Paris für das übrige Königreich werth ſei; das Uebergewicht der Hauptſtadt kam ihm bei Herbeibringung der Städte in der Picardie weſentlich zu Statten.

[1] Schon der alte Choppin de moribus et institutis Parisiensium 4, 434 hebt die Privilegien Ludwigs XI hervor; Felibien hat das Meiſte, doch nicht Alles. Felibien berechnet aus der Zahl der Bewaffneten, daß Paris damals 300,000 Einwohner gehabt habe. Dulaure will nur 150,000 zugeben.

Man ſieht leicht, daß die Ueberwältigung der großen Vaſallen, und die Begünſtigung eines provinziellen und ſelbſt eines populären Elements einander entſprechen. Jene forderten Theilnahme an der Ausübung der höchſten Gewalt, dieſes begnügte ſich noch mit den beſondern Vorrechten einer untergeordneten Exiſtenz; über beide erhob ſich der monarchiſche Gedanke: Frieden gebietend, Gehorſam erzwingend, die großen Intereſſen der Nation in ſich tragend, durch raſche Züchtigung furchtbar, gleichſam allgegenwärtig, von Niemand Rath nehmend, in ſich ſelbſt feſtbegründet. Vor der Erſcheinung der Monarchie unter einem Fürſten, wie dieſer war, erſchrak die Welt. Ludwig XI. war ein Charakter, in dem ſich ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften begegnen; — Freigebigkeit und Habſucht, unvorſichtige Hingebung und ein immer reges, niemals zu beruhigendes Mißtrauen, ängſtliche Furchtſamkeit in der Bedrängniß, im Glück eine unbedingte Zuverſicht zu deſſen Fortgang. In ihm verſchwindet vor der Fürſorge für das Ganze alle Rückſicht auf die Einzelnen; Gerechtigkeit und Grauſamkeit fallen in einander; die große Anſicht, daß das Königthum ein Amt und in dieſem Sinne zu verwalten ſei, wird von kleinlichen Geſichtspunkten perſönlicher Leidenſchaft durchzogen und getrübt; hinterliſtige Politik und abenteuerliche Devotion berühren ſich. Es hat zuweilen den Anſchein, als ob der König von den Gewalten des Himmels, ſo wie denen der Erde ſich bedrängt fühlend, zugleich darauf dächte, die einen zu begütigen, der andern durch jedes directe und indirecte Mittel Herr zu werden. Um das friedliche Emporkommen, und die äußere Stellung Frankreichs in

der Welt — denn was würde daraus geworden sein, wenn seine Gegner den Platz behauptet hätten — hat sich Ludwig XI. ein Verdienst ohne Gleichen erworben, aber Niemand hat es ihm Dank gewußt, Niemand fühlte sich wohl unter ihm; ja er selbst brachte es keinen Augenblick seines Lebens zu einem Bewußtsein von Glück und Macht und Befriedigung. Der Grund war: es fehlte ihm an allem moralischen Schwunge. Er hat ein Königreich groß gemacht, aber ohne alle eigene, persönliche Größe.

Trotz seiner Erfolge aber könnte man nicht sagen, daß er alle seine Absichten erreicht hätte. Sein Sinn ging dahin, die burgundisch-niederländische Staatenvereinigung, die ihm so gefährlich geworden war, gänzlich aufzulösen:[1] die Länder der französischen Oberherrlichkeit wollte er mit der Krone vereinigen; die wallonischen Provinzen an französische Herren bringen, die er schon einmal genannt hat; die deutschen an einen oder den andern seiner Freunde unter den deutschen Fürsten. Aber die Landschaften vereinigten sich um die Erbin von Burgund, die durch ihre Vermählung mit einem Erzherzog von Oesterreich, der später Kaiser wurde, ihren Stamm erneuerte, und zu noch größerer Bedeutung in Europa, zu noch größeren Hoffnungen erhob: keine Unterhandlung vermochte das Haus, seine alten Ansprüche aufzugeben. Auch an der spanischen Grenze war der Besitzstand durch keinen festen Vertrag gesichert. Allein die Möglichkeit eines ernstlichen Ausbruches dieser Feindseligkeiten lag in der Ferne. Im Allgemeinen hinterließ Ludwig das Reich so stark, daß es

[1] Comines; Estoit enclin à deffaire et destruire cette maison en touts points et en départir les seigneries en plusieurs mains 301.

auch eine Minderjährigkeit, die in Frankreich immer so gefährlich war, aushalten konnte.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie sich in den Ständen von Tours, die eben durch diese Minderjährigkeit (Carls VIII.) veranlaßt wurden, — i. J. 1484 — die politischen Ansichten, deren Gegensatz diese Zeit wie alle Zeiten bewegt, einander gegenüber aufstellten.

Ein angesehener Abgeordneter aus Burgund, ein alter Freund Philipp des Guten, entwickelte die populären Ideen, die durch die erwachende Kunde des Alterthums eine neue Bestätigung empfingen: wie das Königthum ursprünglich aus der Wahl hervorgegangen, keineswegs die Fülle der Staatsgewalt in sich schließe, sondern in seinen Handlungen der Beistimmung des Volkes bedürfe; sei der König durch seine Jugend oder sonst nicht fähig, sein Amt persönlich zu verwalten, so kehre die Macht an das Volk zurück, das sie gegeben habe.[1] Dagegen bestand der Kanzler von Frankreich auf dem erblichen Anspruch des Geschlechtes, welcher in Fällen der Minderjährigkeit, wie der damalige, eintrete: das Volk habe sich nun einmal der Herrschaft unterworfen; wer dieselbe abzuwerfen versuche, der sei ein Widerspenstiger und zeige eine unüberlegte Liebe zur Freiheit, die nur zur Knechtschaft führen könne. Noch einen anderen Streit in Bezug auf die Auflagen hatte der Kanzler mit dem Deputirten der Normandie. Dieser verfocht den Begriff des

[1] Imprimis vobis probatum esse velim rempublicam rem populi esse et regibus ab eo traditam et eos qui vi vel alias nullo populi consensu eam habuere tyrannos creditos et alienae rei invasores. Oportet propterea, ut ad populum redeat, hujus rei donatorem, qui eam quidem resumat. 148.

Eigenthums in aller ſeiner Strenge, und ſchloß daraus, daß Niemand ohne ſeine eigene Beiſtimmung etwas von demſelben herauszugeben gezwungen werden dürfe. Der Kanzler antwortete mit der Frage, worin denn das Königthum beſtehe, wenn der König keine Zwangsgewalt beſitzen ſolle?

Indem die Stände die Verwaltung von den unter Ludwig XI. verhaßt gewordenen Beamten zu reinigen verſuchten, faßten ſie die Idee eines Regiments, das ſeine Befugniß mehr von ihnen ſelbſt, als von dem König empfangen ſollte. Der Vorſchlag ward gemacht, die Verwaltung der königlichen Domänen und Gefälle jeder Provinz für ſich zu überlaſſen, und eine Berechnung aufgeſtellt, wie viel mehr dieſelben alsdann eintragen würden; die Taille, die unter Ludwig XI. auf das Vierfache geſtiegen war, hoffte man ohne Mühe auf die frühere Summe zurückzubringen. Das Steuerbewilligungsrecht nahmen dieſe Stände mit großem Eifer in Anſpruch; zu dem Zwecke dieſer Bewilligung wollten ſie alle zwei Jahre einberufen ſein. Wären ihre Vorſchläge durchgegangen, ſo wäre der Schwerpunkt der Regierung in die populär angeregten Verſammlungen allgemeiner Stände gelegt worden.

Es ſind die Gegenſätze, die in den romaniſch-germaniſchen Staaten einander ewig widerſtreben. Von dem Begriff der erblichen Monarchie und der abſoluten Gewalt des Staates aus würde man zu allgemeiner Knechtſchaft, von dem Begriff des ſtändiſchen Weſens und der individuellen Freiheit aus zur Republik oder Wahlmonarchie kommen. Nur in der Gegenwirkung beider Principien und ihrer gegenſeitigen Einſchränkung beſtehen unſere Staaten.

Faſt ſcheint es, als habe man das hier gefühlt. Zuletzt entſchuldigten ſich beide Theile, daß ſie in ihren Worten zu weit gegangen ſein möchten. Die populären Reden fanden, indem ſie gehalten wurden, den größten Beifall bei der Verſammlung; bei den Abſtimmungen hatten ſie nicht denſelben Erfolg; die Deputation von Paris war unter anderm auf Seiten der königlichen Gewalt.[1]

Unzufrieden mit den von den Ständen getroffenen Anordnungen erhoben die mächtigſten noch übrigen Magnaten, die Herzoge von Orleans und Bretagne, noch einmal die Waffen gegen die Krone. Es gehörte die ganze Energie und Gewandtheit der Tochter Ludwigs XI., die den Vater bei weitem mehr repräſentirte, als ihr Bruder, dazu, um ſie zu unterdrücken; auch ſie bediente ſich des Armes der Schweizer; dieſe Republikaner ſetzten in dem fernſten Frankreich die Macht der Krone feſt. Der Politik und den Waffen kam aber das Schickſal zu Hülfe; die Hauptſache lag doch immer darin, daß dieſe Fürſtenhäuſer zu beſtehen aufhörten. Den Herzog von Orleans finden wir in Kurzem als König, die Erbin von Bretagne als Königin von Frankreich; die Krone unterdrückte nicht eigentlich die provinziellen Fürſtenthümer, dieſe ſelber ſtarben ihr zu.

Im Allgemeinen erhielt ſich ihre Autorität, wie ſie unter Carl VII. in großen Inſtitutionen feſtgeſetzt, unter Ludwig XI. zum wirklichen Beſitz der höchſten Gewalt ausgebildet worden war; einen Miniſter, Marſchall Gyé aus dem Hauſe Rohan, der das volle Vertrauen Ludwigs XI. genoſſen, finden wir während der ganzen Regierung Carls VIII. und in den

[1] Vgl. Bernier, Journal des états généraux de France tenus à Tours en 1484.

erſten acht Jahren Ludwigs XII. überaus mächtig und einflußreich. Allmählich fühlte man weniger die ſchroffe Seite der geſammten Organiſation, der Zuſammenhang und die Ordnung der Zuſtände trat hervor. Unter Ludwig XII. hatte die franzöſiſche Verfaſſung eine Geſtalt, welche die gebildeten Geiſter des Jahrhunderts befriedigte; es iſt der Mühe werth, ſich zu vergegenwärtigen, wie namentlich die politiſch erfahrenen Italiener ſie auffaßten.

Der republikaniſchen Stürme kundig und überdrüſſig, urtheilen ſie, daß gewählte Vorſteher einer Gemeinde derſelben zur Rechenſchaft verpflichtet, oder auch eine zahlreiche Ariſtokratie den Unordnungen im Staat nicht ſo gut abhelfen könnten, als ein einziges Oberhaupt. Mit vieler Theilnahme ziehen ſie in Betracht, wie die Krone durch Siege, Todesfälle, Vermählungen, die Thronbeſteigungen ſelbſt, da der neue Herr immer ſeinen alten Beſitz einverleibe, zu dieſer Macht aufgewachſen ſei, der nun Niemand mehr ernſtlichen Widerſtand leiſten könne; mancher Große wolle es ſogar nicht thun, um nicht den dereinſtigen Anſpruch an die Krone zu verwirken. So ſei die erbliche Monarchie unerſchütterlich feſtgeſtellt; hier, wo man dafür geſorgt habe, daß niemals ein fremder Fürſt zu derſelben gelangen könne, ſei das die beſte Staatsform. Die Einwendung, daß der König perſönlich unfähig ſein oder ſich durch eine natürliche Hinneigung zur Unordnung und Gewaltſamkeit hinreißen laſſen könne, hebe ſich durch die guten Geſetze, durch welche die Ausübung der Gewalt in Frankreich beſchränkt werde. Die Rechnungskammer habe die für das königliche Einkommen überaus nützliche Befugniß, der Ueberſchreitung der zum

Vortheil deſſelben verfaßten Geſetze zu wehren. Noch größern Werth habe die Einrichtung der Parlamente; ihnen komme es zu, bei den königlichen Reſcripten zu unterſuchen, ob ſie mit Billigkeit und Recht übereinſtimmen. Es würde nicht lange gehen, wénn der König in Criminalſachen unregelmäßig eingreifen wollte. Auch willkürliche Abſetzung ſei nicht gut möglich; in ſolchen Fällen ſeien diejenigen, welche die Stellen angenommen, ſpäter immer beſtraft worden. Durch die Parlamente werde die abſolute Gewalt gezähmt. „Abſoluter," fügen ſie hinzu, „würde ſie unvollkommener ſein." Auch die Abſtufung der Stände finden ſie lobenswürdig. Der Adel, frei von directen Abgaben, habe das Vorrecht, die Waffen zu tragen; einen Theil des Jahres bringe er am Hofe zu, und ziehe ſich dann zurück, um ſeine häuslichen Angelegenheiten zu verwalten; ihm ſeien die Stellen am Hof und in der Miliz, die Aemter der Baillifs und Seneſchals beſtimmt; der König erkenne einen Rangunterſchied zwiſchen den verſchiedenen Häuſern an; doch ziehe er auch die Vaſallen der Mächtigſten vor ſein Gericht. Dem Adel zunächſt ſtehe der höhere Bürgerſtand, aller Handelsgewinn falle ihm zu, ſowie die Unzahl der gerichtlichen und finanziellen Aemter, deren Frankreich mehr habe, als die ganze übrige Chriſtenheit; vielen ſcheine es ſogar, als ſei der Mittelſtand vor dem Adel bevorzugt. Der niedere Bürgerſtand endlich ſei doch zu kleinen Beamtungen fähig und erfreue ſich, durch die Rechtspflege geſchützt, perſönlicher Freiheit; von dieſem könne man leicht durch eigene Anſtrengung in den höheren Bürgerſtand aufſteigen; um zum Adel zu gelangen, bedürfe man des Privilegiums und der Gnade; doch auch

dieß habe keine Schwierigkeit. „Unzählige ſehen wir," ſagt Lodovico Canoſſa, „alle Tage von der dritten Claſſe in die zweite, von der zweiten in die erſte übergehen. Geſchähe dieß nicht, ſo könnte leicht eine Empörung der unteren erfolgen." — Dieſe Italiener ſind erſtaunt, daß die Großen des Hofes ſo wenig Eiferſucht gegen die Geiſtlichen zeigen, welche durch das bloße Verdienſt oft aus dem geringſten Stande neben ihnen und über ſie emporkommen; ſie überlaſſen denſelben die Leitung der Geſchäfte, zufrieden, daß ihnen die Ausführung bleibe. Canoſſa, der ſeine Schrift im Jahre 1515 an Franz I. gerichtet hat, bei deſſen Thronbeſteigung, gibt dem Könige den Rath, dieſe Verhältniſſe zu ſchützen, die freien Wahlen des Klerus aufrecht zu erhalten, den Adel nicht durch reich gewordene Glieder des Mittelſtandes aus ſeinen Gütern auskaufen zu laſſen, das Volk vor dem Ausſaugeſyſtem der Finanzmänner zu bewahren; durch das Gleichgewicht der Stände werde bewirkt, daß Jedermann dem König gehorche.[1]

Das gute Andenken, in welchem der Name Ludwigs XII. geblieben iſt, rührt aus der Erinnerung an dieſen Zuſtand her. Er ließ den Wahlen des Klerus ihren freien Lauf; die Domherren wählten ihren Biſchof, die Mönche ihren Abt; Einmiſchungen des Seneſchals in die geiſtlichen Wahlen oder auch in die Juſtiz der Untergerichte wollte er nicht dulden. Es iſt ganz wahr, daß er den Parlamenten Zugeſtändniſſe machte, über die ſich ſein Nachfolger beklagt hat; er beſtätigte die Vorſchläge zur Beſetzung der

[1] Il vescovo di Bajusa al re Francisco I, 1515. Ms. Rom.

eröffneten Stellen, die von ihnen ausgingen, in der Regel; vielleicht nie hatten ſie eine glänzendere Zeit. Wenn ſie ja zuweilen Verordnungen, welche ſie mißbilligten, in ihre Bücher eintrugen, ſo hatte die Bemerkung hierüber, die ſie an den Rand ſchrieben, die Folge, daß man ſich ſpäter wenig darum kümmerte. Ehe ſie eine finanzielle Verordnung regiſtrirten, z. B. über den Verkauf der Domänen, haben ſie wohl erſt den Schatzmeiſter verhört, um ſich von ihrer Nothwendigkeit zu überzeugen. Noch herrſchte ein ernſter Sinn in der Magiſtratur. Der Parlamentspräſident, de la Vacquerie, wäre niemals zu bewegen geweſen, auch nur eine Einladung zum Mittagseſſen an dem Hofe des Herzogs von Angoulême, des Vaters Franz I., der ihn ſehr liebte, anzunehmen; er wollte keine Vertraulichkeit mit dem Prinzen, der auf ein Urtheil des Gerichtshofes einmal perſönlichen Einfluß ſuchen oder auch auf ein wenn gleich ganz unabhängiges Urtheil falſchen Schein werfen könne; der Prinz, ſagte er, habe zwar keine Proceſſe bei dem Parlament, er könne aber deren bekommen. König Ludwig dem XII. könnte man nicht nachſagen, daß er die Fürſten von Geblüt zu unterdrücken geſucht habe. Alençon, Vendôme, Dunois, den heldenmüthigen und ritterlichen Foix, eine der glänzendſten Geſtalten jener Zeit hat er aufgezogen; er gab ihnen perſönlich Anweiſung und Rath und ſchärfte ihnen ein, für ſich ſelbſt zu ſorgen. Die Kriegszüge nach Italien waren halbe Feſte, in dieſer Zeit allſeitiger Bildung und geiſtiger Ueberlegenheit der Italiener und des erneuerten Ritterthums der franzöſiſchen Edelleute, von denen ein Jeder ſich unter den Augen ſeines Königs perſönliche Ehre zu erwerben trachtete.

Die Damen fingen erſt an, an den Hof gezogen zu werden; man ſchildert ſie uns, wie ſie auf ihren Schlöſſern ſich mit kunſtvoller Stickerei, oder dem Leſen der Ritterbücher, die damals die Preſſen verließen, beſchäftigen, ſich der Erziehung ihrer Kinder widmen, der Milde gegen ihre Untergebenen befleißigen; ſie gebieten ihnen mit guten Worten. König Ludwig XII. genoß auch das Vertrauen der großen Menge, man wußte, daß er über Einnahme und Ausgabe ſtrenge Buch hielt und ſah zuweilen gierige Finanzbeamte für ihre Erpreſſungen büßen; die Taille ward wieder nahe an ihren urſprünglichen Ertrag ermäßigt. In der Natur des Königs lag etwas Offenes, Wohlwollendes, Zutrauliches, was ihm die Herzen der Großen und der Kleinen gewann. Bei einem Balle iſt er einmal von ſeinem erhöhten Sitze aufgeſtanden, hat die Hellebarde eines Schweizers ergriffen und für die Tänzer Platz gemacht. Mit ſeinen Dienern ging er um als guter Kamerad. Wenn er einmal auffuhr, war er bald wieder begütigt; doch durfte man darum nicht glauben, ihn zu beherrſchen. Er hatte es ſich zum Geſetz gemacht, Niemand eine Gnade zu ertheilen, der ſelbſt darum bitte.

Ludwig XII. iſt eine von den glücklich organiſirten Perſönlichkeiten, welche ihres Rechtes wahrnehmen, aber auch Andere leben laſſen und Niemand mit eigenſüchtigem Bezeigen beſchwerlich fallen. Mit Vergnügen ſah man ihn auf ſeinem Maulthier, etwas vorgebogen in ſeinem Alter, nach dem Parlamente reiten. Er verlieh dem Gerichtshof Anſehen und griff doch niemals in ſeine Entſcheidung ein. Ein Venetianiſcher Geſandter, der ihm öfter nahe kam, bezeichnet ihn als ein Kind der Natur;

die öffentliche Stimme gab ihm den Namen Vater des Volkes. [1]

Nun leuchtet aber ein, daß dieser friedliche und gemüthliche Zustand vor allem auf einem gefahrlosen Verhältniß zu dem übrigen Europa beruhte. Ehe man sein Urtheil über die Zeiten Ludwigs XII. feststellt, muß man wenigstens einen Blick auf den Gang der auswärtigen Unternehmungen werfen.

Die italienischen Kriege, die Carl VIII. und Ludwig XII. unternahmen, beruhten weniger auf der Idee des französischen Reiches und Staates, welche die zuletzt vorhergegangenen Menschenalter beschäftigt hatte, als auf dem Gedanken, die Erbrechte des königlichen Hauses auch jenseit der Alpen geltend zu machen. Carl VIII. erhob sich gegen Neapel als der Nachfolger der Grafen von Anjou und Provence, welche in Italien Jahrhunderte lang eine so große Rolle gespielt hatten; Ludwig XII. machte in Mailand die Rechte der Visconti geltend, von denen seine Großmutter Valentina abstammte. Sie führten die Kriege hauptsächlich mit dem Ueberschuß der französischen Kräfte, ohne der Nation besondere Anstrengungen zuzumuthen. In dem mannichfaltigen Wechsel der Ereignisse gab es Momente von Glück und hoher Macht. Ludwig XII. richtete sich in Mailand als Herr und Herzog ein; der dortige Senat war eine Nachbildung der französischen Provinzialparlamente; er eroberte Genua und ließ die kaiserlichen Privilegien, auf welche die Stadt trotzte, verbrennen; er

[1] Cuius sacrosancta apud nos memoria etiam nunc in animis hominum viget; sagt Thuanus im Anfang des 17ten Jahrhunderts beim Jahre 1559. 452.

beſiegte die Venetianer in einer großen Schlacht und nöthigte ſie, einen guten Theil ihrer Erwerbungen auf der Terra ferma an Mailand zurückzugeben; ſeine Uebermacht war ſo entſchieden, daß auch ſie dennoch ſpäter ihren beſten Rückhalt in ihm ſelbſt ſahen. Die herrſchende Partei in Florenz hing von den Franzoſen ab; gern führten die Fürſten der Städte des Kirchenſtaates die Lilien in ihrem Wappen; die alte angioviniſche Faction des neapolitaniſchen Adels gehorchte dem König von Spanien erſt dann, als dieſer einen Vertrag mit Frankreich geſchloſſen hatte. Man ſollte nie vergeſſen, daß dieſes Zuſammentreffen mit der Bildung von Italien ein weſentliches Moment in der Geſchichte des franzöſiſchen Geiſtes bildet; für Frankreich als Macht war ſein Uebergewicht in dem obern und mittlern Italien unſchätzbar; Ludwig XII. beſaß eine Zeitlang die Autorität des erſten Fürſten in der Chriſtenheit.

Es liegt aber in der Natur der europäiſchen Verhältniſſe, daß eine zum Uebergewicht aufſtrebende Macht auch wieder ſtarke Gegenſätze hervorruft.

Unter dieſen Umſtänden war es, daß, im Gegenſatz gegen Frankreich, die Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Burgund über Spanien ausgedehnt wurde. Der Sohn der Tochter Carls des Kühnen und des Kaiſers Maximilian, vermählte ſich mit der Erbin von Caſtilien, Aragon und Indien. Aus dieſer Ehe entſprang ein Prinz, in dem ſich alle jene Erbrechte vereinigten und der durch die Beziehungen ſeiner beiden Großväter zu Italien in die Fragen über dieſes Land verwickelt werden mußte.

Schon die erſte Erſcheinung dieſer Combination, noch

aus der Ferne, ſetzte Frankreich, das in der Fülle jener Macht ſtand, in Verlegenheit.

Auch Ludwig XII. hatte keinen männlichen Nachkommen; ſeine Gemahlin, die den präſumtiven Thronerben, den jungen Herzog Franz von Angoulême und deſſen Haus nicht liebte, voll von dynaſtiſchem Ehrgeiz, war geneigt, ihre älteſte Tochter mit dem Prinzen von Burgund zu vermählen, dem dann nicht allein die italieniſchen Eroberungen, ſondern auch die alten Lehen ſeiner Vorfahren in Frankreich, überdieß Bretagne und die eigenthümlichen Beſitzungen des Hauſes Orleans zugefallen wären. Wir brauchen nicht auszuführen, daß dieß das Königthum in Frankreich in ſeiner eigentlichſten Grundlage erſchüttert, den burgundiſchen Prinzen zum mächtigſten Fürſten im Lande gemacht haben würde. Es iſt das Verdienſt des Marſchalls Gyé, ſich dieſem Plane mit Entſchiedenheit entgegengeſetzt, und ihn ohne Rückſicht auf die Ungnade der Königin, die ihn betraf, hintertrieben zu haben.

Einen für den Augenblick bei weitem gefährlicheren Feind erweckte ſich Ludwig XII. in Italien ſelbſt. Eben ſaß ein Papſt auf dem Stuhl zu Rom, der von dem Unternehmen, das er zum großen Theil durchführte, den Kirchenſtaat zu vereinigen, zu dem Gedanken fortſchritt, die Fremden — wie er ſich ausdrückte, die Barbaren — vor allem die Franzoſen, aus Italien zu verjagen. Julius II. ſah in dem vertrauteſten Miniſter Ludwigs XII., dem Cardinal von Amboiſe, der ſelbſt nach der Tiara trachtete, einen perſönlichen Feind; geiſtliche Zwiſtigkeiten, vornämlich über die pragmatiſche Sanction, miſchten ſich in die weltlichen; endlich brach ein Krieg aus, in welchem der

König die ſogenannten geiſtlichen Waffen ergriff, und ein antipapales Concilium nach Piſa berief, der Papſt aber alle Mächte der Welt zum Kriege gegen den Schismatiker aufmahnte. Er hatte nichts dagegen, daß Ferdinand der Katholiſche den Anlaß benutzte, um ſich Navarra's auf der ſpaniſchen Seite der Puertos zu bemächtigen, bloß weil der König von Navarra ein Verbündeter Ludwigs XII. war. Er rief die Anſprüche, nicht allein des Hauſes Burgund, ſondern auch die bereits veralteten von England gegen die Franzoſen auf; einen allgemeinen geiſtlich-weltlichen Bund gegen ſie brachte er zu Stande. Von entſcheidender Wirkung war, daß er auch die Schweizer für ſich gewann. Nicht weniger für die Ueberwältigung innerer Feinde, als für die auswärtigen Unternehmungen waren ſie Ludwig XII. unendlich nützlich geweſen; in ſeinem Intereſſe faſt noch mehr, als in ihrem eigenen hatten ſie einen Krieg gegen ihre Nachbarn in Deutſchland und den Kaiſer ſelbſt beſtanden; ſie hauptſächlich hatten ihm Mailand erobert. Der König fühlte ſich aber allmählig ſo ſtark, daß er ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte. Ihre Parteiungen, hauptſächlich ihre Geldforderungen wurden ihm läſtig. Von Natur war er ſparſam, und auch mit dem Vermögen der Nation haushälteriſch; er hörte auf, den ſchweizeriſchen Oberhäuptern die gewohnten Jahrgelder zu zahlen; ließ den Bund mit ihnen fallen und beleidigte ſogar ihren Ehrgeiz und ihr Selbſtgefühl. Hierüber ſchloſſen ſie ſich an den Papſt an, dem ein anſehnlicher Staat und die Beiträge der Chriſtenheit die Mittel gewährten, ihnen ihre Jahrgelder zu erſetzen, und der das Geld nicht zu ſparen geſonnen war. Unter einem vom Papſt geweihten Banner

heranziehend, und zwar über Tyrol, mit Bewilligung des Kaiſers, entriſſen ſie den Franzoſen Mailand, und behaupteten es im Jahre 1513 in einer ernſten Feldſchlacht gegen dieſe ſelbſt und die Heerſchaaren, die ſie anderweit geworben. Bei dieſem Umſchlag der Dinge riß ſich auch Genua von Frankreich los; in den mittlern und kleinern italieniſchen Staaten gelangte die antifranzöſiſche Partei zur Herrſchaft. Nicht allein die Uebermacht in Europa war hierdurch verloren, ſondern in die franzöſiſchen Grenzen drangen feindſelige Heere ein, die nur mit Mühe, und faſt mehr durch Politik als durch Gewalt abgewehrt werden konnten.

In dieſem Zuſtande befand ſich Frankreich, als Ludwig XII. ſtarb; es war ein Zuſtand des innern Gedeihens, aber zugleich der äußern Gefahr.

Die monarchiſche Gewalt, mit der Nation ſelbſt erwachſen, und in heftigen Stürmen befeſtigt, hielt alles zuſammen; ſie war durch Gewohnheiten und Geſetze gemäßigt, den Menſchen nicht ſehr beſchwerlich; Jedermann verehrte, Viele liebten ſie. Daß Ludwig XII. dieſen Zuſtand förderte und erhielt, und dabei zugleich den Ehrgeiz nach außen befriedigte, ein vorwaltendes Anſehen in Europa erworben hatte, darauf beruht ſein Name und ſein Andenken. Aber jetzt war er aus dieſer Stellung vertrieben, und eine große Feindſeligkeit im Gange, zu der ſich die noch ungebrochene Autorität des Papſtthums mit einem wenig mächtigen, aber unendlich beweglichen und unermüdlichen Kaiſer, mit einer ſtreitbaren und gereizten Nation vereinigte.

Zunächſt beruhte die Zukunft von Frankreich darauf,

ob es möglich ſein werde, zugleich dieß innere Gedeihen zu erhalten, und die äußere Stellung wieder zu gewinnen.

Franz I.

Die Krone gelangte an den jungen Franz von Angoulème, aus einer zweiten Linie des Hauſes Orleans.

Wie man erzählt, war ihm nicht gar wohl zu Muthe, als Ludwig XII. zuletzt noch eine neue Vermählung einging. In Kurzem jedoch wurde er verſichert, daß aus dieſer Ehe niemals Kinder entſprießen würden. Er rief ſeine Freunde bei dieſer Nachricht zuſammen, und feierte ſie mit einem Turnier; ſieben Hauptleute hielten den Platz, er ſelbſt war der achte. Bald darauf, am 1. Januar 1515 ſtarb Ludwig; Franz I. begrüßte ſeine königliche Würde als ein ſchönes Neujahrsgeſchenk. Denn als einen perſönlichen Beſitz ſah er dieſelbe an.

Er hatte, wie Thronfolger gewöhnlich thun, vor allem die Schattenſeite der bisherigen Regierungsweiſe ins Auge gefaßt. Seine Mutter, Luiſe von Savoyen, die ſeine Jugend leitete, eine lebenskräftige Frau von Geiſt und Herrſchbegier, ſtand in ausgeſprochener Oppoſition mit dem Hofe. Sie waren beide überzeugt, Ludwig XII. vergebe den Rechten des Königthums zu viel; mit ſeiner Nachgiebigkeit gegen das Parlament und beſonders der Behandlung der geiſtlichen Angelegenheiten waren ſie höchlich unzufrieden. Denn auch der Corporationsgeiſt hat ſeine Mängel; auch mit der Autonomie des Klerus waren mannichfaltige Mißbräuche verbunden. In der Magiſtratur ſelbſt gab es

Männer, welche auf eine Aenderung des Systems drangen, und sich näher an das Haus Angoulême hielten. Die erste Regierungshandlung Franz I. war, daß er dem vornehmsten von diesen, Antoine Duprat, der einst in Gegenwart Ludwigs XII. mit dem damaligen Kanzler in Wortwechsel darüber gerathen war, selber zum Kanzler des Reichs ernannte.

Die nächste Aufmerksamkeit aber galt den auswärtigen Angelegenheiten, der Ausführung des Kriegszuges gegen Mailand, zu welchem der Vorfahr, schon auch er jedoch nicht ohne die Zügel mit ungewöhnlicher Strenge anzuziehen, alles vorbereitet hatte.

Ich will kommen, sagte Franz I. den Venetianern, die damals nichts mehr als seine Ueberkunft wünschten, ich will siegen oder sterben. Auf einem noch von keinem Kriegsheer versuchten Wege führte er seine Truppen über die Alpen. Es ist wahr, daß die Entzweiungen, die unter den Schweizern ausbrachen — denn der Thronwechsel mußte in ihnen eine Veränderung der Stimmung hervorrufen — seinem Unternehmen sehr zu Statten kamen; aber eben so wahr ist, daß es gegen die übrigen, welche an dem Bunde mit dem Papst festhielten, und von einem entschlossenen Parteihaupt angeführt wurden, heldenmüthiger Anstrengung bedurfte. Dem jungen König war es beschieden, sich gleich bei seiner ersten That mit dem Glanze persönlicher Tapferkeit zu umgeben. Wer weiß nicht, wie er in der Nacht, die die Schlacht von Marignano unterbrach, ganz in Waffen auf dem Kanonengerüste ausruhte — nur den Helm hatte er sich gelöst, seinen Durst löschte er wie die andern, aus dem mit blutiger Lache erfüllten Graben, — und wie er

am andern Morgen den Kampf mit erneuertem Muth fortsetzte und ausfocht. Ich weiß nicht, ob man sagen darf, daß er die Schlachtordnung der Schweizer durchbrochen hat, aber zuerst vor ihm ist sie zurückgewichen, und hat ihm das Feld überlassen.

Der Erfolg war die Wiedereroberung der Lombardei; man behauptet, es wäre nur auf ihn angekommen, sich zum Meister von ganz Italien zu machen.

Dahin stand jedoch sein Sinn dießmal nicht; mitten auf seinem Wege sah man ihn inne halten; er ließ die Florentiner, welche ihre Befreiung von der Herrschaft der Medici von ihm erwarteten, ohne Unterstützung, und eilte vielmehr nach Bologna, um hier mit dem Oberhaupt dieses Hauses, dem Papst Leo, einen Vertrag über die geistlichen sowohl, wie über die weltlichen Differenzen zu schließen. Wie er auch den Schweizern ihre Jahrgelder zurückgab und einen ewigen Bund mit ihnen schloß, ohne Rücksicht auf die Kosten, deren möglichste Verminderung zu dem bisherigen System gehört hatte: so kam es ihm überhaupt nicht darauf an, die Absichten seines Vorgängers durchzuführen, dessen Parteistellung zu erneuern, sondern sichere Verhältnisse auf immer zu begründen.

Die Unterhandlung mit dem Papst hatte um so mehr zu bedeuten, da sie ein Grundgesetz des Reiches betraf.

Man meinte in Frankreich, der König werde als Sieger den Papst endlich dahin bringen, die pragmatische Sanction anzunehmen. Ob dieß möglich war, ist doch sehr zweifelhaft. Jenes Gesetz war von den Päpsten zu wiederholten Malen verurtheilt; die gallicanische Kirche hatte nicht für gut gehalten, an dem letzten Lateranconcilium auch

nur eine Vertheidigung deſſelben anzuordnen, weil es ohne Frage verdammt werden würde; ſollte nun Leo in Folge einer Niederlage ſeiner Verbündeten und in der momentanen Bedrängniß die daher entſtand, ſich ihm unterwerfen, im Widerſpruch mit ſeinen Vorfahren, mit einer dem römiſchen Stuhle ergebenen Kirchenverſammlung, gegen den Vortheil der Curie? In der Umgebung des Königs verſicherte man, der Papſt würde eher Frankreich aufs neue für ſchismatiſch erklärt, alle Mächte der Welt gegen die Franzoſen aufgerufen, ihnen zunächſt die Rückkehr in ihre Heimath erſchwert haben. [1]

Nun aber war der König auch ſelbſt ein Gegner der pragmatiſchen Sanction; abſichtlich vertraute er die Unterhandlung ſeinem neuen Kanzler an, der ſie ebenfalls verwarf.

Und ſo geſchah es, daß die Berathungen nicht wie man erwartete, die Beſtätigung, ſondern die Abſchaffung dieſes Geſetzes hervorbrachten. Die politiſche Nothwendigkeit, mit dem Papſt einen haltbaren Frieden zu ſchließen, traf mit dem Wunſche, in dem Innern eine durchgreifende Aenderung einzuführen, zuſammen. Wenn die Abkunft, zu der man ſich vereinigte, das Concordat von 1516, für das Papſtthum theoretiſch und praktiſch vortheilhaft war, — das eine, indem es den Anſprüchen der Concilien auf eine Superiorität über Rom, wie ſie in Baſel feſtgeſetzt waren, ein Ende machte, das andere, indem es ihm die höchſte kirchliche Gerichtsbarkeit und den Genuß alter Einkünfte wie die Annaten zurückgab —: ſo brachte

[1] Discours du chancelier Duprat bei Iſambert XIV, 114.

es doch der Autorität des Königthums noch größeren Gewinn. Man zählte damals in Frankreich 10 Erzbisthümer, 83 Bisthümer, 527 Abteien; der König erlangte unter unbedeutenden Beschränkungen die Befugniß, zu allen diesen Stellen zu ernennen.[1]

Die pragmatische Sanction gehörte zu dem System der gemäßigten Monarchie, der Freiheit der Wahlen und der Berathungen, welche in Frankreich obwaltete. Man war stolz auf die Vorrechte, die das Gesetz gewährte; mannichfaltige Prärogativen von Corporationen und Privaten knüpften sich daran, und nicht anders als mit Widerwillen konnte die Nachricht von der Aufhebung desselben aufgenommen werden. Der Klerus, die Universität, das Parlament setzten sich dagegen. Die Geistlichkeit verwies der König an den Papst, mit dem sie streiten möchte, wenn es ihr gefalle. Dem Parlament hat er erklärt, er wolle keinen Senat von Venedig um sich haben; die Gesetze und Einrichtungen seien deßhalb in Kraft, weil seine Vorfahren sie gewollt: er besitze die nämliche Macht, wie diese, er verordne das Gegentheil. Als sich das Parlament entschloß, das Concordat zu registriren, ließ es verlauten, es bequeme sich dazu nur, um größeres Unglück zu vermeiden. Nachdem es sich gefügt hatte, bedeutete der Widerspruch der Universität nichts weiter.

Mit dem Concordat verließ das Königthum entschlossen seine bisherige Bahn. Es verläugnete die geistlichen Grundsätze, die es vor achtzig Jahren in einem großen Augenblick

[1] Giustinian: 1535. Questa denomination gli da una grandissima servitù ed obedienza da prelati e Laici per lo desiderio che hanno de' benefici.

ergriffen und ſeitdem feſtgehalten, an die ſich Frankreich gewöhnt hatte. Sein unbeſchränkter Einfluß machte einen Fortſchritt von weiteſter Tragweite. Schon Ludwig XI. hatte darnach getrachtet: Franz I. wagte es, weil ihm die Nothwendigkeit ſich mit dem Papſt zu verſöhnen, zugleich den Anlaß und eine Entſchuldigung gewährte. Es war eine, ich weiß nicht ob unvermeidliche Rückwirkung der auswärtigen Verhältniſſe auf die innern.[1]

So gelangte Franz I. in frühen Jahren zu einer noch nie dageweſenen Autorität in ſeinem Lande und zugleich zu einer glänzenden Stellung in Europa. Er wurde als ein Held gefeiert und bewegte ſich in einem Gefühle des Ruhms, das noch weit über ſein Verdienſt ging. Man hat Geſpräche verfaßt zwiſchen Cäſar, dem erſten Unterjocher der Helvetier und König Franz, dem zweiten Cäſar, Beſieger und Bändiger der Schweizer. „Ich ging," ſagte ſeine Mutter Luiſe von Savoyen, „zu Fuß nach unſerer Frau des Fontaines, um ihr Den zu empfehlen, den ich mehr liebe, als mich ſelbſt; es iſt mein Sohn, der glorreiche und triumphirende Cäſar, Unterjocher der Helvetier."

Seine ganze Seele dürſtete darnach, als die Vacanz von 1519 eintrat, die kaiſerliche Krone, deren Name ſich an dieſe Erinnerung knüpfte, auf ſein Haupt zu ſetzen.

Eben hier aber ſollte ihm nun erſt der Gegner ſeines Lebens entgegentreten. Es war der burgundiſche Prinz Carl, zugleich Enkel der Erzherzoge von Oeſterreich, des Königs von Spanien und der Erbe Carls des Kühnen,

[1] James Bacon: the life and times of Francis the first. London 1830, beſchreibt II, Appendix nr. XIV, ein Manuſcript des brittiſchen Muſeums von dieſem Inhalt.

in deſſen Namen jetzt alle deren deutſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Landſchaften regiert wurden; dieſem übertrugen jetzt die Kurfürſten des Reichs auch die kaiſerliche Krone. Indem dieß geſchah, ward ein großer und allgemeiner Kampf unvermeidlich.

Unmöglich konnte ein ſo mächtiger Fürſt wie der neue Kaiſer ſich gefallen laſſen, daß die Franzoſen die Reichskammerländer Mailand und Genua inne hatten, ohne den Rechten des Reiches nachzufragen. Man brachte in Erinnerung, daß der Erzbiſchof von Trier nicht umſonſt den Titel eines Kanzlers von Arelat führe; Dauphiné und Provence ſchienen noch nicht auf ewig mit der franzöſiſchen Krone verbunden zu ſein.[1] Hauptſächlich trieben ihn ſeine eigenen perſönlichen Gerechtſame zum Kampf mit Frankreich. Carl V. nahm das Herzogthum Burgund und die Bezirke an der Somme, die von Ludwig XI. ſehr ungerechterweiſe eingezogen ſeien, in Anſpruch. Die Feindſeligkeit zwiſchen Frankreich und Burgund war vor 40 Jahren nur abgebrochen; nun erſt mußte ſie und zwar in bei weitem größerem Umfange ausgefochten werden.

Dem Kaiſer geſellten ſich die Streitkräfte des Papſtes, der ſich von dem Vertrage in Bologna nicht auf immer gebunden fühlte, und der Italiener bei, und in Kurzem nahmen ſie Mailand wieder. Bei dieſer Ausſicht erneuerte England, mit ihnen im Bunde, die alten Anſprüche auf einen Theil des franzöſiſchen Bodens oder auf die Krone ſelbſt.

[1] Le dict roi de France usurpe induement au dict St. Empire le Dauphiné. — Le grand chancelier in den Conférences de Calais 1521. Pap. d'état de Granvelle I, 218.

Indem aber Carl V. und Heinrich VIII. einen Angriff auf Frankreich beabsichtigten, gelang es ihnen, den mächtigsten der damaligen französischen Großen, den Connetable Bourbon, auf ihre Seite zu ziehen.

Denn noch war die Autonomie der französischen Großen, wenn gleich überwunden, doch nicht beseitigt. Wenn die Italiener bemerkten, daß die Aussicht, selbst auf den Thron zu gelangen, sie im Zaum halte, so ist das wenigstens von Bourbon ganz wahr, der, da Franz I. eine Zeit lang ohne männliche Nachkommenschaft blieb, sich mit der Hoffnung trug, daß ihm selbst die Krone bestimmt sein könne, und einst mit einem Venetianer darüber gesprochen hat.[1] Aber Franz I. bekam Söhne; der Connetable sah sich nicht allein von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, sondern sogar nach dem Tode seiner Gemahlin in dem Besitz der reichen Landschaften und Güter, die sie ihm zugebracht hatte und die er für die seinen hielt, bedroht und gestört. Zu einer kleinen Rolle verdammt zu sein, war ihm unerträglich; er trug kein Bedenken, seine persönliche Stellung den Interessen von Frankreich vorzuziehen und ging zu dem Kaiser über. Es war wie ein Nachhall der Ligue der großen Herren mit Karl dem Kühnen.

So geschah, daß Franz I. sich plötzlich von allen Seiten

[1] Badoer Relatione di Milano 1516. Bourbon führte dem Gesandten aus, daß zwar Mr. di Nanson d. i. Carl von Alençon näher zur Krone sei, aber dessen Großvater (Jean le Beau) habe sie durch seine Rebellion gegen Carl VII. verwirkt, denn in Frankreich nehme die Empörung eines Prinzen von Geblüt den Nachkommen desselben das Successionsrecht auf sieben Generationen; daher falle das Recht ihm zu: unde li vien a lui, perciò in quel caso li illustrissimi Signori volesse ajutarlo.

angegriffen und gefährdet sah. Ein kaiserliches Heer drang in der Provence vor; eben durch diesen Besitz hoffte der Kaiser Meer und Land zu beherrschen.

Der Herzog von Bourbon erkannte die Ansprüche Heinrichs VIII. an, der sich schon mit einer päpstlichen Bulle versehen hatte, durch welche die Franzosen von dem ihrem Könige geleisteten Eide freigesprochen wurden. Nun gelang es zwar diesem, die Kaiserlichen aus seinem Reiche zu verjagen; er erhob sich, um auch Mailand wieder zu erobern, worauf er der Pläne seiner Feinde hätte lachen dürfen. Hier aber traf ihn das größte Unglück. Obwohl trefflich gerüstet und tapfer fechtend, ward er bei Pavia von Deutschen und Spaniern geschlagen und gerieth in die Gefangenschaft seines Gegners. Man braucht nur an die Folgen zu denken, welche einst die Gefangenschaft des Königs Johann nach sich zog, um die ganze Gefahr zu ermessen, in welche Frankreich durch dieses Ereigniß gerieth.

Es hat einmal wirklich so ausgesehen, als könne es die Auflösung des Reichs zur Folge haben; den Stürmen von Außen schien eine Bewegung von Innen entgegenzukommen. Die damalige Regierung hatte sich durch ihr oft gewaltsames Verfahren unzählige Feinde gemacht: besonders waren die Mutter des Königs und der Kanzler Duprat, die bei derselben das Meiste thaten, verhaßt. „Wollt Ihr wissen, wer an allem Uebel schuld ist," so lautete ein Billet, das man eines Sonntags im März 1525 in den Kirchen ausstreute, „das ist Dame Ehrgeiz und ihr Kanzler. Durch Hartnäckigkeit und Rachsucht haben sie König und Reich in dieses Unglück gebracht, und es wird

noch größer werden, wenn man den Kanzler nicht züchtigt.“ — Man hielt für nöthig, die Prediger zu erinnern, nicht etwa auch in dieſe Reden einzuſtimmen, vielmehr dem Volk zu ſagen, daß der Grund des Unglücks in der allgemeinen Verſündigung zu ſuchen ſei. Nicht immer iſt der König perſönlich geſchont worden. Bei der Nachricht, er ſei erkrankt, breitete ſich das Gerücht aus, er ſei ſchon todt; wenn er aber lebe, fügten Einige hinzu, ſo würde man ihn doch verhindern, die Regierung wieder zu ergreifen; 50 Köpfe ſeiner Gehülfen müſſe man abſchlagen.

Indeſſen warfen die Kriegsbanden, die nicht mehr bezahlt wurden, alle Unterordnung von ſich; es waren Italiener, deutſche Landsknechte, die Mehrzahl aber doch Franzoſen. Ihr Feldgeſchrei war zuweilen Bourbon, zuweilen Burgund. Mit dem Kriegsruf, welcher der Plünderung voranzugehen pflegte, näherten ſie ſich den Mauern von Paris.

Nicht ungleich war die Schlacht von Pavia den alten Schlachten der engliſchen Kriege, inſofern der Adel einen ungeheuren Verluſt an Menſchenleben erlitt. Daß darüber die ſtädtiſchen Beſtrebungen ſich geregt haben, davon finde ich wenigſtens Eine Andeutung. Ein anderer Bourbon, der Herzog Carl von Vendôme, iſt von einigen angeſehenen Männern, auch aus dem Parlament, aufgefordert worden, die Regierung des Landes, welche ihm, dem vornehmſten Prinzen von Geblüt mehr zukomme, als der Mutter des Königs, an ſich zu nehmen; dabei würde er von Paris und allen andern guten Städten unterſtützt werden. Carl von Vendôme ſah jedoch hierin einen Verſuch der Städte, einen ihnen nicht gebührenden Einfluß

zu erlangen,[1] und wies jede Anmuthung von ſich. Aber auch dem Mißvergnügteſten mußte die ungeheure Gefahr, die mit einem Aufruhr in dieſem Augenblicke verbunden geweſen wäre, einleuchten; ihn zu verhüten, vereinigten ſich alle Gewalten. Unter der Leitung des Parlaments ward eine ſtädtiſche Schutzbehörde gebildet, an der die angeſehenſten Männer aus den verſchiedenen Ständen theilnahmen. Der alte Guillaume von Montmorency, ein würdiger und beliebter Mann, ward herbeigerufen, militäriſche Anſtalten zu treffen; man trug Sorge, die Unbeſchäftigten zu beſchäftigen und richtete die ſtrengſte Aufſicht ein; die Picardie wurde von Vendôme, die Champagne von Guiſe, von anderen Gouverneuren Provence und Dauphiné in Ruhe gehalten und widerſtandsfähig gemacht. Zwiſchen der Regentin, Mutter des Königs und dem Parlamente zu Paris fehlte es nicht an Mißhelligkeiten. Man hat der Fürſtin einmal hinterbracht, in den Verſammlungen des Parlaments werde ſchlecht von ihr geredet, und einige Herren des Reiches haben ſich erboten, die Ungehorſamen perſönlich zu ſtrafen. Höchſt widerwärtig war es ihr, daß gegen den Kanzler, deſſen ſie in den Geſchäften nicht entbehren konnte, Anklagen formulirt, Vorladungen erlaſſen wurden. Indeſſen war doch das Gefühl der gemeinſchaftlichen Gefahr ſo ſtark, daß man einen Ausbruch des Haders vermied. Wenn im Parlamente einſt die Rede davon war, daß man die allgemeinen Stände einberufen ſollte, ſo iſt dieſer Vorſchlag

[1] Belleforeſt: considérant que pour cela on tirerait une suite dérogeante à l'autorité du roi, nommans régents — et les feroit on redévables à la volonté des communités et des villes. Vergl. Anc. Collection des mémoires XVIII. 302.

nicht einmal in ernſtliche Berathung gezogen worden.[1] Die Regentin ſuchte die alten Antipathien durch die Verſicherung zu beſchwichtigen, daß ihr Sohn die gallicaniſchen Freiheiten auch bei der Ausführung des Concordats wahrzunehmen wiſſen werde. Sie zeigte eben ſo viel Entſchloſſenheit als Gewandtheit,[2] ihr nicht am wenigſten verdankte man die Erhaltung der innern Ruhe, und ihr Andenken verdient nicht, in Frankreich verunglimpft zu werden. Alles was Anſehen im Lande beſaß, ſchloß ſich ihr an, oder unterwarf ſich ihr.

Ward aber auch, wie viel glücklicher als zu den Zeiten Marcels, eine innere Bewegung vermieden, ſo bot doch die Lage zwiſchen zwei feindlichen Mächten, während der Gefangenſchaft des Königs, an ſich die größten Schwierigkeiten dar.

Den Franzoſen kam zunächſt der innere Widerſpruch der nachbarlichen Prätentionen zu Hülfe. Wie konnte Heinrich VIII. den ohnehin ſo mächtigen Kaiſer durch eine Anzahl neuer Erwerbungen zu verſtärken wünſchen? Wie hätte der Kaiſer daran denken ſollen, die Vereinigung von England und Frankreich zu einer einzigen Macht zu befördern?

In der That ließ der Kaiſer nach und nach alle von den Rechten Englands oder Aragons oder dem Reiche Arelat herrührenden Anſprüche fallen und beſtand nur auf dem

[1] Die Erzählungen von Garnier Gaillard und Sismondi von dieſen Conteſtationen ſind übertrieben, wie aus dem bei Champollion Captivité du roi François I. mitgetheilten Schriftwechſel erhellt.

[2] Sie ließ in Venedig erklären meglio era il fiol incarzerado e la Franza libera, che haver la ruina del re alle spalle e la Franza suggetta a l'imperador il che seguiria quando la Franza fusse perdita.

einfachen Intereſſe ſeines Hauſes, der Herausgabe des demſelben einſt von Ludwig XI. entriſſenen Herzogthums Burgund; keine Unterhandlung vermochte ihn davon abzubringen.

Auch dieß war eine überaus harte Anmuthung, und ſelbſt mit der allgemeinen Entwicklung der Dinge im Widerſpruch, inſofern dadurch die Integrität des franzöſiſchen Bodens verletzt und dem Kaiſer die Stellung zugleich eines franzöſiſchen Magnaten zu Theil geworden wäre. Welches Mittel gab es aber, ſie zurückzuweiſen?

Niemals hat ein Gefangener mehr nach Freiheit gedürſtet, als der König Franz. Aus ſeinen poetiſchen Ergüſſen ſieht man, wie er zwar anfangs ſich durch die Betrachtung tröſtet, daß er dem Rufe der Ehre und der Pflicht gefolgt, wenn der Körper beſiegt, doch das Herz frei ſei, das ſtolze Herz, das nichts im Sinne habe, als die Ehre; nicht immer aber hält er dieſe Erhebung feſt. Er vergleicht ſich mit einem Schiffe, deſſen Ladung Beſchwerde und Gram ſei; täglich wächst ſein Kummer, er lebt wider Willen; für die größte Gnade des Himmels würde er halten, wenn der Tod zugleich ihn ſelbſt und ſeinen Schmerz vernichtete: ſo drückte er ſich auch mündlich aus, die Freiheit ſei das größte aller menſchlichen Güter. Dennoch entſchloß er ſich lieber ewig ein Gefangener zu bleiben, als Burgund abzutreten. Man fühlt ſich ergriffen von dieſem Charakterzug; aber ſchon in dieſen Zeiten muß man mit der Bewunderung ritterlicher Geſinnung zurückhaltend ſein. Die Urkunde iſt vorhanden, in der Franz I. verordnet, daß ſein älteſter Sohn unverzüglich zum König gekrönt werden, die Regierung bis zu deſſen Volljährigkeit

der Regentin verbleiben ſolle.[1] In der That aber war mit einer Abdankung der Sache nicht geholfen. Der Regentin ſchien es unmöglich, die Geſchäfte ohne die Gegenwart ihres Sohnes auf die Länge weiter zu verwalten. So groß die Ausſicht ſein mochte, welche die Verbindung mit Heinrich VIII., der, da von ſeinen Anſprüchen nicht mehr die Rede war, mit ſeinem Bundesgenoſſen wieder gebrochen hatte, für Frankreich eröffnete, ſo haben doch die Städte, zunächſt die Hauptſtadt, nicht eben eine beſondere Bereitwilligkeit gezeigt, die von den Engländern geforderten Garantien zu übernehmen. Wie wäre es aber vollends möglich geweſen, den Krieg, der nothwendig wieder ausbrechen mußte, ohne die perſönliche Theilnahme des Königs zu führen? Eine Verlegenheit von der ſchwerſten Löſung. Wollte man Frankreich gegen den Kaiſer vertheidigen, ſo mußte man den König wieder in dem Lande und an der Spitze des Heeres haben. Wollte man aber die Freilaſſung des Königs bewirken, ſo mußte man den Preis des Krieges, ein großes Herzogthum, im Voraus dem Feinde überlaſſen. Es hat dem äußern Gange der Verhandlungen nach den Anſchein, als habe man ſich anfangs in dem Reich alles Ernſtes entſchloſſen, das Herzogthum aufzugeben; wenn dieſe Herausgabe dann nicht erfolgt, ſo ſieht es aus, als ob das von ſpätern Erwägungen abgehangen habe. Ich denke doch nicht, daß die Sache ſo ganz

[1] Lettres patentes du Roi François I. pour faire couronner Roi de France le jeune Dauphin François. — Donné à Madril, ou royaulme de Castille, ou moys de Novembre, l'an de grâce 1525 et de notre regne le unzièsme. Vergl. das Facſimile bei Champollion: Captivité du Roi François I. zu S. 425.

unſchuldig war. Die Regentin hat geſagt, wenn ihr Sohn nur erſt wieder auf freien Füßen ſei, ſo werde man Mittel für alles finden. Es iſt bezeichnend für die umgewandelte Zeit und die Perſönlichkeiten, daß ſie beide für erlaubt hielten, die Abtretung von Burgund zu verſprechen, ohne ſie vollziehen zu wollen. Der König erzählt die Sache folgendergeſtalt. Diejenigen, ſagt er, welche von ſeiner Mutter Vollmacht gehabt, ſeien auf den Vertrag eingegangen; nach Abſchluß deſſelben ſei er von den Spaniern gedrängt worden, darauf zu ſchwören; aber er habe gewußt, daß ſein Schwur ungültig ſei.[1] Ehe er den Traktat unterzeichnete, proteſtirte er gegen denſelben. Indem er ſchwur, in die Gefangenſchaft zurückzukehren, wenn er ſein Wort nicht erfüllen könne, lebte er doch der Ueberzeugung, daß ein erzwungener Eid Niemand binde. So kam er los; wie die Gefangenſchaft trübe und ſchmerzlich, in demſelben Grade wonnevoll war ihm der erſte Athemzug, mit dem er die Luft von Frankreich in ſich ſchlürfte; mit dem Gefühl der Freiheit war das der wiedergewonnenen Macht vereinigt. Im Lande ſchloß ſich Alles ſeiner Geſinnung an. Nach einiger Zeit legte Franz I. einer Notabeln-Verſammlung, in der wir Geiſtlichkeit, Adel, Parlamente und Städte vertreten ſehen, die Frage vor, ob er Burgund herausgeben oder lieber in die Gefangenſchaft zurückkehren ſolle: die Verſammlung möge das wohl bedenken; denn er ſei der König, in ſeiner Perſon liege die Ehre von Frankreich. Die Antwort war, Burgund bilde einen unveräußerlichen Beſtandtheil, die erſte Pairie

[1] Seine Rede in den Notabeln von 1527 Isambert Recueil XII, 292.

des französischen Reiches; nimmermehr könne es abgetreten werden; der dem König abgezwungene Schwur vermöge nicht, ihn zu binden. Alle erklärten sich bereit, zur Erneuerung des Krieges und zur Auslösung der Kinder von Frankreich, die dem Gegner als Geißel hatten dienen müssen, ihn mit ihren besten Kräften zu unterstützen. Die Notabeln von Burgund wiederholten eine Behauptung, die schon in den englischen Kriegen vorgekommen war, daß dem Könige gar nicht das Recht zustehe, sich einer Provinz des Reiches zu entäußern. Indem man der Meinung Raum machte, daß die Einheit und Macht des Königreiches von der Person des Königs noch unabhängig sei, jenseit ihrer Entschließungen liege, durch keine persönliche Versprechung derselben gebrochen werden könne, schloß man sich doch wieder dem Könige und seinen Wünschen vollkommen an.[1]

Es kam zu einem neuen Waffengang, in welchem Alle ihre Kräfte wetteifernd anstrengten, der Kaiser aber sich endlich entschließen mußte, auf das Erbtheil seiner Väter, das Herzogthum Burgund, Verzicht zu leisten. Dagegen mußte auch Franz I. die Rechte der Oberlehensherrlichkeit über Flandern und Artois, die noch vor Kurzem feierlich anerkannt worden, fallen lassen. Beide thaten damit, was nunmehr in der Natur der Sache lag. Die Verhältnisse der Lehensabhängigkeit waren nicht mehr anwendbar, sobald

[1] Moreau: Prinse et délivrance de François I. Cimber (Arch. cur.) I. III. 342. Es ist noch eine Nachahmung Froissarts und Monstrelet's; der Autor kannte den Hof und was er sagt, stimmt mit den Phrasen der Lettres de la royne de Navarre zuweilen gut zusammen, aber dabei ließ er seiner Phantasie den Lauf; auf die wörtliche Wahrheit der Umstände, die er erzählt, darf man nicht bauen.

ſo mächtige Gewalten einander gegenüber ſtanden. Frankreich konnte einen Lehensmann, wie der Kaiſer war, nicht ertragen: für den Kaiſer war es ein großer Vortheil, einer Oberlehensherrlichkeit ledig zu werden, die ihn bei ſeinen Entwürfen für die innere Regierung der Niederlande und ihre Verbindung mit Deutſchland unaufhörlich geſtört haben würde.

Und da nun Franz I. auch auf ſeine italieniſchen Beſitzungen Verzicht leiſtete, ſo hätte man über alle Streitfragen Frieden erwarten ſollen; allein unerträglich war dem König ſowie ſeinem Volke das Gefühl beſiegt zu ſein; in Kurzem trat er mit der Behauptung auf, daß ſeinen Kindern ein natürliches Erbrecht zuſtehe, welches er ihnen ſelbſt nicht nehmen könne; und neue Zwiſtigkeiten, durch keine Unterhandlung zu beſeitigen, entſpannen ſich. Als der Kaiſer endlich Mailand definitiv in Beſitz nahm, brach der Krieg wieder aus, der, zuweilen unterbrochen, niemals beendigt, einen ganz andern Charakter annahm, als die früheren gehabt.

Laſſen wir auch hier die Wechſelfälle der Feldzüge bei Seite, und faſſen nur die allgemeine Stellung, welche Franz I. dem Kaiſer gegenüber annahm, ins Auge.

Um für den Verluſt von Mailand und Genua ein politiſch-militäriſches Gegengewicht an ſich zu bringen oder wenigſtens bei dem engen Verhältniß, in welches das Haus Savoyen zu dem Kaiſer trat, nicht von dieſer Seite her gefährdet zu werden, nahm Franz I. Savoyen und Piemont in Beſitz. Er hatte keine rechtlichen Anſprüche an dieſes Land; der Herzog war mehr durch Verbündung, als an ſich ſelbſt ſein Feind; aber das

hinderte ihn nicht, auch Piemont so viel als möglich französisch zu machen. Die eigenthümliche französische Regierungsweise durch ein Parlament ward in Turin eingeführt; mit Vergnügen bemerkte man, daß die Piemontesen eifrig französisch lernten und sich nichts besseres zu wünschen schienen, als der Krone anzugehören. Der Besitz der Alpen, der damit verknüpfte Einfluß auf Italien, das nun wenigstens nicht ganz in die Hände des Kaisers gelangte, war für Franz I. von unschätzbarem Werth. Von da aus aber in die Ebene der Lombardei vorzudringen, die Eroberung derselben zu versuchen, es noch einmal auf eine Schlacht ankommen zu lassen, lag ihm ferne. Selbst als der Kaiser in Frankreich vordrang, wich der König der großen Entscheidung eines Schlachttages aus. Sein System war durchaus defensiv, ohne ihn einer großen Gefahr auszusetzen, und in dieser Hinsicht auch militärisch merkwürdig. Er führte die gegen die Wirkungen des Geschützes in Italien erprobte Kriegsbaukunst durch Erdarbeiten ein, und legte Hand an, das Reich durch zwei Reihen von Festungen gegen jeden feindlichen Anfall sicher zu stellen. Auf das Bedürfniß der Vertheidigung bezieht sich auch sein Versuch, aus Eingebornen des Landes eine Provinzialmiliz aufzurichten, der er den Namen Legionen gab; denn zwar gewiß nicht in der Bestimmung, aber in der Form sollten sie dem römischen Muster nachgebildet werden: der König hat selbst darüber geschrieben. Ein Venetianer bedient sich des starken Ausdrucks, Franz I. habe in Bezug auf den Kaiser ein Gefühl gehabt, wie die Taube unter dem Sperber, aber damit soll nur gesagt sein, daß er die Uebermacht des Kaisers empfand,

jeden Augenblick einen Angriff von ihm beſorgte, und ſich gegen dieſe Gefahr zu ſichern ſuchte.

Die Umwandlung der Politik, die hiemit zuſammenhängt, zeigt ſich am meiſten in dem Verhältniß Franz I. zu den Osmanen.

Die Abſicht der früheren Jahrhunderte, das heilige Land wieder zu erobern, von der ſich, auch als ſie nicht mehr zu erreichen war, noch einige Nachklänge finden, hatte ſich, ſeit dem Emporkommen des osmaniſchen Reiches in dem öſtlichen Europa und an den Küſten des Mittelmeeres, in den Gedanken verwandelt, vor Allem dieſer, noch immer um ſich greifenden, das Gebiet der abendländiſchen Chriſtenheit beſchränkenden Macht einen nachhaltigen Widerſtand entgegenzuſetzen. Bei den Angriffen der Franzoſen auf Italien, ſeit dem erſten Unternehmen Carls VIII. auf Neapel, war nicht ſelten ein Zug gegen Conſtantinopel in Ausſicht geſtellt worden. Das war der Gedanke, mit welchem Franz I. ſeinen Wunſch, das Kaiſerthum zu erlangen, bei den Kurfürſten begründete. Jetzt aber, nachdem Carl V., zugleich von Spanien, von Italien und von Deutſchland her darauf angewieſen, dieſen Kampf unternommen hatte; — ſein Anſpruch als das anerkannte Oberhaupt der Chriſtenheit aufzutreten, beruhte darauf — ſchlug Franz I. eine entgegengeſetzte Politik ein. Aus der erſten Stelle verdrängt, geſchlagen in Italien, bedroht in Frankreich, wendete er ſich ſelbſt zu einem Bunde mit den Osmanen.

Aus ſeinem Gefängniß in Madrid hat er ſich mit Sultan Soliman in Verbindung geſetzt. Als die Angriffe deſſelben Deutſchland und Italien gefährdeten, hielt er es

für genug, die Versicherung zu ertheilen, er werde diesen Ländern zu Hülfe kommen, wenn man ihn rufe.[1] In der That leistete er nichts für sie. Als die damaligen Gefahren abgewendet worden, der Kaiser sich immer drohender erhob, trug er kein Bedenken, sich mit dem Sultan öffentlich zu verbinden. Seine Stimmung drückt sich in den Worten aus, die er einst im Jahre 1535 an den Venetianischen Gesandten richtete. „Orator," sagte er, „ich kann nicht läugnen, ich wünsche, daß die Türken mächtig in See erscheinen; nicht als ob ich an ihren Vortheilen Gefallen fände, denn sie sind Ungläubige und wir sind Christen; aber sie geben dem Kaiser zu schaffen und bewirken dadurch eine größere Sicherheit anderer Potentaten."[2] Die Franzosen waren beschämt, wenn man ihnen von den Grausamkeiten erzählte, welche die Osmanen an allen Küsten des Mittelmeeres, ausgenommen den französischen, deren Häfen ihnen offen waren, ausübten; sie hätten es vorgezogen, sich zu diesem Bundesgenossen nicht zu bekennen, aber bei dem Bunde selbst blieb es. Wie die Schweizer das französische Fußvolk, so ersetzten die Osmanen eine französische Flotte; dem König kam es nur darauf an, daß die Spanier nun doch nicht vollkommen Herren des Mittelmeers wurden.

[1] Bei einer Unterredung mit Juan Ant. Venier (1532; die Relation ist vom März 1533) zeigte er viele Theilnahme für Italien und Venedig. »Nè son per manchar in persona,« sagt er, »quando sarò chiamato.« Für die Unterstützung von Wien machte er Bedingungen. Deutsche Geschichte III. 203.

[2] Relatione del cl. M. Marino Giustiniano 1535. Questa amicitia par a Francesi che gli sia d'alcuna infamia et perciò s'ingegnano d'excusarla.

Wenn einſt eine neue Epoche dadurch bezeichnet ward, daß Philipp der Schöne die Inſtitutionen, welche die Chriſtenheit zur Eroberung des heiligen Landes vereinigten, zerſprengte, ſo war es ein zweiter großer Schritt auf der nämlichen Bahn, daß Franz I. mit den feindlichen Mächten, welche die Chriſtenheit ſehr ernſtlich gefährdeten, ſogar in Verbindung trat. Das Verfahren Philipp des Schönen war ganz offen gewaltſam, das Verfahren Franz I. war in hohem Grade gehäſſig; das allerchriſtlichſte Königthum, wie es urſprünglich gedacht worden, konnte dabei nicht beſtehen. Aber für die Bildung des Staates, womit ſeitdem die Jahrhunderte ſich beſchäftigten, war das eine, wie das andere von unläugbarem Vortheil. Innere Einheit des Staats ließ ſich nicht denken, ſo lange große Corporationen einen guten Theil der Kräfte des Landes und des Volkes zu anderen Zwecken verbrauchten. Eine freie, aus den Bedürfniſſen der eigenen Lage hervorgehende Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten war unmöglich, ſo lange man ſich immer durch Rückſichten eines größeren Syſtems von Völkern und Staaten, dem man angehörte, beſtimmen ließ. Zur Entwickelung der neuen Staatsbildung nach Innen und nach Außen war dieſes Sichlosreißen von dem Begriffe der allgemeinen Chriſtenheit ein unentbehrlicher Schritt.

Die deutſchen Proteſtanten zu unterſtützen, trug Franz I. noch weniger Bedenken; eher ſträubten ſich dieſe, auf ein feſtes Verſtändniß mit ihm einzugehen, zumal da ſie ihn mit den Osmanen verbündet ſahen.

Es iſt Frankreich eigen, die Kreiſe der Geſetzlichkeit, die Formen des europäiſchen Lebens, die es ſelber hat bilden

helfen, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder gleichſam durch Naturkraft zu durchbrechen.

So hat es einſt die carolingiſche Erbfolge, hierauf die um das Königthum mit gleichem Anſpruch geſchaarte Magnatenmacht, alsdann das politiſche Syſtem der Hierarchie, durch plötzliche Schläge geſprengt. Es hatte einſt alle ſeine Kräfte daran geſetzt, die Mahumedaner aus Syrien und Aegypten zu verjagen; jetzt bot es den Beherrſchern dieſer Länder, den osmaniſchen Türken, die Hand.

Allemal erhebt ſich aus dem Innern der Nation und des Landes ein mächtiger und unwillkürlicher Zug des Geiſtes, dem welcher ſo eben vorherrſchte nahe verwandt, und doch weſentlich davon verſchieden, zuweilen ihm entgegengeſetzt.

Wie die Sachen damals ſtanden, ſo war Frankreich abermals in Vertheidigung begriffen. Es wurde nicht von Anfällen heimgeſucht, wie die der Engländer geweſen waren, welche die Krone in Anſpruch nahmen; der Kaiſer hielt ſich auf dem Standpunkt ſeiner Vorfahren, deren Erbtheil ſuchte er wieder zu erobern. Aber auch das waren anſehnliche Provinzen. Und noch mehr als dieſe Anſprüche hatte die Stellung, die er überhaupt eingenommen, zu bedeuten. Er erſchien vor allen Dingen als ein glücklicher Nebenbuhler der franzöſiſchen Macht und Krone, im Beſitz eines Uebergewichts in Europa, das ihm Frankreich nicht laſſen wollte. Zum Kampfe gegen ihn vereinigten ſich die Antriebe der Landesvertheidigung und des politiſchen Ehrgeizes; das Gefühl der franzöſiſchen Nation als Nation regte er gegen ſich auf.

Daher konnte es geſchehen, daß in der Gefahr und

Anſtrengung des Kampfes abſichtlich und durch den Gang der Dinge, ohne daß man an ein ernſtliches Widerſtreben gedacht hätte, eine ganz andere Art von Regierung herrſchend wurde, als das Regiment Ludwigs XII. geweſen war.

Vor allem kam der Krone zu Statten, daß der franzöſiſche Klerus in Folge des Concordats in ein ſehr unterwürfiges Verhältniß zu ihr gerieth.

Cardinäle bilden einen Theil der Hofhaltung Franz I.; aus den Geiſtlichen und der hohen Magiſtratur wählte er ſeine Botſchafter; er legte ſeine Veteranen in die Klöſter und ließ ſie von denſelben ernähren, hauptſächlich aber zog er anſehnliche Geldbeiträge von der Kirche.

Bisher hatte die Geiſtlichkeit auch zu den Staatsbedürfniſſen beigeſteuert, doch waren die Zehnten, welche ſie zahlte, immer erſt von dem Papſt bewilligt worden. Im Jahre 1532 machte Clemens VII. Schwierigkeiten, ſie zu gewähren. Franz I., hierüber um ſo mehr entrüſtet, da er ſich auf einer Zuſammenkunft mit Heinrich VIII. zu einer Oppoſition gegen den heiligen Stuhl noch beſonders erwärmt hatte, ſchrieb ſie, als er von derſelben zurückkehrte, ohne weiteres aus. Die Geiſtlichkeit wagte nicht, ſie zu verſagen. Seitdem wurde gebräuchlich, daß ſie dem König ſo viel Zehnten zahlte, als dieſem zu fordern rathſam ſchien. Jeder Zehnte betrug 400,000 Franken; in manchen Jahren ſtiegen ſie bis auf vier, fünfe. Nicht immer kam die Geiſtlichkeit zuſammen, um ſie zu votiren; in der Regel ſendete der König nur ein mit ſeiner Unterſchrift und ſeinem Siegel verſehenes Schreiben an jeden biſchöflichen Sitz, in welchem er die Summe namhaft machte, mit der die Krone unterſtützt zu werden in dem Bedürfniß

ſei. Das Capitel ſchlug dieſe Summe auf alle Pfründen um; ſie ward ſofort bezahlt und eingeſendet. Der König ſagte, er wiſſe recht wohl, daß er kein Recht habe, die Geiſtlichkeit zu beſteuern, aber nirgends ſei verboten, ſie um freiwillige Beiſteuern zu erſuchen; er, der alle Pfründen verſchenke, könne wohl auch etwas von den Beſchenkten annehmen. Der Papſt ſchwieg dazu, die Nunzien regten ſich nicht dagegen.

Unter Franz I. wurde in der Magiſtratur der Parlamente der Verkauf der Stellen gebräuchlich. Man begann damit, die Reſignationen älterer Mitglieder zu Gunſten auch minder würdiger Nachfolger anzunehmen, wenn eine Geldzahlung damit verbunden war; ſpäter ſchritt man dazu, neue Stellen zu creiren, um ſie verkaufen zu können. Es iſt ſehr auffallend, daß Duprat, indem er alle Gründe aufzählt, die dagegen ſprechen, dennoch zugleich die Inſtruction einſendet, um die Sache ins Werk zu ſetzen; denn das Bedürfniß des Schatzes ſchien es nothwendig zu machen; die Gefahren des Krieges rechtfertigten alles. Wie die gerichtlichen, ſo verkaufte man die adminiſtrativen Aemter. Unzählig, ſagt Marino Cavalli, ſind die Beamten, die ihre Stellen durch Kauf erlangen; Einnehmer und Schatzmeiſter, Räthe und Präſidenten, königliche Advokaten in jeder kleinen Ortſchaft; es ſind ihrer ſo viele, daß die Hälfte davon zureichen würde, aber alle Tage werden ſie vermehrt. Er berechnet den Ertrag des Aemterverkaufs auf 400,000 Franken des Jahres. Aber alle dieſe außerordentlichen Bezüge genügten dem Bedürfniß nicht; die Taille, welche das Volk zahlen mußte, ſtieg auf das Vierfache, Fünffache.

Die Könige von Frankreich galten für die unumschränkteſten Fürſten der Welt; das Volk leiſtete, was ſie verlangten. Kaiſer Maximilian, in ſeiner naiven Weiſe, hat einmal geſagt, er der Kaiſer ſei ein König der Könige, denn Niemand halte ſich für verpflichtet, ihm zu gehorchen, der König von Spanien ein König der Menſchen, denn man mache ihm Einwendungen, leiſte ihm aber Gehorſam, der König von Frankreich ſei wie ein König über die Thiere, denn Niemand wage ihm den Gehorſam zu verweigern. Der Venetianiſche Geſandte erwähnte im Geſpräche einſt dieſen Ausſpruch des Kaiſers; Franz I. lachte laut, als er ihn vernahm, denn wenn man die Verhandlungen der Reichstage, an denen der Kaiſer nur als Vorſitzender erſchien, die immer von Widerſpruch der Parteien bewegten Berathungen der Cortes von Aragon und Caſtilien mit dem Zuſtand von Frankreich verglich, wo die Stände nur in außerordentlichen Fällen zuſammenberufen wurden, und der Wille des Königs alles entſchied, ſo hatte dieß Wort etwas Treffendes, und Franz I. behagte ſich in dem Gefühle und der Anerkennung des Vorzuges ſeiner Macht.

Hätte er aber gemeint, daß er thun könne, was ihm perſönlich beliebe, ſo wäre er doch im Irrthum und der alten Zeiten nicht eingedenk geweſen.

Bei der Geſchichte des alten Königthums, wie es einſt in romaniſchen und germaniſchen Nationen beſtand, iſt überhaupt eine der vornehmſten Fragen, wie ſich die dem Fürſten perſönlich zukommende Autorität zu der ihm aus den Umſtänden und Dingen erwachſenden, der freiwillige Gehorſam zu dem erzwungenen verhält. Das Geheimniß der Macht beruht darauf, daß beide in einander fallen.

In dem Fürſten aus altem Stamme, deſſen Leben mit dem Schickſale der Nation verwebt iſt, erkennt dieſe die Sicherheit deſſen was überhaupt geworden iſt, die Gewähr ihrer Zukunft, und vertraut ſich ſeiner Führung an. Ohne dieſe natürliche Autorität würde nichts fortgehen, aber die Perſon des Fürſten muß zugleich dem hohen Beruf entſprechen, den ſie trägt.

Vergegenwärtigen wir uns noch einige Züge der Perſönlichkeit, welcher die Geſchicke von Frankreich damals anvertraut waren.

Wenn man Franz I. ſah, ſo nahm man vor allem einen lebenskräftigen, ſchönen Mann in ihm wahr. Er war eine alles andere in Schatten ſtellende Erſcheinung, hoch von Geſtalt, breit von Schultern und Bruſt, mit vollem, braunem Haupthaar, friſcher Geſichtsfarbe. Eine gewiſſe Feinheit des Ausdrucks mochte ihm fehlen, aber alles athmete Mannheit und Lebensluſt, eine ſich ſelber fühlende Fürſtlichkeit in ihm.

Noch hatten die Könige keine feſte Reſidenz; aber indem ſie das Reich fortwährend durchzogen, waren ſie von einem zahlreichen und glänzenden Hofe umgeben; die Edelleute, die in dem König ihr beſonderes Oberhaupt ſahen, hielten für ihre Pflicht, wie für ihr Vorrecht, demſelben ſo oft und ſo lange es ihre Umſtände erlaubten zu folgen. Aber auch die andern Stände und Beſchäftigungen ſchloſſen ſich an. Man zählte in der Regel 6000, in Friedenszeiten, wo alles dahin ſtrömte, 12,000, ja zuweilen bis zu 18,000 Pferden.[1] Aller Augen waren auf den König

[1] Die größere Zahl nehme ich aus der Vita von Benvenuto Cellini die kleinere hat Marino Cavalli, Relatione di Francia 1546.

gerichtet, von deſſen guter Meinung und Gunſt ſich ein Jeder, auch in ſeinen Privatangelegenheiten, abhängig fühlte, beſonders, da er ſo viele Gnaden perſönlich zu vertheilen hatte.

Der Hof war eine Vereinigung von Allem was es Ramhaftes, Glänzendes und Emporſtrebendes in der Nation gab, immer wechſelnd und immer derſelbe.

Franz I. hielt darüber, daß es an Damen nicht fehlte, ohne welche der Hof ihm vorkomme, wie eine Wieſe ohne Blumen. Das reizte ihn denn, auf ſein äußeres Erſcheinen noch beſondere Sorgfalt zu wenden. In ihrer Mitte gefiel er ſich in dem goldburchwirkten Wamms, durch deſſen Oeffnungen das feinſte Linnen hervorbauſchte, dem Ueberwurf mit Stickereien und goldenen Troddeln. Er wünſchte perſönlich Eindruck zu machen. Nicht alles mag wahr ſein, was man von ſeiner Sinnlichkeit erzählt, wenigſtens iſt es nur auf unzuverläſſige Art berichtet; aber wir wiſſen genug, um zu ſagen, daß er, der Schranken von Zucht und Sitte nicht achtend, Zeitgenoſſen und Nachkommen ein ſchlechtes Beiſpiel gab.

Er lebte und webte in den körperlichen Uebungen, welche der Begriff des erneuerten Ritterthums zur Pflicht machte. Man ſah ihn des Waffenſpiels in brennender Sonnenhitze pflegen; er ſuchte ſich gern den ſtärkſten Gegner aus, um ſich mit ihm zu meſſen; an Einem Tage hat er ſechzigmal ſeine Lanze gebrochen. Wie der ſchönſte, ſo hatte er den Ehrgeiz, auch als der ſtärkſte und gewandteſte der Geſellſchaft zu erſcheinen. Einſt in Amboiſe ließ er einen vierjährigen Eber aus dem Holze in den Schloßhof bringen, um die Augen der Geſellſchaft, die ihn umgab,

an der Wuth dieſes Thieres zu weiden; aber der Eber fand durch eine ſchlecht verrammelte Thüre den Weg in das Schloß; alles floh auseinander; der König ging dem heranſtürzenden Thiere entgegen und verſetzte ihm geſchickt und ſtark eine tiefe Wunde, an der es in wenigen Minuten im Schloßhofe verblutete;[1] er hätte nicht gelitten, daß ein Anderer das gefährliche Abenteuer beſtanden hätte. Leidenſchaftlich ergab er ſich dem Vergnügen der Jagd. Er iſt dabei mehr als einmal in Lebensgefahr gerathen; ein Hirſch hat ihn mit ſeinem Geweihe einſt aus dem Sattel gehoben; doch machte ihm das keinen Eindruck. Um Wind und Wetter bekümmerte er ſich nie; keine Hütte war ihm zu ſchlecht, um die Nacht darin zuzubringen. Wie er älter und beleibter wurde, ritt er auf dem Maulthier zur Jagd. Ein Venetianiſcher Geſandter[2] hatte ihn einmal gewarnt, als er, bei nicht vollkommenem Wohlſein in ſtrenger Kälte auf die Jagd gegangen war. „Meiner Treu", antwortete er, „das hat mich geſund gemacht."

Man weiß jedoch vorlängſt, und Franz I. iſt berühmt dafür, daß er auch noch andere Beſchäftigungen kannte, daß er für das reinere Vergnügen, und die Thätigkeit des Geiſtes einen leicht erweckten Sinn beſaß. Schon in früher Jugend zeigte er dieſe Richtung; eben in dem König ſtellte ſich die mannichfaltige Rückwirkung der vorgeſchrittenen italieniſchen Cultur auf den Genius der Franzoſen am lebendigſten dar. Die Tendenz des Jahrhunderts,

[1] Aus den Hardiesses des grands rois von Nicole Sala mitgetheilt in der Bibliothèque de l'école des chartes II., 280.

[2] Matteo Dandolo, deſſen Relation vom Jahr 1542, noch unbekannt, mir vorzüglich nützlich geworden iſt.

das Studium der claſſiſchen Literatur, die profane Gelehrſamkeit überhaupt zu erneuern, nahm er ganz in ſich auf. Wie manche Profeſſoren der Sprachen, oder des römiſchen Rechtes, wie manche Dichter und Alterthumskundige bezogen von ihm perſönlich einen Gehalt und folgten ſeinem Hofe. Gelehrte italieniſche Ausgewanderte fanden hier eine Freiſtatt; der König ermunterte ihre Thätigkeit, er belohnte ihre Arbeiten. Nirgends, ſagt der ebenfalls in der Literatur bewanderte Begleiter eines deutſchen Fürſten, der mit dem König die Seine hinunter nach Rouen fuhr, kann man mehr lernen, als dort am Hofe von Frankreich; — ſelbſt ein franzöſiſcher Thucydides war zur Hand.[1] In König Franz lebte wenigſtens eine Ahnung von der Unabhängigkeit, auf welche die eigentlich gelehrten Studien Anſpruch haben; er wollte ſie von den zur Bildung von Theologen und praktiſchen Juriſten beſtimmten Univerſitäten trennen; oder vielmehr dieſen zur Seite ein rein wiſſenſchaftliches Inſtitut gründen, das zugleich Akademie und Lehranſtalt ſein ſollte. Auch nur annähernd ausgeführt hat dieſer Gedanke eine bedeutende Wirkung gehabt; unmittelbarer war ein anderer vielleicht noch wirkſamer. Franz I. hatte eine ganz unbegrenzte Wißbegier; ſo viel er auch wußte, denn er ſprach über die meiſten Dinge mit Einſicht und Geiſt, ſo wünſchte er noch mehr zu lernen, und beſonders die Claſſiker zu leſen; da er nicht eigentlich gelehrt war, beförderte er, zu ſeiner eigenen Genugthuung Ueberſetzungen aus den alten Sprachen. Damit aber erwies er zugleich ſeiner Nation den größten Dienſt. Denn bei

[1] Hubert Thomas Leodius Vita Friderici II. Palatini, p. 202.

weitem die Meiſten waren in ſeinem Falle; ſie folgten ſeinem Beiſpiel; mit Recht hat man den König geprieſen, daß er ſein Volk, hauptſächlich hiedurch, aus der alten Unwiſſenheit gezogen habe. Der italieniſche Geiſt ward von den claſſiſchen Muſtern zur Nachbildung ihrer Formen angeregt, der deutſche durch das Studium der Sprache auf die Urkunden des Glaubens, und ihre Aneignung im Geiſte zurückgeführt; der franzöſiſche ſetzte ſich mit der Mannichfaltigkeit des Inhalts der alten Autoren, namentlich des geſchichtlichen in unmittelbare Beziehung. Auf die Form der franzöſiſchen Literatur hatten die Alten damals keinen beſonderen Einfluß: der Ton derſelben ging vornehmlich von der Geſellſchaft aus, wie ſie ſich um den König her bildete. Seine eigenen Briefe und Gedichte zeigen, daß er von der Befriedigung und Förderung des Geiſtes, welche die gute Geſellſchaft hervorbringt, ein lebendiges Gefühl hatte; das Vergnügen, das ſie gewährt, preist er einmal als das größte Glück auf Erden. Ein Denkmal dieſer Geſellſchaft iſt noch übrig, und man ſieht daraus, ſowohl wovon man ſprach, als wie man ſich ausdrückte; es liegt in den Erzählungen der Königin von Navarra vor, die ſich zuweilen zurückzog, aber meiſtens dem Hofe ihres Bruders folgte, und dann immer eine Rolle daſelbſt ſpielte. Ihre Erzählungen ſind das älteſte Werk franzöſiſcher Proſa, das die Nation noch heute lieſt, in ihrer erſten Anlage, wie man weiß, nicht ganz original, aber in ihrer Art und Weiſe durch und durch franzöſiſch, ſo gedacht, wie geſchrieben.

Wie die Gelehrten, ſo und noch mehr förderte Franz I. die Künſtler. Zuweilen mögen es Männer von allgemeiner

Bildung geweſen ſein, wie Leonardo da Vinci, von dem der König ſagte, er habe nie einen Mann geſehen, der mehr verſtehe und wiſſe; er nahm ihn mit ſich aus Italien herüber, nicht allein ſeiner künſtleriſchen Verdienſte, ſondern auch dieſer perſönlichen Trefflichkeit wegen; Leonardo war eben der wahre Mann für ſeine univerſale Wißbegier; er wußte ihn vollkommen zu ſchätzen. Gar manche andere italieniſche Meiſter zog er an ſich, eröffnete ihnen Werkſtätten, beſuchte ſie darin, und zeigte ihnen perſönliche Gunſt. Dann und wann wurden ihm ihre Anmaßungen unerträglich; er wies ſie mit guten Worten zurecht. Er führte ihnen zu Gemüth, daß er es doch ſei, der ihnen Gelegenheit verſchaffe, ihr Talent zu entwickeln; aber zugleich pries er ſich glücklich, daß nicht allein das Alterthum große und ſchöne Werke hervorgebracht habe, ſondern daß auch ſeinen Zeitgenoſſen unter ſeinem Schutz und Einfluß Gleiches gelinge. Ohne Zweifel ſchlug er ihre Arbeiten da zu hoch an; ſeine Zeiten und ſein Hof boten die Elemente und Bedingungen nicht dar, aus dem das eigentlich Claſſiſche hervorgeht. Wie tragen die Geſchichten Alexanders des Großen, die er in Fontainebleau darſtellen ließ, ſo ganz einen modernen Charakter. Eins und das andere aber, namentlich in der Architektur, iſt doch auch trefflich gelungen: man braucht ſich nur des Louvre zu erinnern, der in der Großheit und Einfachheit ſeiner Formen Bewunderung erweckt. Und zuletzt liegt etwas von dem Gelingen noch Unabhängiges in dem Beſtreben an ſich. Wie in der Literatur ſo in der Kunſt, beförderte Franz I. eine Bewegung des Geiſtes, welche weit über ſeine Zeit hinaus reicht.

Für den Uebergang des franzöſiſchen Geſchmackes von der

Art und Weise des Mittelalters zu den modernen Formen ist Niemand von so großem Einfluß gewesen, als Franz I.

Die Epoche hat darin ihren Reiz, daß sich beide Elemente unmittelbar berühren. Ueberall weicht das Gewohnte, Mittelalterliche zurück; die Scholastik der Universitäten vor den Studien der freien Wissenschaften, die gothischen Thürme der alten Königsburg vor den architektonischen Schöpfungen eines durch die Anschauungen der alten Kunst angeregten Geistes; der ritterliche Krieg vor dem Fußvolk und dem Geschütz: eben so aber auch das Ritterwort und die persönliche Verpflichtung, die einst über Alles erhaben war, vor dem allgemeinen Interesse, welches das Land anerkennt, der Begriff des allerchristlichsten Königthums vor der Idee des Gleichgewichts der Mächte, zu dem selbst die Ungläubigen beitragen müssen; die strenge Zucht des altväterischen Schloßlebens vor der Geselligkeit des Hofes, und ihrem ungebundenen Vergnügen.

Auf dieser Stelle ein recht bedeutender Ausdruck und Repräsentant dieser Epoche ist König Franz I. selbst.

Und ist es nicht schon ein Moment der Regierung, in seiner Zeit mit derselben zu gehen, die allgemeinen Bestrebungen, die den Menschen noch dunkel vorschweben, zum Bewußtsein zu bringen, in bestimmte Wege zu leiten? Die Geister zu führen, das heißt: wahrhaft König sein.

Kommen wir auf seine Regierungsgeschäfte zurück, so läßt sich von einem so geistvollen Mann, was er auch in einem vorübergehenden Ausbruch von Selbstgefühl andeuten mochte, nicht annehmen, daß er geglaubt habe, die Menschen würden ihm blindlings gehorchen. Wir wissen vielmehr, daß er auch kleinere Mittel der Regierung nicht

verſchmähte. Wie ſeine Schwiegertochter, Catharina Medici, ſpäter erzählt hat, trug er Sorge, ſich über die Männer zu unterrichten, die in den verſchiedenen Provinzen ein beſonderes Anſehen beſaßen, ſowohl im Adel und im Clerus, als in den Städten und unter dem Volke, er ſuchte ſich unter ihnen Freunde zu machen, indem er ihnen Stellen in der Armee, bei den Gerichten, ſowie den Finanzen gab, oder ſie ſonſt begünſtigte. Ihr Einfluß hielt dann jede widerwärtige Bewegung nieder.

Den größten Theil der Edelleute im Reich kannte er perſönlich. Er ſelbſt rechnete ſich zu ihnen, wie er denn bei Edelmannswort zu betheuern pflegte, und ging mit ihnen, wie mit ſeinen Freunden um. Bei plötzlichen Todesfällen, beſonders wenn etwa ein junger Mann in der Schlacht geblieben war, verſäumte er nicht, den Vater zu beſuchen, und ihm ſeine Theilnahme zu beweiſen.

Als Rochelle, das ſich gegen die Ausdehnung der Salzauflage empört hatte, wieder zur Unterwerfung gebracht war, ſagte er den Bürgern, er würde allerdings in ſeinem Rechte ſein, wenn er ſie an Leib und Gut ſtrafe, aber er begehre Nichts als die Herzen ſeiner Unterhanen: ihre Strafe ſollte in der Erinnerung an ihre Uebelthat beſtehen, die um ſo ſchwerer wiege, da er zur Zeit ihrer Empörung in Vertheidigung des Reiches begriffen geweſen ſei; läutet mit allen Glocken, rief er aus, denn euch iſt verziehen. Er gab ihnen die Schlüſſel ihrer Thore, das Geſchütz ihrer Mauern zurück. Bei einem Feſte, das ſie ihm veranſtalteten, ſah man ihn zum Erſtaunen ſeiner Umgebung, denn noch war das nicht Sitte, Erfriſchungen von ihnen annehmen. Kein Zweifel, daß er auch hiebei den

Gegner im Auge hatte, der ſo eben in Gent zu harten Executionen geſchritten war; er dagegen ſuchte eine Ehre darin, daß unter ihm wegen bürgerlichen Unruhen kein Blut vergoſſen werde. Er liebte Gnaden zu erweiſen, Jedermann mit zufriedenem Angeſicht von ſich gehen zu ſehen.

In ſeinen erſten Jahren ſetzte ſich lange Zeit hindurch das Verhältniß fort, in dem er aufgewachſen war: ſeine Mutter übte einen großen Einfluß auf ſeine Entſchlüſſe aus. Die Fremden ſind erſtaunt, welche Ehrfurcht er ihr bewies, wie er nie anders, als das Baret in der Hand, faſt auf den Knien mit ihr ſprach. Er beſuchte ſie alle Tage nach der Mittagstafel oder am Abend und theilte ihr mit, was ihm in Geſchäften vorgetragen worden.

Später führte ſich ein, daß alle wichtigen Geſchäfte in dem Schlafzimmer des Königs, unmittelbar nachdem er aufgeſtanden war, in Berathung gezogen wurden, ehe irgend eine andere Beſchäftigung des Tages ſich ſeines Geiſtes bemächtigte. Es iſt das Conseil des affaires, das ſich in dieſer Weiſe auch unter den Nachfolgern fortgeſetzt hat. Nur die Hochgeſtellten, Vertrauteſten konnten daran Antheil nehmen. Unter Franz I. gewann ſeine Schweſter, die Königin von Navarra, einen überwiegenden Einfluß, wie ihn ruhige, die Ueberſicht der Dinge feſthaltende, natürlich ſcharfſichtige Frauen dann und wann in großen Staaten ausgeübt haben.[1] Doch könnte man nicht ſagen, daß ſich der König von einem fremden Willen habe leiten laſſen.

[1] Antonio Juſtiniano 1520. Honora molto la sua madre Ser ma Madama, la qual è sapientissima donna, et ogni giorno va il re da S. Excia osia poi pranso o poi cena e ragiona con lei di tutte le cose, li hanno exposto li oratori.

Wie die fremden Geſandten in den erſten Zeiten bemerken, daß auch die unberathenen Antworten des jungen Königs zur Sache treffen, und ſeinen verſtändigen Sinn in den Geſchäften rühmen; ſo verſichern ſie noch in den letzten, daß die großen wichtigen Entſcheidungen doch immer von ihm ſelbſt ausgehen.[1]

Was ſie an ihm vermißten, war, wie ſie ſich ausdrücken, Arbeitſamkeit des Geiſtes. Er war zufrieden, anzuordnen und bekümmerte ſich nicht genug um die Ausführung im Einzelnen.

Lange Zeit pflegten die Miniſter gleichſam freie Hand zu haben; die Kanzler Duprat und Poyet: der Admiral Chabot, der Connetable Montmorency, denn noch knüpfte ſich die Verwaltung an die großen Aemter und Staatswürden; ſie ſchienen zuweilen allmächtig zu ſein, als hätten ſie Niemand über ſich. Allein eben die Freiheit und Willkür, mit der ſie ſich bewegen durften, war ihnen gefährlich; bald wurde der eine, bald der andere geſtürzt, ohne daß man immer im Stande wäre, die Motive genau anzugeben. Der Wechſel der höchſten Beamten, ihr Steigen, Fallen, Wiederemporkommen hat etwas von den plötzlichen Veränderungen orientaliſcher Höfe. Der Grund war, daß der König, nachdem er einem ungebührlichen Treiben lange zugeſehen, ſich mit einemmal dagegen erhob: — die Einflüſterungen Dritter, denen er lange Widerſtand geleiſtet, fanden dann plötzlich bei ihm Gehör; aber er war auch eiferſüchtig, daß Jemand ſich zu einer Gewalt erheben möchte, die ihm

[1] Cavalli, Sua Maesta siccome nelle altre cose si remette a loro, cosi in queste vuole che e loro e tutto il resto si rimettino a lei.

unbequem geweſen wäre. An beſtimmten Perſonen lag ihm ſo viel nicht; er ſchloß ſich mit Leichtigkeit an: eben ſo geſchwind aber vergaß er wieder.

Hinter all dem tumultuariſchen Treiben, der Unachtſamkeit und den Liebhabereien, denen er ſich hingab, konnte man doch immer einen Geiſt wahrnehmen, der ſich nicht vergaß.

Im Geſpräch mit den Geſandten ließ er ſich aus Natur und mit Abſicht gehen; er wollte den Ruf ſeines Nebenbuhlers, der für verſteckt galt, nicht auch auf ſich kommen laſſen; aber bei allen Ergüſſen wußte er doch ſein Geheimniß zu bewahren. Die Geſandten beklagen ſich oft, daß ſie entfernt gehalten werden und nichts wichtiges in Erfahrung bringen können.

Er war freigebig, und wollte es ſein; Vielen kam er verſchwenderiſch vor; bei allem ſeinem Aufwand aber wußte er einen Ueberſchuß der Einnahmen über die Ausgaben zu retten, und hinterließ eine für unvorhergeſehene Fälle beſtimmte Summe in ſeinem Schatz.

Madame d'Eſtampes, ſeine Maitreſſe, ſchien alles über ihn zu vermögen; manche Erhebung und manchen Sturz ſchrieb man ihr, und wahrſcheinlich mit gutem Grunde zu. Sie warf ſich zur Vorfechterin der Rechte des jüngſten Prinzen auf, den der König am zärtlichſten liebte, und der ihm am meiſten glich. Aber weder jene Rathſchläge noch dieſe Vorliebe konnten den König bewegen, dem Prinzen eine Ausſtattung zu gewähren, die dem Nachfolger und der Macht der Krone hätte nachtheilig werden können.

Die Ereigniſſe der Familie machten ihm, zuſammentreffend mit den öffentlichen, oft trübe Tage. Welch ein

Augenblick war es, als zur Zeit, wo Carl V. mit seiner Kriegsmacht in der Provence stand, der älteste Sohn des Königs, von dem sich das Beste hoffen ließ, durch einen plötzlichen Tod weggerafft wurde.[1] „Mein Gott," rief der König aus, indem er ans Fenster trat und die Hände erhob, „schon hast du mich geschlagen, indem du mir mein Ansehn schmälertest, jetzt nimmst du mir meinen Sohn; was bleibt übrig, als daß du mich ganz zu Grunde richtest."

Der zweite Sohn Franz I., Heinrich, nunmehr Dauphin, war mit Catharina Medici von Florenz vermählt; lange aber hatte sie keine Kinder und da sie auch nicht Allen als ebenbürtig erschien, so war die Rede davon, sie nach Florenz zurückzuschicken. Klug und entschlossen, wie sie war, kam sie selbst und bot dem König an sich zu entfernen; heiße Thränen erstickten ihre Stimme. „Mein Kind," antwortete Franz, „da Gott gewollt hat, daß du meine Schwiegertochter seiest, so sollst du es bleiben." — Man muß ihm das hoch anrechnen, da ihn die Furcht ängstigte, als werde keiner seiner Söhne Nachkommenschaft haben und sein Geschlecht in der zweiten Generation untergehen. Um so größer war die Freude, da Katharina nach einiger Zeit wirklich mit einem Sohne niederkam. „Es ist der erwünschteste Tag," ruft die Schwester Franz I. aus, „und der unentbehrlichste, den unsere Augen gesehen haben, es ist von Gott geschehen." Auch der König sah darin eine Befestigung seines Staates. Bald darauf hatte er das Glück, einen neuen, großen Einfall des Kaisers mißlingen zu machen und in dem Frieden von Crespy die Ansprüche des französischen Hauses auf einige italienische Landschaften wieder zur Anerkennung zu bringen.

Es ist unerwartet, daß Franz I. Alles der göttlichen Fügung und seinem Gebete zuschreibt.

„Ich dein Knecht," heißt es in einem seiner Gedichte, „habe dich angerufen; du hast mich gehört nach meiner Zuversicht und mich nicht vergessen. Du hast mir Eroberung gegeben, Kinder, Vertheidigung und Gewalt."

Franz I. liebte den Genuß. Glänzend in der ihm angebornen Würde, von dem Volk angebetet, herrlich und in Freuden wollte er seine Tage zubringen, in einer ununterbrochenen raschen, vollen Bewegung aller Lebenskräfte: aber zugleich hatte er eine große Sache durchzuführen und widmete sich ihr. Sein Leben war ein fortwährendes Gefecht, ein politischer und militärischer Wettkampf. Den höchsten Preis, der ihm in seiner Jugend vorschwebte, hat er nicht davon getragen, aber gegen den klugen, ruhigen und niemals rastenden, die Welt mit ehrgeizigen und großen Gedanken umfassenden Gegner hat er das unabhängige Ansehen, die Macht seiner Krone behauptet. Daß er dieß anstrebte und erreichte, darin lag das Geheimniß des Gehorsams, den er fand. Er lebte, dachte und fühlte, wie sein Volk; sein Glückswechsel, seine Gefahren und Verluste, so wie seine guten Erfolge, waren die der Nation.

Am 31. März 1547 starb Franz I.; Heinrich II. folgte ihm nach.

Heinrich II. und seine auswärtigen Verhältnisse.

Heinrich II. war ebenfalls von hoher Gestalt und wohlgebildet; er war eben so unermüdlich wie sein Vater in Jagd und Waffenspiel; alle Woche ein paarmal ritt er

zum Waidwerk, zuweilen hat er den Hirsch sieben Stunden lang verfolgt; Pferde stürzten unter ihm. Es kam kein Turnier am Hofe zu Stande, daß er nicht auch seinen Helm aufsetzte und seine Lanze brach; wenn ein fremder Ritter von Ruf erschien, mußte er selbst sich mit ihm versuchen; an seiner Tapferkeit in der Schlacht ließ sich nicht zweifeln, man hatte ihn an den gefährlichsten Stellen vor dem Feinde aushalten sehen.

Der Glanz, den die Persönlichkeit seines Vaters umgab, ging allerdings nicht auf ihn über; man wußte keine Waffenthaten von ihm zu erzählen wie die von Marignano; von Wissenschaften und Künsten verstand er nichts, und es war ihm genug, wenn er sich ohne Anstoß ausdrückte. Aber er war zuverläßiger in seiner Freundschaft, unerschütterlich in den einmal ergriffenen Ansichten. An Arbeitsamkeit ließ er es nicht fehlen, ein paar Stunden alle Tage widmete er den regelmäßigen Sitzungen des Rathes; bei Tisch war er für Privatangelegenheiten zu sprechen; nach Tisch gab er den Gesandten Audienz. Von Natur war ihm ein ernstes Wesen eigen: selten sah man ihn den Mund zum Lächeln verziehen. Vor allen andern Dingen war er Soldat; er wußte hauptsächlich nur Soldaten zu schätzen.[1]

Ein höchst außerordentliches Verhältniß beherrscht sein Leben, in früher Jugend angeknüpft, bis zum Tode festgehalten, anfangs Leidenschaft, später Freundschaft zu einer

[1] Dandolo 1547. A Landresy (an das laudarsi des florentinischen Abdrucks darf man sich nicht stoßen; es ist ein Schreibfehler) non si portò meno da buon soldato che da buon capitano et m'a detto persona degna di fede che si truovo seco in qualche luogo pericoloso.

um vieles ältern Frau, Diana von Poitiers. Am Hofe hörte man die Behauptung, daß sie es hauptsächlich sei, die den Begriff der Ehre und männlicher Tugend in dem jungen Fürsten erhalten, seine ursprünglich trägen Lebensgeister angeregt habe. Noch unerwarteter ist ein anderes Verdienst, das ihr zugeschrieben wurde: sie erhalte, sagte man, ein gutes Vernehmen zwischen Heinrich und seiner Gemahlin.[1] Da die Fortpflanzung des königlichen Geschlechts davon abhing, so mag es dahin zu deuten sein, wenn Margarethe von Navarra in einem ihrer Briefe an Diana sagt, die Krone von Frankreich verdanke ihr mehr, als irgend einer Frau der Welt. Sie war dann wie eine ältere Freundin, pflegte die Königin in ihrem Kindbette, ihren Krankheiten; ich finde den Ausdruck, sie habe ihr gedient wie eine Magd.[2] Der König machte ihr alle Tage, ohne je zu fehlen, seinen Besuch, und sprach mit ihr von den Geschäften.

Auch einen Freund hatte Heinrich II., der sich ihm in seinen frühern Jahren angeschlossen, den Connetable Montmorency. Eine dem Prinzen aufgetragene Unternehmung

[1] Marino Cavalli: Alcuni credono che questo amore, che è grandissimo, non sia lascivo, ma come materno filiale, avendo la detta dama pigliato carico d'instituire, correggere, ed avvertire, ed eccitare esso monsignor delfino a pensieri e operazioni degne di tal principe.

[2] Contarini 1552. La regina cosi pregata dal re se lo tolera patientemente e pratica continuamente con lei (la duchessa) et all' incontro la duchessa fa boni officii col re per la regina. Soranzo 1557 (La duchessa dimostra) di amare et di portare grandissimo rispetto alla regina et in tutte le sue malattie ed altri bisogni serve lei e li figliuoli come fosse propria sua serva.

gegen Piemont war nur dadurch gelungen, daß der Connetable ihm die beſten Streitkräfte zur Verfügung ſtellte; die Reputation die daher entſprang, auch eine ſeinem Range angemeſſene Stellung, glaubte er der Freundſchaft deſſelben danken zu müſſen. Montmorency behauptete ſich nicht bei Franz I., der ihm Schuld gab, er begnüge ſich nicht mit der ihm übertragenen Gewalt, er ſelber wolle König ſein: es hat allen Anſchein, daß Madame d'Eſtampes, eine Gegnerin Dianens, Heinrichs, und deßhalb des Connetable ſelbſt, zu ſeinem Sturze beitrug.[1] Aber daher folgte dann, daß nach dem Tode Franz I. Montmorency wie der geborne Rathgeber des neuen Königs auftrat. Er erſchien ſogleich und nahm die Geſchäfte, als wenn es ſich von ſelbſt verſtehe, in die Hand: mit der unverwüſtlichen Jugendkraft, die ihm auch in höhern Jahren eigen war, und unbedingter Autorität. Er hielt ſich für berechtigt, von den in vollem Rath in Gegenwart des Königs gefaßten Beſchlüſſen abzuweichen, ſo bald es ihm nach der Hand beſſer ſcheine. Einſt machte ihm Pietro Strozzi über einen Fall dieſer Art Vorwürfe, der Connetable erwiederte einfach, die Umſtände ſeien verändert, und ſchon dieß war für den König genug; er verlor kein Wort darüber. Denn er lebte der Ueberzeugung, daß der Connetable die Sachen am beſten verſtehe.

Wir werden dieſer Perſönlichkeiten und einiger anderer, die ſie umgaben, wie der beiden Guiſen, noch einmal gedenken, wenn wir von den religiöſen Angelegenheiten reden;

[1] Dandolo, der dieß in ſeiner erſten Relation zu ſagen Bedenken trug, weil ſeine Zuhörer nicht ſehr verſchwiegen waren, erzählt es in der zweiten.

hier faſſen wir ins Auge, wie der neue König und ſein Hof in die großen Fragen der auswärtigen Verhältniſſe eingriffen, die ihnen Franz I. zurückgelaſſen.

Heinrich II. war in Krieg und Politik lange Zeit hindurch bei weitem glücklicher als ſein Vater.

Franz I. hatte Boulogne noch auf eine Reihe von Jahren in den Händen der Engländer laſſen müſſen, die dem Land um ſo beſchwerlicher fielen, da ſie Calais noch immer beſaßen.

Zuerſt gegen dieſe richteten die Franzoſen unter Heinrich II. ihre Macht.

Sie begannen damit, dem vordringenden Uebergewicht der Engländer in Schottland entgegenzutreten und ſich ſelbſt ein feſtes Verhältniß zu dieſem Lande zu bilden. Die Mannſchaften, welche Pietro Strozzi mit einer neugeſchaffenen Marine hinüberführte, wurden von den ſchottiſchen Lords aus Antipathie gegen England freudig begrüßt: dieſe brachten ſelbſt die künftige Vermählung ihrer jungen Königin mit dem Dauphin — noch waren ſie beide in zartem Alter — in Vorſchlag und ließen geſchehen, daß ſie nach Frankreich geführt wurde. Ihre Mutter, eine geborne Guiſe, gelangte nach einiger Zeit zur Regierung und leitete ſie, trotz mancherlei Schwankungen, im franzöſiſchen Sinne. Man erwartete mit Beſtimmtheit, wenn nicht den nächſten, doch den alsdann folgenden König von Frankreich, der aus ſchottiſchem Blut geboren ſein werde, auch in Schottland herrſchen zu ſehen.

Wenn es den Franzoſen mit dieſem Unternehmen ſo glücklich gelang, ſo rührte das beſonders daher, daß in England eine Minderjährigkeit und zwar eine wegen des religiöſen Zwieſpaltes doppelt unruhige eingetreten war.

Den Franzoſen entging nicht, wie vortheilhaft ihnen dieß auch für ihr eigenes Verhältniß werden könne; beſonders erkannte es Montmorency; gegen den Rath der meiſten andern drang er auf eine Erneuerung des Krieges mit England. Die Engländer hatten eben ihre Garniſonen in den überſeeiſchen Beſitzungen vermindert; dagegen ſchloß ſich der aus denſelben vertriebene oder gewichene franzöſiſche Adel, — denn noch ſtritt nicht Staat gegen Staat, ſondern Nation gegen Nation, — vor Begierde brennend in ſein Eigenthum zurückzukehren, der Unternehmung des Connetable an. Ohne viele Mühe wurde das Landgebiet in Beſitz genommen, Boulogne ſelbſt gerieth in ſo große Bedrängniß, daß es die engliſche Regierung für nothwendig hielt, den Platz aufzugeben: gegen den fünften Theil der Summe, der in dem letzten Vertrag hiefür beſtimmt war; auch auf die Zahlungen, welche Heinrich VIII. gleichſam als Anerkennung ſeines Anſpruches an die franzöſiſche Krone gezogen hatte, leiſtete ſie Verzicht.

Bei der Ausführung des Vertrages, namentlich der Feſtſetzung der Grenze, fehlte es nicht an Hader und Zwiſtigkeiten. Wir ſind unterrichtet, daß ſich darüber in den Franzoſen der Gedanke regte, den Krieg zu erneuern und nach ſo vielen Invaſionen, die ſie erfahren, nun auch ihrerſeits einen Angriff auf die Inſel zu verſuchen. Sie hatten Verſtändniſſe in Irland, und ſie durften nur befehlen, ſo kamen die Schotten über die Grenze;[1] die Plane der in England von dem letzten König aufgerichteten Befeſtigungen waren in ihren Händen; ſchon haben ſie das Fahrwaſſer der

[1] Contarini di Scotia ha piu volte mandato persone in Hibernia e fra li altri vi andò due anni sono M. di Montluc.

Themſe unterſuchen laſſen. Beſonders die Nachrichten, die ihnen ein Florentiner, der lange im Dienſte Heinrichs VIII. geſtanden und von der damaligen Regierung entlaſſen worden, beſtärkten ſie in dieſem Vorhaben.[1]

Indem aber zeigte ſich ihnen eine Ausſicht zum Sieg über den Feind, der noch immer als der vornehmſte und gefährlichſte angeſehen werden mußte.

Die Gewalt, welche Carl V. damals in Deutſchland und Italien ausübte, in Italien politiſch gewaltſam, in Deutſchland antinational und mit religiöſem Druck verbunden, erregte in dieſen weiten Gebieten eine allgemeine Gährung gegen ihn. An dem franzöſiſchen Hofe ſah man wie eine Anzahl flüchtiger deutſcher Heerführer, ſo viele italieniſche Ausgewanderte. Es waren Neapolitaner von der angioviniſchen Faction, denen der König für ihre entriſſenen Güter Penſionen zahlte; Mailänder, zuweilen vortreffliche Soldaten, zuweilen große Gelehrte; Florentiner von der Partei der ältern Medici, welche noch darauf rechneten, die Herrſchaft des Duca Coſimo umzuſtürzen. Einſt bei ſeiner Vermählung mit Catharina Medici war Heinrich beſtimmt worden, ein großes Fürſtenthum zu gründen; als ihn jetzt die Farneſen zu Hülfe riefen, ſchien die Zeit gekommen wo der König ausführen könne, was dem Prinzen verſagt geblieben. Aber entſcheidend war, daß auch diejenigen deutſchen Fürſten, die mit dem Kaiſer in ſeinem Kriege gegen die Vorfechter des Proteſtantismus gemeinſchaftliche

[1] Ausführlich iſt hierüber der Venetianer Juſtinian, er nennt den Florentiner il **portinaro**. In den engliſchen Depeſchen erſcheint dieſes Wort als Eigenname: **Portinary**; auch da iſt davon die Rede, daß er in Heinrichs VIII. Dienſten geſtanden habe.

Sache gemacht, aus religiösen und politischen Gründen sich von ihm abwandten; diese trugen kein Bedenken, mit der Krone Frankreich in Verbindung zu treten.

Mit mächtigern Bundesgenossen, als seinem Vater jemals zur Seite gestanden, erhob sich Heinrich II. wider den alten Gegner, der nichts von ihm besorgte, und in diesem Augenblicke ganz ungerüstet war. Sein Unternehmen gelang vollkommen. Die Gewalt, die eben in ihrer Befestigung auf immer begriffen zu sein schien, ward mit Einem Schlage auseinandergeworfen, dem deutschen Protestantismus auf der einen Seite seine Unabhängigkeit, den italienischen Staaten auf der andern die Möglichkeit eines politischen Lebens zurückgegeben. In ihrer Mitte erhob sich abermals Frankreich zu einer gewaltigen Macht.

Trotz seiner Erklärung, die deutsche Freiheit beschützen zu wollen, hatte sich der König bei seinem ersten Anlauf der drei vorliegenden deutschen Städte, Metz, Toul und Verdun bemächtigt. Er nahm zum Vorwand, daß sich der Kaiser derselben zu seines Hauses besonderem Vortheil bedienen wolle, und nöthigte ihnen ein Schutzverhältniß auf, welches nicht viel weniger als Unterthänigkeit war. In innern Haber verloren hatte das deutsche Reich diese Plätze dem gefährlichen Nachbar gegenüber ohne alle Fürsorge gelassen; durch keine Anstrengung vermochte es dieselben wiederzuerobern.

Als Siena in der allgemeinen Bewegung den günstig scheinenden Augenblick ergriff, vom Kaiser abzufallen, waren die den Farnesen zu Hülfe geschickten französischen Truppen sofort zur Stelle, um es zu schützen. Den Waffen und der List des Duca Cosimo von Florenz und den Spaniern

gegenüber vermochten sie nicht, es zu vertheidigen: aber sie hielten in Montealcino den Namen der sieneſiſchen Republik aufrecht; neben ſo vielen andern Poſitionen in Italien behaupteten ſie die Maremmen.

Daß ſich Genua nicht auch von dem Kaiſer losriß, wurde den Franzoſen zum Anlaß, Corſica, das damals genueſiſch war, anzugreifen; ſie nahmen es bis auf wenige Plätze ein: Ajaccio war in ihren Händen.

Noch beherrſchten ſie Piemont; mit Hülfe der Osmanen, namentlich auch des Dey von Algier, waren ſie den Spaniern auf dem Mittelmeer überlegen; ebenſo den Engländern im Canal; ſie warfen eine Colonie nach Braſilien.

Da ſchien das Uebergewicht, das die franzöſiſche Krone in ihren blühendſten Zeiten beſeſſen, ihr zurückzukehren, der ſtolze Wuchs der burgundiſch-ſpaniſchen Macht ſich vor ihr zu beugen. Ein gegen das Haus Oeſterreich mit dem heftigſten Widerwillen erfüllter Prälat beſtieg den päpſtlichen Stuhl, und faßte den Plan, ſie mit franzöſiſcher Hülfe aus Italien zu vertreiben, den Franzoſen auch Neapel zurückzugeben. [1]

Bald aber zeigte ſich doch, daß es auch auf der entgegengeſetzten Seite Streitkräfte gab, die ein junger Fürſt mit aller Anſtrengung zuſammennahm; das Glück, das dem alternden Kaiſer untreu geworden, neigte ſich ſeinem Sohne Philipp II. wieder zu; er rettete Neapel und ſeine

[1] Daß dabei die Parteibeſtrebungen wenigſtens nicht den vornehmſten Geſichtspunkt ausmachten, wie Thuanus und ſeine Nachfolger annehmen, hat ſchon Walkenaer bemerkt zu Hénault Abrégé chronologique de l'Histoire de France p. 565.

Macht in Oberitalien; in den Niederlanden erfocht er wiederholte Siege; der Führer des Kriegs und erste Minister, der Connetable Montmorency, fiel selbst in seine Gefangenschaft.

Im Jahre 1558 hatte sich die Lage so ganz verändert, daß man sich in Frankreich fragen mußte, ob man fähig sein werde, den Krieg noch ferner auszuhalten.

Denn wie wir sahen war schon die kriegerische Haltung Franz I. nur durch Auflagen möglich geworden, welche die innern Ordnungen, auf denen die Nation beruhte, erschütterten. Aber noch viel größeren Aufwand hatten die Feldzüge Heinrichs II. erfordert, zumal da dieser den Sinn seines Vaters für einen geregelten Geldhaushalt nicht besaß. Man berechnete, daß jedes Kriegsjahr unter Heinrich II. so viel gekostet habe, wie vier Jahre unter Franz I. Im Jahre 1558 war die Schuld bereits auf 36 Millionen, das Deficit in der Jahresrechnung auf drittehalb Millionen gestiegen. Der König berief eine Notabelnversammlung, die als eine ständische bezeichnet wird, die sich wohl entschloß, das Bedürfniß zu decken: — von den drei Millionen, welche Heinrich forderte, übernahm die Geistlichkeit eine, der dritte Stand die beiden andern — aber schon konnten die gewohnten Auflagen nicht ohne harten Druck und gewaltsame Mittel eingebracht werden, wie viel schwerer diese außerordentlichen. Der Adel war durch die Kriegsdienste und die Lösegelder, die von den Einzelnen gefordert wurden, von den geringeren Edelleuten 10,000, von den großen Herren 100,000 bis 200,000 Goldthaler, erschöpft. Alle Lasten fielen auf das Landvolk, von dem man sagt, es habe die

Dörfer verlaſſen, um dem unerträglichen Drucke zu entgehen.

Nicht viel weniger aber waren die ſpaniſchen und niederländiſchen Gebiete in Bedrängniß. Die Spanier hatten ſich im Jahre 1558 aufs äußerſte angeſtrengt, und größere Heeresmaſſen ins Feld gebracht als jemals früher, ohne den Franzoſen einen beſondern Nachtheil zuzufügen. Auf beiden Seiten mußte man inne werden, daß man einander unter dieſen Umſtänden nichts mehr anhaben werde. Frankreich hatte ſich nicht herunterdrücken, aber auch Spanien-Burgund nicht auflöſen laſſen. Die beiden Mächte mußten neben einander beſtehen und Friede ſchließen.

Gerade das Gleichgewicht der Kräfte und des Glückes machte es ſchwer eine Abkunft zu treffen.

Die Spanier forderten die Herausgabe der ſämmtlichen, von den Franzoſen eingenommenen Landſchaften und Plätze, vor allem des ſavoyiſch-piemonteſiſchen Gebietes. Die Franzoſen, bereits an den Beſitz deſſelben gewöhnt, wollten nur von einer Entſchädigung des Herzogs im Innern von Frankreich hören. Allein wie hätten die Spanier die Abfindung eines Fürſten, der ſein Glück mit dem ihren vereinigt hatte, durch einen Landbeſitz, der ihm keine Unabhängigkeit gewährt hätte, zugeben, wie hätten ſie die Franzoſen in Italien dulden ſollen? Sie gingen von der Vorausſetzung aus, daß man Friede auf immer machen müſſe; würden die Franzoſen Piemont behalten, ſo ſei das ein Beweis, daß ſie geſonnen ſeien den Krieg in Italien zu erneuern. Die wahren Grenzen zwiſchen den großen Ländern ſeien die Gebirge, die man zwar vorübergehend überſchreiten, aber jenſeit deren man ſich nicht

behaupten könne. Sie wollten die Alpen wie die Pyrenäen als die Grenzmarken der Nationen auch in Verträgen anerkannt sehen.

Die Franzosen zögerten, ein so großes Zugeständniß zu machen, und noch im März 1559 fürchtete man ein Scheitern der gesammten Unterhandlung. Sie würden sich schwerlich dazu verstanden haben, hätte sich ihnen nicht auf anderer Seite eine entsprechende Vergütung dargeboten.

In dem Kriege hatte England mit Spanien aufs neue gemeinschaftliche Sache gemacht; die Geschicke beider Länder schienen auf das engste vereinigt, da der König von Spanien zugleich der Gemahl der Königin von England war. Das hatte aber den Franzosen Gelegenheit gegeben, sich durch einen plötzlichen Anfall in Besitz von Calais und Guines zu setzen, den letzten Resten der alten englischen Eroberungen. Die Engländer mußten sämmtlich diese Plätze und ihr Gebiet verlassen; die Franzosen bevölkerten dieselben aufs Neue. Sie wurden nun erst wieder Herren und Meister ihres ganzen Grund und Bodens; und waren entschlossen, niemals wieder einen Fußbreit davon herauszugeben; alle Stände des Landes waren in dieser Ansicht mit dem König einverstanden.

Philipp II. hätte es nicht auf sich kommen lassen, den Franzosen einen alten Besitz seiner Verbündeten zu überlassen; zu den Plätzen, deren Herausgabe er forderte,

[1] Granvella erwähnt in einer Schrift an den Grafen Feria, Quesnoy 3. April 1559 (V, 585): el desconcierto que hubo el juéves santo en la negociation de la paz y como los Franceses fingiéron de quererse partir y lo que succediò el biernes que viéndo nos firmes los dichos Franceses volviéron al negotio.

gehörte auch Calais. Doch hatte ſich die Lage der Dinge verändert; die Gemahlin Philipps II., Maria, war geſtorben, und ihre Nachfolgerin, Eliſabeth, durfte ſich nicht ſchmeicheln, daß dieſer König ihre Sache ſo vollkommen als die ſeine betrachten würde. Der Herzog von Alba ſtimmte allem bei, was die Engländer über die Vortheile ſagten, die den Niederlanden aus ihrem Beſitz von Calais entſpringe, aber er bemerkte doch, um es den Franzoſen wieder zu entreißen, dazu werde ein Krieg von ſechs bis ſieben Feldzügen gehören, zu dem man ſchwerlich die Mittel beſitze. Eliſabeth mußte fürchten, daß Spanien ſeinen Frieden ohne ſie ſchließen werde; um nicht allein die Gefahr des Krieges tragen zu müſſen, gewann ſie es über ſich, Calais den Franzoſen zu überlaſſen. [1] Sie bewilligte es nur auf eine unbeſtimmte Zeit, aber die Natur der Dinge war ſtärker: Calais iſt niemals wieder zurückgegeben worden.

Wie dort das Gebirge, ſo, und noch viel mehr, ſollten hier die Fluthen des Meeres die Nationen ſcheiden.

Leichter kam der König von Spanien über die Schwierigkeit hinweg, welche in der Eroberung der drei Bisthümer lag. Nachdem er ſich ſo viel vergebliche Mühe gegeben, das Kaiſerthum an ſich zu bringen, wollte er ſich nicht zum Vorfechter des Reiches und ſeiner auch noch ſo gerechtfertigten Anſprüche machen. Er ſagte einfach, die Sache gehe ihn nichts an.

[1] Inſtruktion Eliſabeths: 19. Febr. 1559. Die Erklärungen der Spanier geben ihr Urſache, to take it for a lykelyhod of a great disposition in them to peace — die Geſandten ſollen abſchließen, wenn ſie bemerken, daß die Spanier might be tempted to conclude their peace without our satisfaction. (Forbes Public. Transactions; 59.)

Und nun konnte Niemand läugnen, daß es für die Franzoſen wichtiger war, die drei Bisthümer und Calais zu behaupten, als Piemont. Wie Calais zur See gegen England, ſo war ihnen Metz zu Land gegen Deutſchland ein unſchätzbares Bollwerk.

Wenn der Friede, der zu Cateau Cambreſis am 2. April 1559 zu Stande kam, trotz der weſentlichen Vortheile, die er darbot, in Frankreich doch auch Mißvergnügen und lebhaften Tadel erweckte, ſo rührte das daher, weil die rivaliſirende Macht, nachdem man einmal die Ausſicht gehabt, ſie aufzulöſen, ſich dennoch in ihrer vollen Stärke erhielt.

Jene Verluſte trafen nur ſolche Verbündete Spaniens, die es nicht mehr waren. Die ſpaniſche Monarchie ſelbſt gelangte durch die Abkunft ſogar zu einer feſteren Grundlage; für ihre Weltſtellung war es ein unſchätzbarer Gewinn, daß ſie erreichte, wonach ſie immer getrachtet, die Franzoſen, wenn nicht vollſtändig, denn ſie behaupteten Saluzzo, doch dem Weſen und der Intention nach, von Italien auszuſchließen. Der vornehmſte Kampfpreis, das Uebergewicht in Italien, blieb in den Händen des Hauſes Burgund.

Daß damit der große Streit nicht auf immer ausgefochten war, daß er die Welt noch einmal in Bewegung ſetzen würde, lag am Tage. Zunächſt aber ſollten andere Intereſſen des innern Staatslebens und der Religion die Geiſter vorzugsweiſe beſchäftigen.

Drittes Buch.

Emporkommen kirchlicher Reformbeſtrebungen in Frankreich.

Unter Menſchen, die der Vergangenheit kundig ſind, müßte davon gar nicht mehr geredet werden, ob der Proteſtantismus in der Welt ſein ſoll oder nicht. Der moderne Katholicismus ſelbſt verdankt ihm ſeine Ausbildung, und ließe ſich ohne dieſen Gegenſatz nicht mehr denken. Wie in den Conflikten der germaniſchen und romaniſchen Welt das Königthum der neuen Jahrhunderte, in dem Sturme der Völkerzüge und Völkerbildungen die Hierarchie, in den Gefahren allgemeiner Eigenmacht und Gewaltſamkeit das Syſtem ſtändiſcher und ſtädtiſcher Genoſſenſchaften gegründet worden iſt, ſo erſchien, als die Zeit gekommen war, denn alles auf Erden hat durch ein göttliches Geſchick ſeine Zeit und Stunde, aus den innern Trieben des europäiſchen Lebens erwachſend, der Proteſtantismus. Fern davon einen Widerſpruch gegen die Religion zu enthalten, ſuchte er dieſelbe, einer verweltlichten Prieſterſchaft gegenüber, geiſtiger, uneigennütziger zu ergreifen, die Lehre aus den zufälligen Formationen der hierarchiſchen Epoche auf ihren weſentlichen Inhalt und das Allgemeingültige zurückzuführen.

Aber allerdings lag es in ſeinem Weſen, die gefährlichſten bitterſten Kämpfe zu erwecken.

Denn nicht allein kirchlich war die Frage, ſondern bei der engen Verbindung zwiſchen Kirche und Staat, auf der das ganze Syſtem beruht, in hohem Grade politiſcher Natur.

Wenn ſich in Deutſchland unter der Führung tiefſinniger und erleuchteter Geiſter, und dem faſt allgemeinen Zuſammenſtimmen der Nation das Unternehmen doch nur theilweiſe durchſetzte, und zwar nicht ohne gefährliche und blutige Kämpfe, wie viel weniger konnten dieſe in Frankreich vermieden werden, wo ſeit Jahrhunderten die Verbindung zwiſchen Königthum und Kirche unendlich eng war.

Der Unterſchied läßt ſich ſchon daran ermeſſen, daß die Kirche bei den romaniſchen Völkern zwar nicht älter iſt, als der Staat überhaupt, aber doch älter als die beſtehenden Staaten und als das Königthum, während ſie in der germaniſchen ihre Begründung der Theilnahme des Fürſtenthums hauptſächlich verdankt.

Aber unvermeidlich waren dieſe Regungen auch dort: ſie entſprangen auf dem allgemeinen Gebiete des Lebens und Denkens, welches in ganz Europa daſſelbe war, und trafen eine lebendige Ader auch in dem romaniſchen, beſonders dem franzöſiſchen Geiſte.

Erſte Regungen einer kirchlichen Neuerung.

Als den Patriarchen der Reformirten in Frankreich mag man Meiſter Jacob Fabry, von Etaples, betrachten, der, während König und Ritterſchaft in Italien Krieg führten, auf mancherlei Wanderungen nach dieſem Land ſich die Grundlagen der neuerwachenden Gelehrſamkeit anzueignen ſuchte. Auch ihn führte das Studium der Claſſiker, wie ſo manchen Deutſchen, zum Abfall von der Lehrweiſe der Mönche und der ſcholaſtiſchen Methode; zahlreiche ſtrebende Schüler ſammelten ſich um

ihn. Fabry war ein Mann von unscheinbarer, fast verächtlicher Gestalt, dem aber Umfang und Gediegenheit des Wissens, eine sittliche Haltung, und die Milde und Sanftmuth, die sein ganzes Wesen athmete, eine höhere Würde verlieh. Wenn er um sich her sah, schien ihm die Welt in der Nähe und Ferne von einer tiefen Nacht des Aberglaubens bedeckt zu sein, an das unmittelbare Studium der Urkunden des Glaubens aber eine Hoffnung der Erneuerung sich zu knüpfen: er sagte seinen vertrautesten Schülern, sie würden eine solche erleben. Er selbst ging mit einer fast zaghaften Umsicht zu Werke. Er konnte sich nicht entwöhnen vor den Heiligenbildern zu knieen und suchte nach Gründen, um die Lehre vom Fegfeuer aufrecht zu erhalten. Er hatte nur Muth in dem Gebiete der Gelehrsamkeit. Da wagte er es, zuerst in einer kritischen Streitfrage von der Ueberlieferung der lateinischen zu der Meinung der griechischen Kirche überzugehen; dann entnahm er aus den pauliniſchen Schriften Grundsätze über Rechtfertigung und Glauben, die mit den herrschenden Vorstellungen vom objectiven Werthe der guten Werke in unläugbarem Widerspruch stehen[1] und durch die Erhebung und das Auftreten Luthers, der von demselben Moment ausging, plötzlich eine universale Bedeutung bekamen. Fabry verband mit der täglichen Arbeit der Studien eine unverwüstliche Geisteslebendigkeit. Im höchsten Alter, das den Menschen gewährt ist, legte er Hand an eine

[1] Vgl. Graf: Jacobus Faber Stapulensis: in Riedners Zeitschrift für die historische Theologie II, 1, S. 41. Die von Merle d'Aubigné (Histoire de la reformation T. III. 492) wieder angeregte Frage über die Priorität der reformatorischen Meinungen Lefebre's könnte nur dann beantwortet werden, wenn man die frühern Schriften und namentlich seinen Commentar über die pauliniſchen Briefe abgesondert von den spätern betrachtete. An der Originalität derselben ist nicht zu zweifeln.

Ueberſetzung der Bibel, welche die Grundlage der franzöſiſchen Bibelüberſetzungen bildet:[1] er hatte als er ſie abfaßte, bereits das achtzigſte Jahr überſchritten.

Der literariſchen Abweichung geſellte ſich auch in Frankreich gar bald die auf die Anwendung der erkannten Religion im Leben dringende, myſtiſch-praktiſche Richtung hinzu. Die biſchöfliche Gewalt ſelbſt ſchien ſich der Verbeſſerung annehmen zu wollen. Der Biſchof einer großen Diöceſe, Wilhelm Briçonnet von Meaux, ein alter Freund Fabry's, in der Lehre von der Rechtfertigung und dem daher entſpringenden Gegenſatz gegen die äußere Werkheiligkeit geſinnt wie dieſer, unternahm, ſo ſehr ſich ſeine Natur übrigens zu ruhiger Beſchaulichkeit neigte, ſeinen Sprengel in dieſem Sinne zu reformiren. Es kam ihm unerträglich vor, daß ſeine Pfarrer immer nur von ihren Rechten redeten und ſich um ihre Pflichten nicht bekümmerten; daß die geſchwätzigen Mönche, die deren Stelle vertraten, nur eben ſolche Meinungen verkündigten, wie ſie zu ihrem Vortheil und Gewinn gereichten. Er ſuchte ſich der einen und der andern zu entledigen: in enger Verbindung mit Fabry und deſſen Schülern, Farel, Rouſſel, Aranda, welche durch die nach Frankreich vordringenden religiöſen Bücher Luthers noch beſonders angeregt waren, Leben und Lehre umzubilden; er wollte ſo recht ein Biſchof im alten Sinne des Wortes ſein und beſtieg ſelbſt den Predigtſtuhl.

Gerade in Frankreich mußten nun aber alle dieſe Beſtrebungen den hartnäckigſten Widerſtand finden. In Paris waltete die große theologiſche Univerſität, welche von jeher als die Hüterin der lateiniſchen Orthodoxie galt. Die armen

[1] Meyer Geſchichte der Schrifterklärung II, S. 312.

Meiſter, für die einſt Ludwig IX. das Collegium der Sorbonne gegründet, waren, da ſie zugleich die theologiſche Facultät ausmachten, eine Macht in der Welt geworden. Einſt, im 13. Jahrhundert, als die römiſche Kirche Thomas von Aquino heilig ſprach, hatten ſie auf alle Abweichungen von dem Syſtem deſſelben Verzicht geleiſtet, und ſich unbedingt ſeiner Lehre verpflichtet, die die Kirche erleuchte wie die Sonne den Mond.[1] Mit unverbrüchlichem Gehorſam hielten ſie an den alten Satzungen feſt; ſie erklärten es für ein Gott mißfälliges Werk, auch nur ein Buch zu leſen, das in den Schulen zu leſen nicht ausdrücklich angeordnet worden ſei; jede Entfernung von dem Gewohnten fand an ihnen von jeher unverſöhnliche Gegner. Sie haben Marſilius von Padua verdammt, die doctrinellen Neuerungen der Nominaliſten, die ſpiritualiſtiſchen der Flagellanten, Wikleſ und Huß; Hieronymus von Prag iſt vor ihnen geflohen. Während des funfzehnten und am Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts überwachen ſie gleichſam die Lehrmeinungen der geſammten Kirche, und bekämpfen jede Neuerung. Wenn Reuchlin in ſeinem Streite mit den Dominicanern zu Cöln auf eine gewiſſe Rückſicht bei der Pariſer Univerſität rechnete, namentlich weil er dort ſtudirt und der hohen Schule durch ſeine Schriften Ehre gemacht habe, ſo befand er ſich im Irrthum; ſie ſtieß, wie man ſich ausdrückte, den Sohn von ſich, um die Schweſter, die Univerſität von Cöln nicht fallen zu laſſen. Wie hätte da nicht ein ſo entſchiedener Angriff auf das bisherige Syſtem, wie der lutheriſche war, vollends ihren ganzen Widerwillen und Ingrimm erwecken

[1] Decretum pro doctrina M. Thomae 1325; ausgegangen von dem Biſchof, vocatis omnibus sacrae theologiae doctoribus bei Argentré: collectio judiciorum I. 222.

ſollen. Gleichſam vorausſehend was da kommen würde, ernannte die Facultät, als die lutheriſchen Streitſchriften ihr im Jahre 1520 vorgelegt wurden, eine Deputation in Sachen des Glaubens, wie eine ſolche einſt zu den Zeiten des Coſtnitzer Concils erwählt worden war,[1] auf deren Bericht Martin Luther, weil er die Meinungen der Doctoren und die Satzungen der Concilien verachte, verurtheilt und als ein Empörer bezeichnet wurde, deſſen Anmaßungen mit Ketten und Banden, ja mit Feuer und Schwert zu bekämpfen ſeien. Dieſe Deputation hat, öfter erneuert, mehr als ein halbes Jahrhundert beſtanden, und dem Proteſtantismus einen faſt nicht minder bedeutenden Widerſtand geleiſtet, als das Papſtthum zu Rom ſelbſt. Ihre Wirkſamkeit beruhte darauf, daß die Ketzerei als ein bürgerliches Verbrechen betrachtet wurde, für die Parlamente aber, welche Criminalgerichtsbarkeit ausübten, das Urtheil der Sorbonne in Bezug auf Ketzer und ketzeriſche Bücher entſcheidend war. Fabry, ſchon wegen jener gräciſirenden Meinungen verdächtig, ward überdieß als ein Lutheraner angeſehen; er wendete ſich nach Meaux, um nicht als Ketzer in Anſpruch genommen zu werden. Aber wie hätte man ſeine und ſeiner Schüler Thätigkeit dort dulden ſollen? Die über den Biſchof ſich beſchwerenden Mönche fanden Gehör bei dem Parlament; die Sorbonne verdammte einige daſelbſt bekannt gemachte der Neuerung verwandte Artikel, und forderte Widerruf; ihrer vereinigten Macht vermochte jene reformatoriſche Genoſſenſchaft nicht lange Widerſtand zu leiſten, ſie ward ganz auseinandergeſprengt. Der Biſchof nahm nun

[1] Vgl. Argentré: collectio II, 1.

[2] Rouſſel an Farel: »Senatus a parte theologorum stat, et quod ii decreverunt cunctis comprobat calculis.«

Bedacht darauf, ſeinen Ruf als gläubiger Katholik einigermaßen wiederherzuſtellen und hüllte ſich übrigens in ſein myſtiſches Dunkel.

Die Organe der alten Rechtgläubigkeit übten gleichſam eine unabhängige Gewalt aus. Gab es aber, fragen wir, nicht einen geiſtreichen und thatkräftigen König im Lande? welche Stellung nahm der in dieſen Streitigkeiten ein?

Franz I. liebte weder das Parlament, noch die Sorbonne, mit denen er wegen ſeines Concordates in Hader lag, am wenigſten die Mönche: ſchon lange ging er mit dem Gedanken um, den vornehmſten Gegner ihrer Denkart und Lehrweiſe, Erasmus in ſeine Nähe zu ziehen, ihm eine Stellung an der Spitze eines wiſſenſchaftlichen Inſtitutes zu begründen. Auch der religiöſe Geiſt der Zeit ließ den König nicht unberührt; mit ſeiner Mutter und Schweſter las er wohl in den heiligen Schriften, und man hörte ſie darauf bemerken, daß die göttliche Wahrheit — denn es ſchien ihnen als geſchehe das — nicht als Ketzerei bezeichnet werden ſollte. Am Hofe ſprach man mit Lob von Dr. Luther und ſeinen Schriften: die Sorbonne beſchwerte ſich, daß die Verfolgung der Anhänger und die Vertilgung der Bücher des Ketzers von dorther Hinderniſſe finde. Nach und nach ſtellte ſich überhaupt zwiſchen der theologiſchen Autorität und der Macht des Königthums das ſchlechteſte Verſtändniß heraus.

Die Aufſicht über die Druckſchriften, welche der Sorbonne zuſtand, ſollte ihr beſchränkt werden: einverſtanden mit dem Parlament hielt ſie um ſo ſtrenger darüber.

Als die Facultät im Begriff war, eine Schrift Fabry's zu verurtheilen, forderte der König die Sache an ſeinen Hof; die Sorbonne ließ ſich nicht abhalten, die Schrift dennoch in das Verzeichniß der verbotenen Bücher zu ſetzen.

Im Sinne des Königs war es nicht, wenn jene reformirende Geſellſchaft in Meaux zerſprengt ward: ſtand ſeine Schweſter doch mit dem Biſchof in einem myſtiſch-religiöſen Briefwechſel: er ſelbſt hatte nichts dagegen, wenn Rouſſel oder Aranda am Hofe predigten.

Seiner beſondern Gunſt erfreute ſich Louis de Berquin, von allen damals lebenden vielleicht der Mann, der die erasmiſchen und lutheriſchen Ideen am lebendigſten verband. Mit der Anzüglichkeit des Einen greift er die Unordnung der Klöſter und das Cölibat aus den Geſichtspunkten der Religion und der Sitte, nichts verhüllend an; aber er zeigt auch Sinn für die Tiefe des Andern, für den Satz, daß alle Chriſten Prieſter ſeien, und eine faſt ſchwärmeriſche Vorſtellung von Gnade und Glauben, und der wahren kirchlichen Gemeinſchaft. Einmal befreite ihn der König, bald nach ſeiner Rückkehr aus Spanien, aus dem geiſtlichen Gefängniß, aber Berquin machte es ſich zu einem Ehrenpunkt, vor Feinden wie dieſe nicht zurückzuweichen: er hielt ſich für Mannes genug, dem Syndic der Sorbonne, Beda, dem Führer jener Deputation ketzeriſche Meinungen nachzuweiſen. Was Franz I. gethan hätte, wenn ihm in dem neuunternommenen Kampfe in Italien der Sieg geblieben wäre, wer will es ſagen? Aber wie das Erasmus, Berquin warnend einſt bemerkte, die Niederlage die er erlitt, ſchwächte ſein Anſehen auch im Innern. Den abermals Angeklagten vermochte er nicht noch einmal zu erretten: Berquin wurde im Jahr 1529 auf dem Greveplatz verbrannt. Das Volk, auf das die Prediger der Sorbonne von jeher den größten Einfluß behauptet hatten, zeigte dem Unglücklichen nicht ſo viel Theilnahme wie ſonſt dem verruchteſten Verbrecher.[1]

[1] Erasmus ad Carolum Utenhoſium Cal. Jul. 1529: Sic

Seitdem ging die Sorbonne zu abſichtlicher Widerſetzlichkeit gegen den König über. Sie ſuchte die Thätigkeit jenes Collegiums für die alten Sprachen, als es endlich zu Stande kam, zu beſchränken, ſie beſchwerte ſich über die Faſtenpredigten, die nicht ganz orthodox im Louvre gehalten wurden: in einer ſcholaſtiſchen Comödie verhöhnten ihre Schüler die evangeliſchen Tendenzen der Schweſter des Königs, dieſen ſelbſt haben ſie nicht undeutlich der Ketzerei bezüchtigt. Franz I. entfernte einmal Beda und ſeine vornehmſten Genoſſen aus der Stadt, aber bald finden wir dieſelben zurückgekehrt und in dem alten Thun und Treiben begriffen. Bei dem nächſten Anlaß ward der König von ihnen fortgeriſſen, ſelbſt an dem Werk der Unterdrückung Theil zu nehmen.

Wenn er nämlich eine gewiſſe Abweichung duldete, ſo hatte dieſelbe doch ſehr beſtimmte Grenzen; weder das Princip der hierarchiſchen Ordnungen, noch das Geheimniß der Euchariſtie ward dadurch verletzt. Der König rühmte ſich in den Verhandlungen mit den Kaiſerlichen noch oft, daß es in ſeinem Reiche gar keine Ketzer gebe.

Da ereignete ſich aber, daß durch einige die Gunſt, die ſie erfuhren, ſo wie ihre Macht und Zahl viel zu hoch anſchlagende Neuerer ein öffentlicher Angriff auf die durch Herkommen geheiligte Verehrung des Sacramentes unternommen ward: es ſcheint ſelbſt, als habe der wiedertäuferiſche Wahn, der damals, auf eine allgemeine Umkehr zielend, das germaniſche Europa durchzog, ſich auch in Paris geregt.[1] Hierüber

omnium animos in illum excitarant qui — nihil non possunt apud simplices et imperitos.

[1] Vgl. ein Schreiben Granvella's (Papiers d'état II, 283.): die Kirchen hätten in Brand geſteckt, das Louvre geplündert werden ſollen.

gerieth nicht allein die Geiſtlichkeit und das Volk, ſondern auch der König in die größte Aufwallung. Er kam in Perſon nach der Stadt, um das durch die Verletzung des Hochwürdigſten geſchehene Verbrechen durch eine feierliche Proceſſion, bei welcher der ganze Pomp des katholiſchen Gottesdienſtes entfaltet ward, zu ſühnen. Den Verfolgungen ward wieder Raum gelaſſen; achtzehn der Schuldigen — man ſagte, es ſeien Aufrührer — mußten mit dem Tode im Feuer büßen.

Das hielt den König nicht ab, mit den deutſchen Proteſtanten, zu denen er ein politiſches Verhältniß ſuchte, auch Verhandlungen in Bezug auf eine religiöſe Vereinbarung zu pflegen. Geiſtliche von Einſicht und Milde umgaben ihn in den höchſten Stellen, welche wie eine gleichzeitige Schule in Italien zugleich den Mißbräuchen ſteuern und den Frieden herſtellen zu können meinten. Sie rechneten auf die friedfertigſten Männer der proteſtantiſchen Partei: der König hatte eine Zuſammenkunft von Theologen beider Seiten, eine große freie Beſprechung im Sinne und lud bereits Melanchthon zu ſich ein. Allein die Sorbonne widerſetzte ſich jeder Annäherung irgend einer Art. Sie blieb bei dem Grundſatz ſtehen, daß man die faulen Glieder von der Kirche abhauen müſſe, daß jegliche Gemeinſchaft mit den Ketzern gefährlich ſei. Und was laſſe ſich von einer Beſprechung mit denen, welche die

Größeren Eindruck macht ein Schreiben von Sturm an Melanchthon. Er bezeichnet die Neuerer als homines furiosi, qui metuerunt parum multos foro suarum partium, nisi astutis, ut ipsis videbatur, sed ut res indicavit, stultissimis et seditiosissimis rationibus regna et gentes perturbarent.

[1] Instructio data Magistro nostro Baluë et Bouchigni Argentré I. II, 386. Codicillus quo ostenditur non esse disputandum cum haereticis. Ib. 384.

Principien läugnen, erwarten? Die Principien seien die Traditionen der Kirche, die Decrete der Päpste, die Satzungen der Concilien. So lange diese hohe Schule ihre Autorität besaß, war in Frankreich nicht einmal an Religionsgespräche zu denken, wie sie in Deutschland stattfanden, geschweige denn an irgend eine Verständigung.

In der unmittelbarsten Nähe des Königs regten sich Sympathien für die Protestanten, zum Theil freilich von einer Art, welche ihnen wenig Credit verschaffen konnte[1]. Er selbst besaß nicht den tiefen nachhaltigen Ernst, der zur Durchführung einer kirchlichen Unternehmung gehört hätte. Er sah die Aufgabe seines Lebens in der Behauptung des französischen Gebietes, der Aufrechthaltung seiner großen politischen Stellung, dem Kampfe mit dem Kaiser. Wie wäre von ihm zu erwarten gewesen, daß er sich dem Papste entschlossen entgegengesetzt hätte, der dadurch nur auf die Seite des Gegners getrieben werden wäre. Indem er alle Kräfte seines Landes zum Widerstand gegen denselben vereinigte, durfte er nicht eine Bewegung begünstigen, welche die Nation entzweien konnte.

Im Jahre 1543 erließ die Sorbonne eine Instruktion an die Prediger, die eine Erklärung über die in Streit gezogenen Dogmen, in einer dem Protestantismus durch und durch entgegengesetzten Auffassung enthält, und der König fand sich bewogen, sie zu bestätigen, denn er müsse einen Zwiespalt in der Lehre, welcher nichts als Empörung hervorbringen würde, vermeiden.

Zur Zeit Franz I. ist die Abweichung in weiten Kreisen geduldet worden, aber man hat nichts dafür gethan, die Strenge

[1] Der spanische Gesandte sagt 15. Nov. 1546: Madama de Tampes (Estampes) se tiene en gran manera de la disciplina Lutherana.

der geiſtlichen Geſetze für die Zukunft zu mäßigen. Noch unter ihm, dem König der Cultur, der eine Ehre darin ſah, das Blut ſeiner Unterthanen nicht zu vergießen, iſt es zu gräßlichen Executionen gekommen, in welchen ganze Gemeinden unſchuldiger Waldenſer hingewürgt worden ſind. Lange hatte Franz I. widerſtanden, endlich und zwar, wie ſein Nachfolger behauptet, durch falſche Berichte getäuſcht[1], gab er nach.

Sonderbar, daß was von dem großen König gar nicht einmal unternommen werden durfte, von ſeiner unvergleichlich minder mächtigen Schweſter, der Königin Margaretha von Navarra, in ihrem beſchränkten Gebiet verſucht und bis auf einen gewiſſen Grad erreicht wurde.

Wir haben der Königin ſchon gedacht, ihres ſchriftſtelleriſchen Talentes, welches Keckheit und Anmuth verbindet, ſo wie des Antheils, den ihr Bruder ihr an der Politik zu nehmen verſtattete. Dem venetianiſchen Geſandten Dandolo erſcheint ſie als der beſte Kopf, dem er überhaupt in Frankreich begegnet ſei; er bewundert ihre Aeußerungen über die Dinge des Staates, ſo wie über die verwickelten Fragen der Religion.[2] In ihrem Bruder ſah ſie gleichſam das Ideal eines Mannes und begleitete ſeinen ganzen Lebensgang mit ſchwärmeriſcher Bewunderung und jener Theilnahme, die in dem Glücke des Andern die Befriedigung des eigenen Ehrgeizes ſieht; oft mag ſie ihm in den Geſchäften mit der Ueberlegenheit eines ruhigen,

[1] Sur ce que l'on auroit fait entendre au dit seigneur roi, qu'ils étoient en armes etc. Ausſchreiben Heinrichs II. vom 17. März 1549.

[2] Questa credo sii la piu savia non dico delle donne di Franza, ma forseanco delli huomini. In cose di Stado non credo che li si trai li miglior discorsi et nella dottrina christiana cosi ben intelligente e dotta che io credo pochi ne sappino parlar meglio (Dandolo 1542).

durch keine Leidenſchaften getrübten, hellen, weiblichen Geiſtes zu Hülfe gekommen ſein. Aber eine noch ſelbſtſtändigere Theilnahme widmete ſie religiöſen Fragen. Sie hat darüber geſchrieben; ein Buch von ihrer Hand iſt dadurch merkwürdig, daß darin nicht mehr vom Fegfeuer, noch von der Fürbitte der Heiligen, ſondern bloß vom Verdienſte Chriſti die Rede war. Ihre religiöſe Poeſie hat etwas ſchwärmeriſches, man möchte, an eine ſpätere Erſcheinung im voraus denkend, ſagen, Zinzendorfiſches, aber zugleich ein ächtes Gefühl von dem Verhältniß der in den Verführungen der Welt irrenden Creatur zu dem göttlichen Weſen, aus welchem ihr die Fülle und das Bewußtſein des allgemeinen Lebens zu Theil wird. Auch ſie hielt ſich innerhalb enger Grenzen der Abweichung, das Geheimniß der Euchariſtie hütet ſie ſich zu berühren.[1] Ganz in ihrem Sinne wirkte Rouſſel, den ſie zum Biſchof von Oleron beförderte. Er predigte zweimal, dreimal des Tages, gründete Schulen, unterrichtete ſelbſt darin, denn auf der Jugend ſchien ihm die Hoffnung der Welt zu beruhen, und theilte ſein Einkommen mit den Armen. Seine ganze Religion beruht auf einem lebendigen Begriffe von der Rechtfertigung durch den Glauben und der unſichtbaren Kirche. So ward das Werk von Meaux in dem von der unmittelbaren Einwirkung der Sorbonne unberührten Gebiete von Bearn fortgeſetzt. Der Königin, die auch andern Flüchtlingen eine Freiſtatt gewährte — in ihrer Nähe ſtarb Fabry — galt es

[1] »Sire, nuls de nous n'ont été trouvé sacramentaires« Nouv. Lettres de la reine de Navarre 15 ed Genin. Jene Zeiten mochten ſehr verderbt ſein, ſpätere haben aber auch den reinſten Charakteren Verbrechen angedichtet, die ihnen ferne liegen. Sehr unterrichtet iſt Schmid: Gerard Roussel, auch über Margarethe.

zuletzt als das größte Vergnügen ihrer Zurückgezogenheit mit den gleichgesinnten Freunden über die Schrift und deren Auslegung zu forschen, bis sie ihren Tod kommen fühlte. Sie glaubte, er sei ihr durch eine Erscheinung angekündigt worden, die ihr einen Blumenstrauß zeigte, mit dem Worte „bald".

Erinnerung an die Reformation in Genf.

Noch andere französisch redende Völkerschaften gab es aber, wie von der religiösen, so von der politischen Macht Frankreichs unabhängig, in denen die nämliche Saat selbst zu bedeutenderen Hervorbringungen reifte.

In den von der französischen Krone nicht bezwungenen Gebieten des alten Burgund, die das Kaiserthum anerkennend, doch in der That volle Unabhängigkeit genossen, stießen die Herzoge von Savoyen und einige Städte der schweizerischen Eidgenossenschaft, beide um sich greifend, auf einander; die einen im monarchischen und katholischen, die andern im populären, und obgleich nicht ausschließend, doch überwiegend protestantischen Sinne. In der deutschen Schweiz hatte sich die Idee der Reformation, zwar von denselben Principien ausgehend, wie im deutschen Reiche und im Ganzen übereinstimmend, aber doch wieder in Auffassung der Lehre und den Formen des Lebens abweichend, unüberwindlich aufgestellt.

Da geschah es nun, daß von den Schülern Fabry's der thatkräftigste, Wilhelm Farel aus Gap in Dauphiné, der in Meaux mitgearbeitet, nachdem die dortige Gesellschaft gesprengt war, sich nach der Schweiz wandte, an die reformatorischen Männer anschloß, welche dort mitten im Kampfe standen, und

seine ursprünglichen Ueberzeugungen durch deren Auffassung erweiterte und befestigte. Diese fühlten so eben, daß sich der Ausbreitung ihrer Lehren an den romanischen Grenzen eine Schwierigkeit entgegenstelle, die sie nicht zu überwinden wußten, die Verschiedenheit der Sprache. Es erschien ihnen als ein unschätzbarer Gewinn und war ein solcher, daß der Neuangekommene, dem die Rückkehr nach Frankreich verwehrt war, die Mission in die romanischen Grenzlande übernahm.

Farel, in seinem durch wiederholte Flucht gestählten Eifer, war ganz der Mann dafür. Er liebte es, in der Mitte der Gegner plötzlich hervorzutreten, ihren Zorn zu reizen, unter wildem Getümmel das Wort zu ergreifen, das Toben empörter Volkshaufen zu bestehen. Wo man ihm die Kirchen verschloß, predigte er unter freiem Himmel, auf den Gottesäckern, den Marktplätzen, in offenem Feld: aber zuweilen ist er auch in die Kirchen gedrungen; während der Priester noch die Messe las, hat er die Kanzel bestiegen; seine Begleiter haben die Consecration der Messe unterbrochen; er selbst soll einmal einem Priester die Reliquien, die er trug, aus der Hand gerissen, und ins Wasser geschleudert haben.[1]

Dafür hat man ihm auf seinen Wanderungen aufgelauert, unter den Schlägen der entrüsteten Feinde ist ihm das Blut emporgespritzt, und hat nahe Gemäuer geröthet; aber auch in diesem Zustand wäre er doch nicht dahin zu bringen gewesen, einem Heiligenbilde die herkömmliche Verehrung zu bezeigen, die er als Götzendienst ansah. Indem man ihn schlug, erhob er seine Stimme dawider. Männer, wie diese, sollte man nicht

[1] Die Zweifel Kirchhofers im Leben Farels heben sich, wenn man die Sache in der ältesten handschriftlichen Aufzeichnung (Ms. Genev. 14) erzählt findet.

mit den Apoſteln vergleichen: vielleicht aber darf man ſagen, daß ſich in ihnen der Eifer ſpäterer Heidenbekehrer, wie des heiligen Martinus auf einer andern Stufe wiederhole.

Doch läßt ſich nicht denken, daß es Farel mit ſeinem Unternehmen gelungen wäre, hätte ihm nicht die Eidgenoſſenſchaft Rückhalt, der Rath und die Gemeine von Bern Antrieb und Förderung gewährt. Denn in ſeinen Erfolgen ſahen ſie ihre eigenen. Mit dem Worte des Predigers wirkte überall das Anſehen der mächtigen, ihn begünſtigenden Commune, und die freie Bewegung der Bürgerſchaften unter dem Schutze des erſten Cappeler Landfriedens zuſammen. Farel reformirte nach und nach Aigle, Morat, Neufchatel und Valangin, Moutiers: auch nach Genf hat er die proteſtantiſche Lehre zuerſt getragen.

In Genf traf ſie in den Gegenſatz verwandter, doch wieder ganz eigenthümlicher Verhältniſſe.

Die Verfaſſung von Genf beruhte auf dem Ineinandergreifen dreier an ſich verſchiedener Gewalten, des Biſchofs, dem die fürſtliche Macht zuſtand, des Herzogs von Savoyen, der das Vicedomat erworben hatte, und der, wenn nicht ſehr zahlreichen, doch ruhigen, auf ihre Rechte eiferſüchtigen und thatkräftigen Bürgerſchaft. Im ſechzehnten Jahrhundert ſuchten nun die Herzoge, wie denn etwas Aehnliches an vielen Stellen geſchah, ihre Autorität durch Verbindung mit dem Bisthum zu verdoppeln und zu einer wirklichen Herrſchaft auszubilden: die Bürger dagegen ſchloſſen ſich an die in ihrer Nähe mächtig vordringende Eidgenoſſenſchaft, von der die republikaniſche Partei in der Stadt ihren Namen Eidgenots annahm: ſie traten in Bürgerrecht mit Freiburg und Genf. Gar manchen Anfall des Herzogs hatten ſie ſchon durch deren Hülfe

abgeſchlagen: im Jahr 1534 waren ſie auf's Neue auf das Ernſtlichſte bedroht.

Der Adel von Savoyen und Waadt ſchnitt ihnen die Zufuhr ab, und umlagerte die Stadt dann und wann: die Anhänger des Biſchofs, aus der Stadt verjagt, nahmen in einem benachbarten Schloſſe eine feſte und überaus beſchwerliche Stellung; wehe dem Genfer, der in ihre Hände fiel. Das Eindringen des Proteſtantismus brachte zunächſt widerwärtige Wirkungen hervor. In der Stadt erhoben ſich die religiöſen Parteien gegen einander: auf Gaſtgeboten kam es zu blutigen Raufereien zwiſchen ihnen. Die Schutzorte ſelbſt entzweiten ſich. Das katholiſch gebliebene Freiburg, ſich auf die Macht lehnend, welche ſeit dem Umſchwung der Dinge nach der Schlacht von Cappel der Katholicismus wieder in der Eidgenoſſenſchaft beſaß, war für die katholiſche, Bern, jedoch nicht ohne Zaghaftigkeit, für die proteſtantiſche Partei.

Sehen wir von den einzelnen Vorfällen und ihren Zufälligkeiten ab, ſo leuchtet ein, daß der proteſtantiſchen Tendenz aus dem Gange der Dinge eine überlegene Wirkſamkeit erwachſen mußte. So brachte es der Charakter eines ſtädtiſchen Kampfes, der ſich hauptſächlich gegen die geiſtliche Gewalt richtete, nothwendig mit ſich. Der Biſchof, mit dem Herzog enge verbunden, hatte den Bann über die Stadt ausgeſprochen: dieſer war von dem Metropoliten, ja von dem Papſt ſelbſt wiederholt worden; innerhalb des Katholicismus gab es kein Recht, demſelben zu widerſtreben; wollte die Stadt ihre Freiheit behaupten, den Kampf beſtehen, ſo blieb ihr kein Mittel, als ſich zu der proteſtantiſchen Doctrin zu bekennen, welche ſich dieſen Verdammungen principiell entgegenſetzte. Die allzu enge Vereinigung der geiſtlichen mit der weltlichen

Gewalt, welche den Widerstand mit der Bürgerschaft überhaupt hervorgerufen, trieb sie auch nach dem Protestantismus hinüber.

Die kleine Gemeinde, welche sich, als Farel zuerst daselbst erschien, um denselben her gebildet, wußte sich auch, nachdem er hatte weichen müssen, zu behaupten, und entwickelte selbst ohne geistlichen Führer eine nachhaltige Lebenskraft. Als Farel nach einiger Zeit wieder erschien, brachte er mit seinen Predigten eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Man sah Priester ihr Gewand vor dem Altar abwerfen und das Bekenntniß der neuen Lehre aussprechen. Ein Religionsgespräch, das man veranstaltete, schon nicht mehr über die Frage, ob die Predigt geduldet werden, sondern ob sie nicht allein herrschen sollte, hatte den Erfolg, daß diejenigen selbst, welche die katholische Sache verfochten, zu der protestantischen übertraten.

Alle Anhänger des alten Ritus galten zugleich als Verbündete der auswärtigen Feinde der Stadt. Durch einen Versuch, die vornehmsten Prediger zu vergiften, der an den Tag kam, noch besonders aufgeregt, legte die Commune endlich den Domherrn und den religiösen Conventen die Frage vor, ob sie noch etwas zur Vertheidigung der Messe zu sagen wüßten; da diese sich nicht berufen noch geeignet fühlten, den Streit wieder aufzunehmen, hielten sich Räthe und Bürgerschaft für berechtigt, die fernere Feier der Messe durch ein förmliches Edict geradehin zu verbieten.[1] Wer sich dem nicht fügen wollte, mußte die Stadt verlassen. Unter andern zogen die

[1] Vgl. die Noten zu Spon Hist. de Geneve I, 260, hier fast identisch mit Ruchat V, 300. Nach Vulliemin (Fortsetzung von Müller I, 260) findet sich in den Rathsbüchern keine Meldung von diesem entscheidenden Edict.

Schweſtern von St. Clara, unter dem Geleite des Magiſtrats aus den Thoren, die Welt kaum wieder erkennend, von der ſie ſo lange getrennt geweſen waren.

Als nun hierüber, wie es nicht anders ſein konnte, die nachbarlichen Feindſeligkeiten mit verdoppelter Heftigkeit ausbrachen, ſo daß die Genfer in dringendere Gefahr als jemals geriethen, entſchloß ſich Bern, ſie nicht verderben zu laſſen und zugleich den eigenen alten Hader mit Savoyen auszufechten. Indem Bern ſich des Waadtlandes bemächtigte, rettete es zugleich die Unabhängigkeit und den Proteſtantismus von Genf, und gab denſelben einen Rückhalt auf immer. Am 21. Mai 1536 ward ein Generalconſeil der Genfer Bürgerſchaft gehalten. Der erſte Syndic fragte die Verſammelten, ob einer von ihnen, gegen die Art und Weiſe, wie das göttliche Wort bei ihnen geprediget werde, etwas einzuwenden habe. Sie erklärten einmüthig, der evangeliſche Ritus ſcheine ihnen der rechte, und ihr Entſchluß ſei, der römiſchen Kirche auf immer abzuſagen.

Ein welthiſtoriſches Ereigniß, daß hier in der Mitte von Europa unter einer romaniſchen Bevölkerung eine Lehre Wurzel faßte, die eben die Feier, welche bisher der Mittelpunkt des Glaubens und Dienſtes geweſen war, verbot und verbannte. Und zwar durchdrang ſie ſich in ihrer erſten Aufſtellung mit den Beſtrebungen einer ſich von der geiſtlich-weltlichen Gewalt, der ſie bisher gehorcht hatte, emancipirenden Gemeinde; mit ihnen zugleich ſetzte ſie ſich durch; nicht daß ſie darin aufgegangen wäre, aber ſie gab ihnen Begründung und tieferen Antrieb; in der proteſtantiſchen Idee, ohne die ſich auch keine Hülfe von Bern hätte erwarten laſſen, lag die bewegende Kraft des Ereigniſſes.

Den religiöſen Gedanken nun aber aufrecht zu halten, unter Menſchen, welche bei ganz andern Geſinnungen hergekommen und im Sturme der Begebenheiten zu ihm übergegangen waren, hatte faſt noch eine größere Schwierigkeit als ihn zu pflanzen. Die immerfort bekehrenden, die Burgen des Katholicismus ſtürmenden Schüler Farels waren dazu nicht mehr geeignet und überdieß ſo eben in der Waadt vollauf beſchäftigt.

Da erſchien Johann Calvin aus Noyon — ein Picarde, wie Fabry — in Genf.

Calvin gehört ſchon zur zweiten Generation der reformatoriſchen Männer. Er brauchte ſich nicht der Sprachen durch einen mühſeligen, in der Anwendung die Regeln erſt ſuchenden Fleiß zu bemächtigen: in der Sprache der gelehrten Welt, dem Latein, brachte er es bald zu der Fertigkeit, ſeine Stimmungen vollkommen auszudrücken: griechiſch, endlich auch hebräiſch lernte er unter guten Meiſtern. Eben ſo wenig brauchte er den Kampf mit den Principien der Hierarchie von vorn herein durchzufechten: von einem Freunde ward er auf das bereits gegründete Syſtem der Lehre aufmerkſam gemacht, das auch ihm die Wahrheit zu enthalten ſchien. Er nahm es jedoch nicht als etwas Fertiges in ſich auf, ſondern ſuchte es durch ein friſches Studium der heiligen Schriften zu begreifen und zu verjüngen.

Widerwärtig waren ihm die, welche, wenn ſie aus Melanchthons Lehrbuch einige Sätze gefaßt, ſich ſchon für gemachte Gelehrte hielten. Er dagegen pflegte bis tief in die Nacht zu ſtudiren, und wenn er am Morgen erwachte, alles was er geleſen, ſich in einſamer Stille zu überlegen: dieß ungeſtörte Sinnen und Denken machte ihn glücklich. Er hat oft geſagt, er hätte nichts gewünſcht, als das all ſein Lebtag

fortzuſetzen: denn von Natur ſei er furchtſam, und meide den Streit. Allein wie wäre in jenen Zeiten an ein ſich ſelbſt beſtimmendes und zugleich ruhiges, gelehrtes oder religiöſes Daſein zu denken geweſen. In den Verfolgungen des Jahres 1534 mußte Calvin Frankreich verlaſſen; der Sturm verſchlug ihn nach Genf, wo er gerade in den Tagen der Entſcheidung anlangte. Seine Abſicht war nur eben Farel zu begrüßen, und alsdann weiter zu gehen, noch mehr zu ſehen und zu lernen. Aber Farel, der ſofort ſeine ganze Fähigkeit ermaß, war entſchloſſen, ihn nicht ziehen zu laſſen. Als Calvin ſeiner Bitte, bei ihm zu bleiben, widerſtand, kündigte er ihm den Zorn des allmächtigen Gottes an, der ihm die Muße der Studien zum Fluch gereichen laſſen werde. Denn ſo gingen dieſe Männer mit einander um; Calvin ſagt, es ſei ihm geweſen, als ſehe er Gottes Hand aus der Höhe ausgeſtreckt, um ihn zurück zu halten; er wagte nicht zu widerſtehen.

Auch in jenem Jahrhundert hat man ſchon die verſchiedenen Epochen der Reformation unterſchieden. Man hat in Luther den großen Befreier begrüßt; und die Aufgabe der Spätern hauptſächlich darin geſehen, das chriſtliche Leben einzuführen.

Für Farel und Calvin war dieß die von dem Moment gebotene Aufgabe. Indem ſie aber daran gingen, ſie zu erfüllen, ſtießen ſie auf einen zunächſt unüberwindlichen Widerſtand.

Ein von den Bürgern in ihren verſchiedenen Bezirken bereits angenommenes Bekenntniß, in welchem die Strafe der Excommunikation für grobe Vergehen feſtgeſetzt war, fand doch nach der Hand hartnäckigen Widerſpruch. Viele hatten die Reform ergriffen, weil ſie eine größere Freiheit des perſönlichen Lebens von ihr erwarteten: wie ſollten ſie ſich den ſtrengen, zuweilen auch in der That kleinlichen Ordnungen

der neuen Prediger fügen? Ob es auch hier wiedertäuferiſche Regungen gab, wüßte ich nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, doch iſt es damals behauptet worden.[1] Nach einigen Jahren harten Kampfes wurden die unbeugſamen Prediger aus der Stadt verwieſen: ungehört mußten ſie dieſelbe verlaſſen.

Calvin war weit entfernt ſich für ſeine Perſon darüber zu kränken. Er hatte Widerwärtigkeiten aushalten müſſen, mit Gewiſſensqualen verbunden, bitterer, wie er ſagt, als der Tod, an die nur zurückzudenken ihm graute. Er begann jetzt in der That wieder zu wandern und zu lernen; beſonders trat er mit den deutſchen Reformatoren in Schriften und auf den Reichstagen in nähere Beziehung. Aber bald zeigte ſich, daß man ihn in Genf nicht entbehren konnte. Nach zwei Seiten hin ward von ſeinen Gegnern die Unabhängigkeit der Stadt bedroht. Die Einen, die zum Katholicismus neigten, dachten die alte Verfaſſung wiederherzuſtellen; die Andern zeigten eine Nachgiebigkeit gegen Bern, die den Preis des Kampfes, eine freie Stellung in der Welt gefährdete und damals ſelbſt eine Warnung des kaiſerlichen Hofes hervorgerufen hat. In neuen innern blutigen Conflicten wurden die einen und die andern bezwungen. Diejenigen behielten den Platz, die das Heil der Stadt in der Aufrechterhaltung des ſtrengen proteſtantiſchen

[1] Vie de Farel Ms. zu Genf: ils eurent rudement à combattre contre les vices et les vicieux et surtout contre une faction d'Anabaptistes. — Einen der vornehmſten Streitpunkte gab der Schmuck der Bräute, die plicatura capillorum, welche die Prediger nach 1. Petri 3, 3 nicht dulden wollten. In den Regiſtern der Republik 20. Mai 1537 findet ſich, daß man Mütter und Freundinnen, welche am Erſcheinen einer Braut avec les cheveux plus abattus, qu'il en se doit faire Theil hatten, in Strafe nahm. Die neuen Prediger verpflichteten ſich, die Einſegnung der Bräute en cheveux pendans zu dulden.

Begriffes ſahen. Innerlich von demſelben durchdrungen, hielten ſie dafür, daß alles, was ſie gelitten und erfahren, nur eine Strafe für die Entfernung ihrer Prediger ſei und beſchloſſen ſie zurückzurufen. Wie unendlich ſchwer es Calvin auch wurde, ſo gab er doch auch dießmal den beſchwörenden Ermahnungen Farels, der für ſich ſelbſt in Neufchatel gebunden war, nach; er zog in Betracht, daß das menſchliche Leben zum Kampf beſtimmt ſei und kehrte im Herbſte 1541 nach Genf zurück.

Die, wenn nicht ausgeſprochene, doch von ſelbſt verſtandene Bedingung ſeiner Rückkehr war die Ausführung ſeiner Kirchenzucht. Aus den drei Räthen der Stadt wurden zwölf Aelteſte gewählt, die mit den Predigern zuſammen das Conſiſtorium bildeten, welches die Aufſicht über das religiöſe und ſittliche Leben der Gemeinde führte und das Recht hatte, die Excommunication auszuſprechen.

Die chriſtliche Grundanſchauung, die in den erweckten Franzoſen dieſer Zeit erſcheint, iſt die der höchſten Gemeinſchaft des Menſchen mit Gott durch die Gnade, Gottes mit ſeinen Gläubigen durch die Kirche. Calvin, vor den möglichen Folgerungen nicht zurückweichend, bildet ſie zu dem Satze aus, den er ſelbſt als einen ſchreckenvollen bezeichnet, daß von Anbeginn an über einen Jeden beſtimmt ſei, ob er zu den Erwählten oder den Verworfenen gehöre, das Heil der erſten könne, auch wenn ſie irren und fallen ſollten, nicht verloren gehn. Wenn nun hiernach die wahre Kirche nur aus den Erwählten beſtehen ſollte, ſo beſcheidet er ſich doch, daß man dieſelben nicht unterſcheiden könne, und einen jeden als Mitglied der Kirche anerkennen müſſe, der ſich zu ihr halte. Aber um ſo ſtrenger will er diejenigen abſondern,

welche ſie durch Wort oder That verläugnen. Aus der Tiefe ſeiner religiöſen Anſchauung erhebt ſich ihm die Nothwendigkeit der Kirchenzucht und zunächſt der Ausſchließung von der Euchariſtie. Wenn er die mit der Lehre von der Transſubſtantiation zuſammenhängenden Anſichten vom Sacrament verwarf, ſo war er doch fern davon, deſſen Bedeutung ſchmälern zu wollen: in dem geiſtlichen Genuß, wie er ihn faßte, ſah er den Mittelpunkt des kirchlichen, ja des geſammten individuellen und bürgerlichen Lebens.

Darin überhaupt lag ſeine Abweichung von dem Katholicismus nicht, daß er das Leben von der Herrſchaft des geiſtlichen Geſichtspunkts unabhängig gemacht hätte. Ganz im Gegentheil. Indem er die Satzungen der lateiniſchen Kirche verwarf, nahm er es um ſo ſtrenger mit dem Inhalt der heiligen Urkunden, für deren Lehrzuſammenhang ihm eine großartige Gabe der Auffaſſung beiwohnte. Indem er ſich mit einer mächtigen Gemeinde von der hierarchiſchen Corporation losriß, welche Europa beherrſchte, ſuchte er die tiefſte Gemeinſchaft, die der Idee der Kirche zu Grunde liegt, zu realiſiren.

Unter ſeiner Leitung, denn auch an der weltlichen Geſetzgebung nahm er Antheil, wurden dem äußern Leben die ſtrengſten Feſſeln der Zucht angelegt. Dem Aufwand in der Kleidung und bei den Mahlzeiten war ein beſtimmtes Maß geſetzt: der Tanz verboten: gewiſſe Bücher, wie den Amadis, ſollte Niemand leſen; Spieler ſah man die Karten in der Hand am Pranger ausgeſtellt. Alle Jahr einmal ward in jedem Hauſe die Kunde und Beobachtung der religiöſen Vorſchriften geprüft: im Rath ward die gegenſeitige Rüge der Fehler, die ein Mitglied an dem andern wahrnahm, eingeführt. Gegen

Ueberſchreitungen kannte man keine Nachſicht. Eine Frau iſt verbrannt worden, weil ſie unzüchtige Lieder geſungen hatte: einer der vornehmſten Bürger mußte, eine niedergeſenkte Fackel in der Hand, auf dem großen Platze niederknieen und öffentlich um Vergebung bitten, denn er hatte die Lehre des Heils und den großen Prediger perſönlich verhöhnt. Gemäß einer Forderung der Volksverſammlung iſt die Strafe des Todes auf den Ehebruch geſetzt worden; der Menſch, der dieſelbe erlitt, hat ſterbend Gott für die ſtrengen Geſetze ſeiner Vaterſtadt geprieſen.

Der Grundſatz war, daß man Laſter und Sünde vertilgen müſſe, weil ihre Duldung den Zorn und die Rache Gottes herbeiziehen würde.

Wie ſo ganz mißverſtand Michel Servet die Dinge der Welt, wenn er ſich mit ſeinen Anſichten, die in die Meinungsgegenſätze der ſpätern Zeit weit hinübergreifen, in der damaligen aber keinen Platz hatten, in dieſe Burg einer mit der ſtrengſten Zucht verbündeten neuen Orthodoxie wagte. Wahrſcheinlich haben die einheimiſchen Feinde Calvins, die zwar beſiegt, aber nicht vollkommen vernichtet waren, ihm falſche Hoffnungen gemacht. Wie wäre es ſonſt zu begreifen, daß der geiſtvolle Mann ſich ſo weit bringen ließ, den Kampf mit Calvin in aller Form aufzunehmen, ihn als einen Nachfolger des Simon Magus zu verklagen, ja ſogar deſſen armſelige Beſitzthümer für ſich zu ſeiner Entſchädigung zu fordern.[1] Die Meinungen Servets wurden von den ſchweizeriſchen deutſchen

[1] Rilliez Relation du procès intenté contre Mich. Servet comme magicien qu'il est, doyt étre exterminé et dechacé de vostre ville et son bien adjugé à moi en recompanse du mien, qu'il m'a fait perdre.

und engliſchen Theologen einmüthig verurtheilt. Denn die vollzogene Neuerung hat das Bedürfniß ſich Grenzen zu ſetzen, damit man ſehe, wo ſie aufhört; ſie ſelbſt will es wiſſen. Calvin hielt es für ſeine Pflicht, die Welt vor der Verführung und Anſteckung zu ſichern, mit welcher dieſer Menſch ſie bedrohe und beförderte ſeine Hinrichtung. Dem Socinianer Valentin Gentilis wäre ſpäter daſſelbe geſchehen, hätte er ſich nicht durch einen reuevollen Widerruf gerettet.

Man wird fragen, wie es möglich war, daß eine ſo fanatiſche Strenge in dem lebensluſtigen Genf durchdringen konnte. Wie einſt Ausgelaſſenheit und ſinnliches Treiben von der Hofhaltung der Herzöge und den Häuſern reicher Domherren ausging, ſo ſchloß die ſtrenge Sittenzucht zugleich ein republikaniſches Element in ſich ein; ungefähr, wie dieß vor kurzer Zeit bei den Anhängern Savonarolas in Florenz der Fall geweſen war. Die Unabhängigkeit der Stadt war nun einmal mit dem poſitiven proteſtantiſchen Prinzip auf das genaueſte verwachſen. Die ſtrengſte Durchführung deſſelben ſchien ſie am beſten zu ſichern.

Bei der engen Verbindung der geiſtlichen und weltlichen Gewalt, die hier wieder zu Stande kam, war die Frage nicht zu vermeiden, in wie fern die erſte von der andern abhängig ſei oder nicht. Die Faction der Libertiner, die übrigens ſehr außerordentliche gar nicht mehr chriſtliche Doctrinen ausgebildet zu haben ſcheint, beſtritt die Autonomie der geiſtlichen Gewalt. Sie ſtellte die Forderung auf, daß die Ausſprüche des Conſiſtoriums, das aus Geiſtlichen und Laien zuſammengeſetzt, doch vorzugsweiſe einen geiſtlichen Charakter trug, einer Appellation an den Rath der Zweihundert unterliegen ſollten, da dieſer der Träger der Souveränität ſei. Calvin ließ ſich

nicht ſo weit bringen. Er behauptet, wie die Geiſtlichen als Unterthanen dem Rath unterworfen ſeien, ſo müſſe ſich der Rath in geiſtlichen Dingen dem Worte Chriſti unterordnen: als deſſen Interpreten er die geiſtliche Behörde betrachtet.[1] Nicht ohne mannichfaltige Kämpfe erhielt er das Conſiſtorium in vollem Beſitz der kirchlichen Disciplin und der Excommunication.

Calvin lebte in beſchränkten Verhältniſſen von einem unbegreiflich geringen Gehalte, jedoch mit dem Stolze, niemals eine Unterſtützung annehmen zu wollen, auch nicht zur Heizung ſeines Zimmers: die Fremden erſtaunten, wenn er ihnen die Thüre ſeiner Wohnung ſelbſt eröffnete. Aber mit dieſer primitiven Einfachheit im Privatleben verband er ein hohes öffentliches Anſehen. In dem Conſiſtorium nahm er, ohne dazu gewählt zu ſein, den Präſidentenſtuhl ein, Niemand hätte es für eine Anmaßung gehalten; durch perſönliche Ueberlegenheit beherrſchte er ſeine Collegen und die Kirche. Ein amtlicher Antheil an der Verwaltung der Republik kam ihm nicht zu: nur in ſchwierigen Angelegenheiten pflegte er zu Rathe gezogen zu werden, aber es iſt unläugbar, daß er, mochte er es ſuchen oder nicht, zugleich als ſtädtiſches Parteihaupt lebte. Unerträglich war es ihm, von dem Schwanken der republikaniſchen Parteiung hin und her geworfen zu werden; ſo wie er ſich einigermaßen fähig dazu wußte, ergriff er den nächſten Anlaß, um den Streit zu vollem Ausbruch zu bringen und die Entſcheidung herbeizuführen,

[1] Wie es nach den ordonnances ecclesiastiques der Geiſtliche ausdrückt: je promets servir tellement à la seigneurie et au peuple que par cela je ne sois aucunement empeché de rendre à dieu le service que je lui dois en ma vocation.

die denn zuletzt immer für ihn ausgefallen ist. Wären seine Freunde in der Minderheit geblieben, so hätte auch er sich nicht lang behaupten können. Von dem größten Werthe war es für ihn, daß er, im Widerspruch mit den Libertinern und deren Anhang im Volke, den Franzosen, welche um der Religion willen ihr Vaterland verlassen und sich um ihn gesammelt hatten, Aufnahme in die Bürgerschaft und in die Räthe verschaffte, sie waren seitdem seine beste Stütze. Calvin kannte den Werth eines friedlichen Daseins; er hatte Sinn für häusliche Zurückgezogenheit und das Glück der Freundschaft; aber unaufhörlich finden wir ihn in leidenschaftlichem Kampf. Wohl wohnte ihm von dem Tone der Mäßigung, die sich in der Literatur ziemt, ein Begriff bei, er hat denselben an Andern vermißt; aber seine eigenen Streitschriften gehören zu dem Heftigsten, was jemals vorgekommen ist. In einer Sache, für die er jeden Augenblick persönlich einzutreten bereit war, nahm er sich nicht übel, wenn er, wie er sagt, von dem Sturmwind ergriffen wurde; nicht anders sei es den Aposteln und Propheten ergangen; Christus selber zürne. Sein Sinn und Wesen erinnert nicht an die milde Anmuth, durch welche die Landschaft, in der er lebte, so berühmt ist, sondern an die rauhen Tage, die dann und wann auch in ihr eintreten, wenn die Fluthen des Sees brandend wie Meereswogen ans Gestade schlagen und die Rhone ihre grünblauen Gewässer in heftiger Wellenjagd die Stadt vorüber treibt, nach den schroffen Abhängen der Berge, zwischen denen sie ihren Weg zu suchen hat.

So eroberten sich diese beiden von ihrem Vaterland ausgestoßenen Franzosen gleichsam eine neue Welt für die Idee, um deren Willen sie hatten fliehen müssen; Farel nahm sie

in Beſitz, Calvin behauptete ſie an der bedeutendſten, am weiteſten gegen den Feind vorgeſchobenen Stelle, und organiſirte ſie. Genf war noch immer die gewerbfleißige Stadt, die es bisher geweſen: aber das Geräuſch des Handwerkes und des Hammers wurde nicht mehr durch den Lärm ſtädtiſcher Tumulte, kirchlichen Pomp und ausgelaſſene Vergnügungen unterbrochen: auch in den höhern Ständen war alles Ordnung, Zucht und Arbeit. Es war noch immer wie von jeher eine Hauptſtätte der Communication des mittlern Europa; aber hauptſächlich waren es die um der Religion willen Vertriebenen, welche ſich hieher zurückzogen, und in den Kirchen oder neu errichteten Schulen ausgebildet, von da wieder in die Welt ausgingen. Alles Fremdartige in ſeinem Innern vertilgend, das Verwandte an ſich ziehend, pflegend, und im geeigneten Moment wieder ausſendend, erſcheint Genf wie eine kriegeriſch religiöſe Mark, an den Grenzen einer feindſeligen Welt zum Angriff und zur Vertheidigung.

Darüber kann kein Zweifel ſein, daß Genf ſeine Erhaltung hauptſächlich dem politiſchen Syſteme der franzöſiſchen Könige verdankte.

Indem Franz I. den Herzog von Savoyen angriff und verjagte, entfernte er den vornehmſten Feind der Stadt und ſicherte ihre Unabhängigkeit. Auch Heinrich II. hat ſie einſt ermahnen laſſen, gegen den Kaiſer auf ihrer Hut zu ſein, und ihr ſeine Hülfe zugeſagt. [1] Für den Kampf der franzöſiſchen

[1] Schreiben Calvins an Viret 15. Jan. 1548: venit a rege nuncius cum Fiduciariis literis, et amice hortatus est, ut bono essemus animo et tamen vigilantia opus esse monuit; Caesarem enim magnas habere copias. — — Regem quoque suis partibus non defuturum promisit. (Ms. Genev. 106.)

Könige mit Spanien war die Verbindung, wie mit der Schweiz überhaupt, ſo beſonders mit Genf ein weſentliches Moment.

Aber eben dieſes Genf ſtand nun mit dem religiöſen Syſteme, das die Franzoſen beherrſchte, im feindlichſten Gegenſatz. Wie weit lagen die Ideen zurück, mit denen ſich die Kirche zu Meaux und Rouſſel in Bearn begnügten; ſelbſt die Tendenzen der lutheriſchen Reform wurden weit überboten. Dieſe genferiſche Kirche trug das Gepräge der republikaniſchen Stürme, unter denen ſie ſich durchgeſetzt hatte. Die eingreifende Spontaneität der Gemeinden und jedes Einzelnen, das Mitwirken von Laien bei dem Erſchaffen der geiſtlichen Macht, die logiſche Strenge der Lehre und die praktiſche des Lebens gaben dem ganzen Syſteme einen höchſt eigenthümlichen Charakter, der für den Genius der Franzoſen, aus dem er entſprungen war, eine unendlich anziehende Kraft beſaß, andre freilich eben ſo gewaltſam abſtieß.

Letzte Zeiten Heinrichs II.

Was wir an Franz I. bemerkten, eine innere Sympathie wenigſtens mit den erſten Tendenzen der Neuerung, davon iſt bei Heinrich II. nicht die Rede; er blieb bei dem Religionsbegriff ſtehen, den man ihn gelehrt hatte, und hielt die ſtreitende Kirche für hinreichend bewaffnet, um innerhalb ſeines Reiches jede Abweichung zu erſticken.

Die Sorbonne war unaufhörlich beſchäftigt, die verdächtigen Bücher, die man aus der Fremde einbrachte, oder auch in Frankreich erſcheinen zu laſſen Mittel fand, zu cenſiren. Schon im Jahr 1544 gab ſie ein Verzeichniß von verbotenen

Büchern heraus, wie von Giftpflanzen, vor denen der Menſch ſich hüten müſſe, das ſie dann von Jahr zu Jahr vermehrte. Wenn man ihre Regiſter anſieht, ſo fällt es auf, wie viel ihr die abweichenden Meinungen der Kloſterbrüder zu ſchaffen machten. Eine Anzahl Auguſtiner werden verdammt, weil ſie läugnen, daß die Heiligen Wunder thun: ein Carmeliter, weil er in ſeiner Predigt eben an einem Feſt der Mutter Gottes das Ave Maria weggelaſſen hat; andere, weil ſie das Abendmahl nach lutheriſchem Ritus halten, oder ſich zu Luthers Rechtfertigungslehre bekennen: Ciſtercienſer, Minoriten, ſelbſt Dominikaner werden verurtheilt. Auch mit Ueberſetzungen der Bibel hat die Sorbonne viel zu thun: ſie verdammt dieſelben einfach deßhalb, weil ſie von der Vulgata abweichen. Sie will den alten Lehrbegriff der lateiniſchen Kirche, wie er ſich durch St. Thomas gebildet und in den hierarchiſchen Jahrhunderten die unbedingte Herrſchaft beſeſſen hat, ſo wie er iſt, aufrecht erhalten: ohne alle Abweichung, nähere oder fernere, ohne alle Verdunkelung; der aufkommende Orden der Jeſuiten erweckt ihr Verdacht.

Seit dem Ende des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war Hinrichtung und Confiscation der Güter die von der Kirche den Ketzern beſtimmte Strafe. Wenn dieſe Strafe, heißt es in einer Bulle Innocenz III., durch die Geſetze den Majeſtätsverbrechern beſtimmt ſei, wie viel mehr müſſe ſie diejenigen treffen, welche die göttliche Majeſtät beleidigen. Gottheit und Kirche aber waren, wie man weiß, identiſche Begriffe. Der Beleidigung der göttlichen Majeſtät machten ſich alle die ſchuldig, welche über die ſieben Sacramente anders lehrten, als die römiſche Kirche. Auch ihre Vertheidiger wurden mit Infamie und Unfähigkeit zu allen

Stellen belegt. [1] Alle weltlichen Gewalten sollten verpflichtet sein, die von der Kirche bezeichneten Ketzer im Umkreis ihrer Jurisdiction zu vertilgen, bei ihrer Erhebung zur Macht dieß beschwören, und wenn sie es vernachlässigten, durch kirchliche Censuren dazu gezwungen werden. Diese Ansichten waren dann in die Gesetzbücher übergegangen. In den französischen, wie in den englischen, wird die Abweichung im Glauben dem Verbrechen wider die Natur gleichgestellt, das ebenfalls mit Tod im Feuer und Confiscation bestraft wurde. [2]

Das Emporkommen des deutschen Protestantismus war nur dadurch möglich, daß eine Anzahl von Fürsten und Städten, durch Reichsschlüsse dazu ermächtigt, den geistlichen Gesetzen ihren weltlichen Arm versagten. In Frankreich aber waren solche noch in voller Geltung. Im ganzen Umkreis des Reiches forschten die Inquisitoren ketzerischer Bosheit den Bekennern abweichender Lehren nach, bestimmten Beschaffenheit und Grad ihres Vergehens und brachten die dergestalt qualificirten Angeklagten vor die untern Gerichte, die denn fast immer auf die härtesten Strafen erkannten. Die armen Leute appellirten an die Parlamente, und diese pflegten Milderungen eintreten zu lassen, jedoch nur bis auf ein Maß, welches noch immer überaus schrecklich war. Von Zeit zu Zeit erschienen königliche Edicte, welche das Verfahren näher bestimmten, oder änderten, aber in der Hauptsache weit entfernt waren, etwas zu mildern. Tod im Feuer und Confiscation der Güter waren gegen alle diejenigen an der Tagesordnung, die gegen Sacrament oder die Verehrung der Heiligen verstießen; nach

[1] Vergl. Satzungen Lucius III. von 1185, Innocenz III. von 1199 und von 1215. Decretale Gregorii IX, lib. V, c. 7, 9, 12.

[2] Beaumanoir ed. Beugnot, c. XXX, S. 413.

dem Edict von Compiegne ſollten auch diejenigen den Tod verwirkt haben, welche verbotene Bücher einführen oder auch nur verbreiten. [1]

Indem man aber jeden Widerſpruch mit Feuer und Schwert beſtrafte, wuchſen die Mißbräuche der Kirche, die denſelben eben aufriefen, immer fort.

Das Concordat, welches die Beſetzung der geiſtlichen Pfründen ſo ganz in die Hände des Königs legte, brachte die verderblichſten Wirkungen hervor. Der König belohnte damit die Dienſte, die ihm in Haus und Hof oder im Kriege geleiſtet wurden, gab den nachgeborenen Söhnen der Edelleute davon zu leben. Mancher empfing ſie im Namen ſeiner Kinder; ein Italiener wird genannt, der 10,000 Dukaten kirchliche Einkünfte auf den Namen ſeiner kleinen Söhne zog, die nach ſeinem Tode an ſeine Gemahlin übergingen. Aber nicht Jeder hielt für nöthig, die Pfründe, die ihm zu Theil wurde, auf einen fremden Namen ſchreiben zu laſſen. Es kommen Kriegsleute vor, die zugleich ihre Compagnie zu Fuß anführen, und im eigenen Namen reiche Abteien beſitzen. Manche unternahmen, ſo wenig ſie dazu taugten, das erlangte Amt auch zu bekleiden. Menſchen, die noch geſtern Soldaten oder Hofleute geweſen, oder kaufmänniſche Gewerbe getrieben, ſah man heute im biſchöflichen Ornat oder als Aebte einhertreten. Perſönliches Verdienſt, guter moraliſcher Ruf, ſelbſt Gelehrſamkeit wurden dabei nicht berückſichtigt, alles kam auf die Verhältniſſe an, in welchen man zum Hofe ſtand. Was ſollte man

[1] Aus einem Auszug aus den Parlaments-Regiſtern von Dongois († 1717) ſchöpfte Tallandier Mémoires sur les registres du parlement sous Henri II. (Mémoires des antiquaires de France XVI, 386).

dazu ſagen, daß eben die Buhle des Königs die Herzogin von Valentinois die Vertheilung der kirchlichen Pfründen in ihrer Hand hatte.[1]

So wie das moraliſche Gefühl in friſcher Schärfe wieder erwachte, mußte dieſes Verhältniß überhaupt als ein Gräuel erſcheinen. Man nahm keine Rückſicht auf das, was ſich etwa zur Entſchuldigung ſagen ließ, und glaubte eher das Schlechteſte, was aus alten Zeiten davon erzählt wurde.

Wie die Herzogin, ſo wurden auch der Connetable und der Cardinal von Lothringen, als eigenſüchtig und geldgierig betrachtet. In der Cumulation von einer Menge Stellen und Würden, die ihm eine ſehr auffallende Summe von Einkünften verſchafften, ſah der Connetable ſo wenig ein Unrecht, daß er vielmehr ſtolz darauf war: aus den Abzeichen derſelben ſtellte er eine Deviſe zuſammen mit der Umſchrift: „Gott und mein Dienſt.“ So waren ſie aber alle geſinnt. Die Parteiungen, die wir zwiſchen ihnen bemerken, beruhen weniger auf ausgeſprochenen, verſtandenen Gegenſätzen, als auf perſönlichen Intereſſen. Jede Partei und Familie hätte am liebſten den König ausſchließend in ihren Händen gehabt. Heinrich II. beſaß nicht genug eingeborne Energie, wenn wir ſo ſagen dürfen, er war nicht wahrhafter König genug, um den Kreis zu durchbrechen, den ſeine Großen und Höflinge um ihn zogen: er ließ ſie gewähren, und bewilligte, was ſie verlangten. Von dem Marſchall St. André, deſſen perſönlicher Umgang ihm beſonders angenehm war, behauptete die Welt, er befördere die Verfolgungen, um aus den Confiscationen ſich zu bereichern. Das war in ſo fern nicht unmöglich, als der Ertrag

[1] Soranzo: particolarmente la dispensatione delli benefici ecclesiastici è in man soa.

der Confiscationen einen Theil des königlichen Einkommens, der Parties casuelles bildete, welcher verschenkt zu werden pflegte. Welch einen Eindruck aber mußte es machen, wenn die Verfolgung als eine Verbündete und als ein Hülfsmittel der Habsucht der Großen erschien, unter einem König, der nicht selbst zu den Dingen sah.

Will man Gedanken und Meinungen des damaligen Frankreich kennen lernen, so muß man Rabelais lesen. In dem Abbild von Zuchtlosigkeit, voll abstoßender Nacktheiten, das er aufrollt, verbirgt sich ein tiefer Ernst. Rabelais ist einer der wenigen Meister der Satire, welche die Mängel einer ganzen Zeit in großen und wahren Umrissen schildern. Er zieht die Irrungen aller Stände vor das Gericht des gesunden Menschenverstandes, die Vergeudungen der Landesvorsteher, geduldet von allzunachsichtigen Königen, — die Unordnungen der Hauptstadt, bei denen sich der Fremde nur wundert, daß der König sie durch Justiz nicht besser im Zaum hält, — die Mißbräuche dieser Justiz selbst, ihre die Sachen verdunkelnden Formen, ihre Schreibereien in den Processen, die zuletzt doch nur wie durch den Zufall des Würfelspiels entschieden werden, — die Erpressungen der Rentkammer, welche aus allem, was ihr vorkommt, trinkbares Gold zu ziehen weiß.[1] Wie wenig kennen ihn die, welche bei ihm hauptsächlich Anspielungen auf kleine Vorfälle des Hofes oder auf eine unbedeutende Persönlichkeit suchen. Die mancherlei Beschwerden und Anliegen der Nation, die sich noch nicht geradezu hervorwagen, erscheinen in den sinnreichen Phantasiestücken

[1] In der Frage, ob das fünfte Buch, worin diese Schilderung vorkommt, von Rabelais selbst ist, halte ich mich an das Urtheil des Gelehrtesten der frühern Herausgeber, unseres Duchat der es annimmt.

des Patrioten in der Narrenkappe. Seine vornehmste Richtung aber ist die religiöse. Die abenteuerlich gigantischen Helden, an deren Erziehung der Wechsel der Zeiten geschildert wird, theilen die Ueberzeugungen der Protestanten: sie wollen die Wahnpropheten nicht mehr dulden, sondern zum Dank für ihre Siege nur das wahre Evangelium predigen lassen. Am bittersten werden dem Sinne der Zeit gemäß, die heuchlerischen Mönche verhöhnt, die ihre Wohnstätten mit ekelhafter Unzucht bezeichnen. Aber auch tiefer in das Innere der clericalen Zustände führt uns der Satiriker; er schildert das goldene Buch der Decretalen mit seiner Wunderkraft, die Gläubigen zu beglücken, die Ungläubigen zu verderben; die Gefängnisse, in denen die neuen Ketzer schmachten, die Strafen, die sie erleiden, bis wir endlich das Ungeheuer selbst erblicken, von dem alle Qualen ausgehen: zugleich lechzender Wolf und wedelnder Hund, dessen Tatzen voll Blut, seine Krallen wie Harpyenkrallen, über seinem Sitze das Bild der Ungerechtigkeit. Es liegt etwas Erhabenes in dem gräßlich Grotesken seiner Schilderung.

Waren Gesinnungen wie diese in der Nation und drangen sie in die Literatur ein, so darf man sich nicht wundern, wenn die Zahl der Protestanten immer anwuchs: die Verfolgungen, die sie trafen, gaben ihnen neue Lebenskraft.

Noch zu Franz I. Zeiten zeigten ganze Städte, wie Caen, Rochelle, Poitiers eine entschiedene Hinneigung zur Reform.[1] Zu öffentlichen Kundgebungen kam es nicht, aber die Magistrate hielten nicht für gut, den Privatmeinungen nachzuforschen.

[1] Cavalli: Li maestri di Sorbonna hanno autorità estrema di castigare li eretici, il che fanno con il fuoco, brustolandoli vivi poco a poco. Ma il luteranesimo è tanto ampliato ora per tutto, che

Unter den folgenden Kriegsunruhen konnte die Aufsicht nicht anders als noch mehr nachlassen. Im Jahr 1555 wagte es eine Congregation zu Paris, in ihrer Mitte eine Taufhandlung zu vollziehen. In Kurzem bildeten sich andere kleine Gesellschaften, in der Normandie, längs der Loire, in Orleans, Tours, Blois, Angers, — in Poitiers, ganz Saintonge und unter den Seefahrern der benachbarten Inseln.

Man hat oft behauptet, in Dauphiné und Provence habe die Einwirkung der Waldenser die Reform befördert, in Languedoc seien Ueberreste der Albigenser in die neuen Gemeinden übergegangen: es ist niemals mit der Genauigkeit nachgewiesen worden, die der Historiker wünschen sollte; doch hat namentlich das Erste in sich alle Wahrscheinlichkeit: eben in jenen Gegenden sehen wir die neuen Pflanzungen besonders gedeihen.

Um das Jahr 1558 glaubte man schon 400,000 erklärte Reformirte im Reich zählen zu dürfen: — und war erstaunt über ihren engen Zusammenhang unter einander. In der That faßten sie die Absicht und führten sie bald darauf aus — zu Paris, im Mai 1559, im Angesicht der errichteten Scheiterhaufen — sich eine gemeinschaftliche Verfassung zu geben. Das Genfer Consistorium ward nun auch in den französischen Gemeinden eingeführt. Keine Gemeinde sollte etwas über die andere zu sagen haben: für die allgemeinen Geschäfte wurden Versammlungen der Abgeordneten, Besprechungen oder Synoden, je nachdem ihr Kreis enger oder weiter war, angeordnet, und ein allgemeines Glaubensbekenntniß ward angenommen.

non solo si trova qualche eretico, ma le città intiere; che vivono non già in palese, ma con tacito consenso privatamente tutti, a costume de protestanti: Caen, Rochella, Poictiers, e simili assai in Provenza.

Man begreift es, wenn die Sorbonne und die Geiſtlichkeit, durch die wachſende Zahl der Abtrünnigen aufgeregt, alle ihre geſetzlichen Mittel und ihren Einfluß auf die Volksmaſſen anwenden, um ſie zu vernichten, denn es waren ihre offenen Feinde. Fragen darf man aber, ob dieſe Geſichtspunkte auch die richterlichen Behörden und ob ſie die Regierung beherrſchen mußten.

Eben darum, weil trotz der engen Verbindung ſich doch auch immer eine ſtarke Differenz zwiſchen dem geiſtlichen und dem weltlichen Prinzip herausſtellte, hatte man hier zu Land der geiſtlichen Macht keineswegs eine unmittelbare Action geſtattet. Als einmal ernſtlich davon die Rede war, die damals in Rom erneuerten und geſchärften Einrichtungen der kirchlichen Inquiſition, die ſich in Italien ſehr wirkſam erwieſen, auch in Frankreich einzuführen, widerſetzte ſich das Parlament, weil man die Unterthanen des Königs nicht der Willkür der biſchöflichen Officialen überlaſſen dürfe.[1] Es behielt die Entſcheidung in geiſtlichen Proceſſen in ſeiner Hand.

Wenn aber hiermit — denn welchen Sinn hätte es ſonſt — die ſelbſtſtändige Geltung der weltlichen Geſichtspunkte anerkannt war, ſo mußte ſie endlich auch eine Wirkung haben. Die Mitglieder der Gerichtshöfe ſtanden der öffentlichen Meinung einen Schritt näher als die Mitglieder der Sorbonne, ſie verfochten in dem ſtrengen Katholicismus nicht ſo ſehr ihr eigene Sache, ganz unberührt von den religiöſen Tendenzen der Zeit konnten ſie ſelbſt unmöglich bleiben: hauptſächlich aber mußte ihnen

[1] L'authorité et souveraineté tant du roi que de sa couronne seroit grandement diminuée quand les sujets naturels du roi seroient prevenus et entrepris par un Official ou Inquisiteur. Bei Crispin, Histoire des martyrs 463.

einleuchten, daß bei dem Fortſchritt des Abfalls, der ſich bereits als eine neue Kirche organiſirte, die Repreſſion in der bisherigen Weiſe niemals zum Ziel führen könne.

Im Jahr 1559 zeigt ſich in dem Parlament eine beſtimmte Abſicht der Milderung. Die Criminalabtheilung, genannt Tournelle, an deren Spitze damals zwei Männer von der größten juridiſchen Autorität, Seguier und Harlai ſtanden, wagte es, einige junge Menſchen, welche über die Meſſe abweichende Meinungen bekannten, und ſtandhaft feſthielten, nicht wie der Wortlaut der Geſetze verlangte, zum Tod, ſondern bloß zur Verbannung zu verurtheilen.

Die Sache machte das größte Aufſehen, ſowohl wegen der Männer, die ſie unternahmen, als an ſich ſelbſt; da bisher ein entgegengeſetztes Verfahren befolgt worden war, ſo hielt man für gut in einer Verſammlung aller Kammern des Parlaments die Frage feierlich zu erwägen. Es mag ſein, daß hauptſächlich die Feinde der religiöſen Neuerung das veranlaßten, aber auch die Freunde derſelben waren nicht dagegen: ſie hofften das gemilderte Verfahren zu einer allgemeinen Norm erhoben zu ſehen.

So begannen dieſe Sitzungen. In den erſten ſprachen die alten Räthe, die bisher in der großen Kammer das ſtrenge Verfahren beobachtet hatten, und erklärten ſich für deſſen Beibehaltung. In den folgenden aber kamen die jüngern Männer zu Wort und ließen Aeußerungen von unerwartetem Inhalt verlauten. Einige meinten, man müſſe den Angeklagten ein halbes Jahr verſtatten, um von ihrem Irrthum zurückzukommen; würden ſie auch dann noch dabei bleiben, ſo möge man ſie mit Hab und Gut aus dem Reiche ziehen laſſen. Andere drangen darauf, daß man überhaupt erſt die

Entſcheidung des Conciliums über die angeregten Zweifel abwarten müſſe; bis dieſe erfolgt ſei, dürfe eine Verfolgung der neuen Meinungen, von denen niemand ſagen könne, ob ſie ketzeriſch ſeien, gar nicht ſtattfinden. In dem ausführlichſten Bericht über dieſe Sitzungen wird verſichert, daß dieſe Anſicht vielen Beifall gefunden habe.

Es war die Zeit, in welcher die Feſtlichkeiten, mit denen die im Frieden verabredeten Vermählungen gefeiert werden ſollten, bevorſtanden. Die Proteſtanten ſahen bereits Männer von ſo großem Anſehen im Reiche unter ſich, daß ſie den Gedanken gefaßt hatten, während derſelben mit einer Bittſchrift um Duldung aufzutreten: was dann mit dem Urtheil des großen Gerichtshofes zuſammentreffend, eine ungeheure Wirkung hervorgebracht haben würde.

Um ſo dringender erſchien es den Vorfechtern des ſtrengen Syſtems, einem ſolchen Ausſpruch zuvorzukommen. Denn was ſolle daraus werden, wenn der höchſte Gerichtshof ſich von den kirchlichen Doctrinen losſage, die Frankreich von jeher bekannt habe; die ganze Religion werde verloren ſein. Mit ihrem Eifer verbanden ſich aber perſönliche Motive. Man hat in den Händen des Königs eine Eingabe des erſten Präſidenten, Guy Le Maiſtre, geſehen, in welcher die der Hinneigung zum Proteſtantismus verdächtigen Mitglieder genannt und ihre Güter und Pfründen, die, wenn ſie verurtheilt würden, aufs neue vergeben werden könnten, verzeichnet

[1] La vraye Histoire, de la fausse procédure contre Anne Du Bourg, Memoires de Condé I, 220: faire sursoir la persécution et jugemens capitaux contre ceux qui tiennent les propositions, qui n'ont encores ésté jugées ny déterminées hérétiques par le jugement de l'Eglise Catholique.

waren.[1] Schon gab es Leute, die darauf für ſich ſelbſt oder ihre Angehörigen Rechnung machten. Denn darauf hauptſächlich lenkte man die Aufmerkſamkeit des Königs, daß die alten Edicte, kraft deren kein wegen ſeiner Religion verdächtiges Mitglied in den Parlamenten geduldet werden ſollte, verletzt würden: man wollte ihn in Perſon ſehen und hören laſſen, daß ſich das ſo verhalte. Nicht die Frage ſelbſt, ob eine Milderung in den Geſetzen nothwendig und mit dem Intereſſe des Staates vereinbar ſei, ward erörtert; dem König wurden diejenigen, welche ſich zur Bejahung derſelben neigten, als Verbrecher gegen die von ihm erlaſſenen Edicte bezeichnet. An ſich weit entfernt davon, Gewaltſamkeiten zu lieben, ward Heinrich II. doch von den Vorſtellungen fortgeriſſen, die man ihm machte. In der Metcuriale, denn ſo nannte man die Verſammlungen jener Art, hatten noch die jüngſten und den neuen Meinungen am meiſten zugethanen Räthe zu ſprechen. Es ward veranſtaltet, daß der König, den man immer als das Oberhaupt des Parlaments dachte, am 10. März 1559, unerwartet in demſelben erſchien.

Was man vorausgeſehen hatte, erfolgte.

Die Gegenwart des Königs feuerte die Bekenner der proteſtantiſchen Lehren, ſtatt ſie zurückzuhalten, vielmehr an, dieſelben mit allem Eifer vorzutragen. Die Einen declamirten gegen die Fehler der römiſchen Curie und forderten ein Concilium, die Andern hoben den Gegenſatz der Laſter und Verbrechen, die man dulde, und der unſchuldigen Lehren, die man mit ſo vieler Heftigkeit verfolge, energiſch und lebhaft

[1] Quarum pars eaque opimior vulturiis aulicis destinabatur, partem illi filiis suis poscebant. Thuanus der hierüber durch ſeinen Vater Chriſtoph de Thou unterrichtet worden war, lib. XXII, 452.

hervor. Der König, ſchon vorher eingenommen, und noch beſonders durch einige Ausdrücke, die er auf ſeine perſönlichen Verhältniſſe deuten konnte, gereizt, erklärte, er ſehe wohl, daß es hier Gute und Böſe gebe; die Guten wolle er beibehalten, die Böſen abſchaffen. Die beiden welche ſich am lebhafteſten ausgedrückt, du Four, und Anne du Bourg, ließ er ſogleich ergreifen und in die Baſtille bringen. Das von der Tournelle mit größerer Schonung abgefaßte Urtel wurde zur Reviſion an den königlichen Hof gefordert. In kurzem erſchien ein Rundſchreiben des Königs an die Parlamente und Gerichtshöfe, in welchem er ſie zur äußerſten Strenge gegen die Lutheraner ermahnt; würden ſie in der Sache nachläſſig ſein, ſo würde er ſich an die Richter ſelber halten. Er erklärte darin unumwunden, nachdem nun der Friede mit Spanien geſchloſſen worden, ſo werde er es ſein vornehmſtes Geſchäft ſein laſſen, die Ketzer auszurotten.[1]

König Heinrich II. bezog ſich in den Begründungen ſeines Verfahrens nicht ſelten auf das alte innige Verhältniß der Krone zur Kirche, auf das Beiſpiel und die Edicte ſeiner Vorfahren im 13. Jahrhundert, auf ſeinen Titel „der allerchriſtlichſte.“ Und klar iſt es was ſich für dieſe Anſicht ſagen ließ. Aber dagegen leuchtete auch ein, daß der Staat doch nicht zugleich die Kirche ſelbſt war, eigene, von den kirchlichen unterſchiedene Pflichten hatte, und daß Heinrich II. noch etwas anderes that, als die meiſten ſeiner Vorfahren, ſelbſt als ſein Vater, auf den er ſich immer berief. Franz I. hatte dem Rechte, wie es von den Gerichtshöfen geübt ward, ſeinen Lauf gelaſſen.

[1] Lettres patents, von Escouen; citirt in der Histoire des martyrs liv. VII, 506. b. Taillandier a. a. O. 456 verſichert, daß die Regiſter von dieſem Jahre verloren ſind.

Davon iſt ſehr verſchieden, wenn Heinrich II. in das Urtheil der Gerichtshöfe ſelbſt eingreift, und richterliche Sprüche, welche die ausgezeichnetſten ſeiner Richter zu Urhebern haben, caſſirt. Was auch von einigen jüngern zu denken ſein mochte, ſo konnten Seguier und Harlai doch nicht als Proteſtanten betrachtet werden.

Und wie nun, wenn dieſer Eingriff nicht einmal aus des Königs eigenem Gefühl herrührte, ſondern ihm von einer Partei, die ihre beſondern perſönlichen Geſichtspunkte verfolgte, eingegeben war? Die Proteſtanten glaubten nicht einmal von dem König ſelbſt, ſondern von einer Faction die ihn beherrſche, angefeindet zu werden; einer Faction, die mit den alten Feinden des Landes verbündet ſei.

Wenn man damals behauptet hat, bei dem Frieden ſeien förmliche Verabredungen zur Unterdrückung der Reformirten zwiſchen Spanien, Frankreich und Savoyen getroffen worden, ſo hat man das niemals bewieſen. Aber allerdings ward in den Verhandlungen die Ausbreitung des Proteſtantismus als ein Beweis für die Nothwendigkeit des Friedens hervorgehoben; auf ſpaniſcher Seite hatte man immer geſagt, man habe durch denſelben dem König von Frankreich zur Unterdrückung der Proteſtanten freie Hand verſchaffen wollen.[1] Ohnehin ſchloß das Verlaſſen der Politik, die bisher dem Proteſtantismus zu Statten gekommen war, eine unmittelbare Gefahr für denſelben ein.

Und ſo herrſchten denn unter den Anhängern des Bekenntniſſes die trübſten Erwartungen vor. Man glaubte der König

[1] Der Herzog von Alba führte das den Franzoſen ſpäter zu Gemüthe: Spanien habe den Frieden damals geſchloſſen, para que le (Heinrich II.) quedasse la mano libre para remediarlo (lo de la religion) 7. Juli 1571. Gachard II., 181; dieß iſt wörtlich richtig.

werde auf einer Rundreiſe in ſeinem Reiche die Repreſſion mit aller Kraft durchſetzen, werde mit dem Herzog von Savoyen verbündet, Genf angreifen, die Metropole des Calvinismus und ihre Colonien zerſtören, als die Nachricht erſcholl, daß dieſer Fürſt, der noch in der Fülle des Lebens ſtand und in kräftiger Geſundheit blühte, durch einen unerhörten Zufall plötzlich umgekommen ſei.

Bei jener Vermählungsfeierlichkeit nahm Heinrich II., wie ſeine Gewohnheit war, an einem Turnier Theil, in den Farben ſeiner Dame, der Herzogin von Valentinois, auf einem Streitroß ſeines neuen Schwagers, des Herzogs von Savoyen, das er mit beſonderem Vergnügen ritt. Als er nach mancherlei glänzenden Erfolgen noch einmal rannte, welches, wie er ſagte, für dieſen Tag das letztemal ſein ſollte, brach ſich die Lanze des Gegners an ſeinem Viſir: ihre Splitter fuhren dem König in die Stirne; bewußtlos ward er weggetragen; nach wenigen Tagen verſchied er (26. Juli 1559).

Die Proteſtanten erkannten in dem Ereigniß gleichſam ein ſichtbares göttliches Gericht; aber für ſich ſelbſt konnten ſie davon nichts Gutes erwarten. Der Nachfolger, Franz II., noch ein Knabe, gab ſeine ganze Gewalt dem Manne in die Hand,

[1] In den Lettere di principi III, 196 findet ſich in einem Brief vom 14. Juli 1559 die genaueſte Schilderung. Orges (Montgommery) — roppe la lancia nella buffa del re, un pezzo sotto la visiera, ove il tronco sfuggendo in suso, andò a trovar la visiera; et entratavi dentro una scheggie, ferì la fronte sopra l'occhio destro; et trovato l'osso durissimo, prese la volta verso la tempia, et si venne a cacciar sotto l'occhio assai profondamente. Mit den Memoiren von Vieilleville, von Carloix ſtimmt dieſe Erzählung ſo wenig zuſammen, wie überhaupt authentiſche Nachrichten damit zuſammenſtimmen: ich habe von ihnen ganz abgeſehen.

in welchem ſie ihren heftigſten Widerſacher erblickten, dem Cardinal von Lothringen aus dem Hauſe Guiſe.

Es iſt Zeit, daß wir etwas von ſeiner Herkunft und ſeiner Perſönlichkeit ſagen.

Staatsverwaltung des Cardinals Carl von Lothringen.

René von Lothringen, derſelbe, der mit Carl dem Kühnen ſchlug und mehr als einmal die Anſprüche ſeines Hauſes auf die Provence, auf Neapel und Jeruſalem in Erinnerung brachte, verordnete in ſeinem Teſtament, daß von ſeinen Söhnen der älteſte Antoine ihm in Lothringen und Bar nachfolgen, der zweite, Claude, ſeine in Frankreich gelegenen Beſitzungen erben ſollte. Dieß waren zerſtreute Güter in Normandie, Picardie, Flandern, France; die Baronien Joinville, Mayenne, Elboeuf, die Grafſchaften Aumale und Guiſe.

Unter dem ritterlichen Kriegsführer Franz I. finden wir dieſen Claude, der ſich von Guiſe nannte, das zu einem Herzogthum erhoben wurde, glänzend hervorleuchten. Seine Tapferkeit und wunderbare Rettung in der Schlacht von Marignano, der Antheil, den er an der Beruhigung Frankreichs nach der Schlacht von Pavia während der Gefangenſchaft des Königs nahm, die Geiſtesgegenwart, die er bej dem zweiten Einfall Carls V. bewies, machten ihm einen großen Namen im Lande; damals — denn Paris fühlte ſich durch das Vordringen des Kaiſers gefährdet — trat er in ein unmittelbares Verhältniß zur Bevölkerung der Hauptſtadt. Er war mit einer Prinzeſſin von königlichem Geblüte, Antoinette von Bourbon verheirathet; eine glückliche Ehe, aus der ihm ſechs lebenskräftige Söhne

entſproſſen, von denen ſich drei der Kirche, drei dem Waffendienſt widmeten; zuweilen iſt er in ihrer Begleitung, denn er liebte ſie zu zeigen, als in denen er ſechsmal wieder auflebe, am Hofe erſchienen. Seine Tochter vermählte er mit dem König Jacob V. von Schottland; Maria Stuart iſt ſeine Enkelin.

Von den Söhnen haben wir den älteſten, Franz Guiſe, ſchon öfter erwähnt; er iſt der Eroberer von Calais. Eine nicht minder bedeutende Rolle ſpielte während der ganzen Regierung Heinrichs II. der folgende, Carl Guiſe, Cardinal von Lothringen.

Carl Guiſe erwarb ſich in ſeiner Jugend die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die mit den Erforderniſſen des geiſtlichen Standes zuſammenhängen; er redete die meiſten lebenden Sprachen, die Italiener bemerken mit Bewunderung, wie vortrefflich er ſich in der ihren ausdrückte. Dreiundzwanzig Jahr alt ward er in das Vertrauen Heinrichs II. gezogen, und zeigte ſich auch den Geſchäften vollkommen gewachſen. Wenn der Connetable durch Härte und Schroffheit beleidigte, ſo wußte er durch angenehme und einſchmeichelnde Formen zu gewinnen. In frühen Jahren zum Erzbisthum Rheims befördert, unterließ er nichts, was ein großer Prälat thun kann, um ſich in ſeiner Reſidenz ein unvergängliches Andenken zu ſtiften. Ungeſunde Moräſte hat er ausgetrocknet und in Gärten und Wieſen verwandelt; in ſeinem Forſte zu Joinville ließ er das Holz ſchlagen, das zu den Bauten von Rheims dienen ſollte; man hat auf ihn das alte Wort angewendet, er habe eine Stadt von Lehm gefunden, und eine marmorne zurückgelaſſen. Er hat daſelbſt eine Univerſität, ein theologiſches Collegium, ein Seminar und einen Kloſterconvent gegründet. Denn keineswegs verabſäumte er ſeine

geiſtlichen und biſchöflichen Pflichten. Er hielt darüber, daß die Pfarrer in der Diöceſe ihren Dienſt verſahen; er ſelber hat zuweilen geprediget; von Zeit zu Zeit hielt er Provincialconcilien. Dieſer jüngſte von den franzöſiſchen Cardinälen beſchämte die andern durch Selbſtbeherrſchung und geiſtlich eifrige Führung. Hunde und Falken ſah man nicht in ſeinem Hauſe; alle Jahr zu Oſtern zog er ſich in ein Kloſter zurück, um ſich geiſtlichen Uebungen hinzugeben. Er war ein Mann von imponirendem Aeußern, eine hohe Geſtalt, über allen erſchien ſeine breite, hohe und intelligente Stirn. Alles hing an ſeinem Munde wenn er ſprach; verſtändlich und anmuthig floß ihm die Rede; ein nie fehlendes Gedächtniß unterſtützte ihn.[1]

Bei allen dieſen mannichfaltigen und glänzenden Gaben ließ er die vornehmſte Eigenſchaft vermiſſen, die den Menſchen macht, moraliſche Erhebung und Selbſtvergeſſenheit. Um die Macht zu erlangen, waren ihm alle Mittel recht; wenn er ſie beſaß, kümmerte er ſich um keinen Menſchen der Welt. Er galt für neidiſch und abgünſtig, langſam eine Gnade zu erweiſen, allezeit fertig Beleidigungen anzuthun, unzuverläſſig den Freunden gegenüber, rachſüchtig gegen ſeine Feinde.[2]

Mit dem Dauphin war er dadurch in das engſte Verhältniß getreten, daß derſelbe mit ſeiner Nichte, der jungen Königin von Schottland, vermählt war. Der Dauphin ward

[1] So ſchildern ihn die venetianiſchen Geſandten einſtimmig. Was man auf der Straße von ihm ſagte, möchte ich nicht wiederholen. Die Anſtößigkeiten bei Brantôme, die man wohl auf ihn gedeutet hat, beziehen ſich auf ſeinen Oheim und die Zeiten Franz I.

[2] Beſonders aus den Venezianiſchen Berichten. Micheli ſpricht von dem odio universale conceputo contro di lui per i molti effetti d'offesa che mostrò verso ognuno mentre nel governo ebbe l'autorità.

mit der conjugalen Krone geſchmückt, und faßte die Ausſichten, welche ihm die Rechte ſeiner Gemahlin auch auf erſteres gab mit ehrgeiziger Begier ins Auge. Schon bei Lebzeiten Heinrichs II. ſetzten der Cardinal und ſein Bruder, der Dauphin und die Dauphine, alles daran, der franzöſiſchen Politik und Kriegsmacht eine Richtung gegen England zu geben; ſie bildeten die engſte Verbindung unter einander.

Nach dem Wechſel der Regierung verſtand es ſich gleichſam von ſelbſt — und es iſt nicht nöthig, die kleineren Züge, in denen es hervortrat, und von welchen die Zeitgeſchichten voll ſind, zu wiederholen — daß der Cardinal von Guiſe die Leitung der Geſchäfte in die Hände bekam. Der geſchäftsgewandte Oheim mußte neben dem jungen König von noch nicht voll ſechzehn Jahren, ſeinem Neffen, alles vermögen. Montmorency, der zuletzt wieder ſehr in Anſehen geſtanden, empfing ſammt allen ſeinen Freunden Zeichen perſönlicher Ungunſt, und mußte den Hof verlaſſen. Hatte er ſich doch jenen engliſchen Entwürfen entgegengeſetzt. Aber eben in dieſen lebte und webte nunmehr der Hof. Franz II. und ſeine Gemahlin nahmen bei ihrer Thronbeſteigung zugleich Titel und Wappen von England an. Bei feierlichen Einholungen in großen Städten ſind ſie als das Paar begrüßt worden, durch welches Gallien und Britannien vereinigt werde.

Wenn es an ſich noch hätte zweifelhaft ſein können, welche Stellung ein Cardinal der römiſchen Kirche in den religiöſen Streitfragen einnehmen würde, ſo ward es doch durch dieſes Verhältniß von vorn herein entſchieden. In dieſem Kreiſe hielt man die Königin Eliſabeth von jeher für illegitim geboren und unberechtigt.[1] Man trat in einen natürlichen

[1] Kyllygrew a. Jones to the queen. 6. Januar 1560 bei Forbes

Bund mit dem Anſpruche der römiſchen Curie, in dieſer Sache noch einmal Recht zu ſprechen, und dadurch mit den ſtrengſten katholiſchen Meinungen überhaupt.

Die Frage, welche damals am meiſten die Geiſter bewegte, lag in jener von einigen Mitgliedern des Parlaments erneuerten Forderung, das gerichtliche Verfahren gegen die Proteſtanten zu mildern, wenigſtens bis dahin, daß ein neu zu berufendes Concilium ſich authentiſch über die Sacramente geäußert habe. Man darf wohl kaum eine Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung darin ſehen, daß der Cardinal dieſe Frage noch einmal der Sorbonne vorlegte. Denn wie hätte ſich von der Facultät etwas anders als ein vollkommen verwerfendes Urtheil erwarten laſſen? Ihr Ausſpruch lautete: daß eine ſolche Anſicht gar nicht in Betracht gezogen werden dürfe; ſie ſei ſelbſt ſacramentariſch, ketzeriſch, durch und durch verderblich, und geeignet, den Staat wie die Kirche zugleich aufzulöſen. So ganz ward alle Milderung verworfen.[2]

Hierauf konnten jene wegen ihrer Aeußerungen in dem Parlament Angeklagten nicht weiter auf Gnade rechnen. Vergeblich verſuchte du Bourg die verſchiedenen Appellationsinſtanzen, welche die kirchliche Verfaſſung in Frankreich verſtattet, er ward allenthalben zurückgewieſen. Ein deutſcher Fürſt, der Kurfürſt von der Pfalz, hoffte ihn dadurch zu retten, daß er ihn als Profeſſor des Rechts an ſeine Univerſität Heidelberg berief; aber die Zeiten, wo man der politiſchen Beziehungen

293. Der Marſchall St. André ſagte ihm, daß immediatly after the death of queen Mary the queen (Mary Stuart) did take the title (of England) upon her, as justly aperteigning to her.

[2] Censura sanctissimae facultatis 29. Auguſt 1559 bei Argentrée II, 279.

wegen auf eine Verwendung dieſer Art hätte Rückſicht nehmen können, waren vorüber: im December 1559 erlitt du Bourg auf dem Platze vor dem Stadthaus die Strafe der Ketzer durch Strang und Feuer. Der Cardinal ſtützte ſeine perſönliche Autorität im Staate auf die ſtrenge Handhabung der geiſtlichen Geſetze; er wußte, daß er dadurch an Popularität bei der Menge nichts verliere; das Volk von Paris, durch die Prediger der Sorbonne in anticalviniſtiſcher Stimmung gehalten, fand an den Executionen Vergnügen. — Alle geheimen religiöſen Zuſammenkünfte wurden bei Todesſtrafe der Anſtifter verboten, jede Begünſtigung eines Angeklagten als ein eigenes Verbrechen bezeichnet; wer die Schlupfwinkel der Verurtheilten angebe, dem ward die Hälfte ihrer Güter zur Belohnung verſprochen; wer aber einen ſolchen in ſeinem feſten Hauſe zu bergen und zu ſchützen wage, gegen den drohte man bewaffnet anzurücken, ſein Haus und Schloß niederreißen zu laſſen.

In den innern Angelegenheiten ſchritt dergeſtalt der Cardinal auf dem nicht ohne ſeine Einwirkung von König Heinrich eingeſchlagenen Wege fort; doch war immer ein Unterſchied; was der König nur gedroht hatte, unternahm er auszuführen, die Executionen erreichten was bisher noch vermieden worden, Männer von Namen und Rang. Der äußern Politik dagegen gab er eine entſchiedene Richtung gegen England, zunächſt um deſſen Einfluß auf Schottland zurückzuweiſen und die ſtuartiſch-katholiſchen Intereſſen, welche zugleich die guiſiſchen waren und in dieſem Augenblick als die franzöſiſchen erſchienen, zur Geltung zu bringen.

Wir brauchen nicht aufzuzählen, welche Feindſeligkeiten beides von Seiten der Religion und des Staates er ſich damit erweckte; auch Spanien war damals mit nichten für ihn;

überdieß aber erwuchsen ihm durch seine persönliche Stellung und die finanzielle Lage des Landes noch andere unüberwindliche Schwierigkeiten.

Schon 1547 rechnete man, daß von den Landeseinkünften, die etwa 16 Millionen Fr. betragen mochten, drei Millionen den Gläubigern angewiesen, und Domainen zu einem nicht geringen Betrag, vielleicht 15 Millionen an Werth, verpfändet seien. Der Ausfall, der hierdurch in dem Einkommen entstand und der fortdauernde Kriegsaufwand hatte durch Erhöhung der Zölle und andere Auflagen gedeckt werden sollen. Aber sie hatten größtentheils nicht eingebracht werden können, und nur ein ganz allgemeines Mißvergnügen erweckt. Was soll man sagen, wenn man von verschiedenen Seiten die glaubwürdige Versicherung liest, daß Bauern in den fruchtbarsten Provinzen ihre Dörfer verließen, weil sie die Lasten, die man ihnen auflegte, nicht mehr aufbringen konnten. Aber auch in den Städten gährte es, hie und da kam man auf die Ideen des fünfzehnten Jahrhunderts zurück, daß der König gar nicht das Recht habe, einseitig Auflagen auszuschreiben. Und dabei befand sich doch die Regierung in den drückendsten Verlegenheiten. Heinrich II. hatte eine nicht fundirte Schuld von ansehnlichem Belauf hinterlassen, deren Zinsen man nicht erschwingen konnte. Viele Besoldungen waren rückständig, viele geleistete Dienste unvergütet geblieben. Der Cardinal suchte zugleich dem Volke Erleichterung zu verschaffen und Ersparnisse zu machen; die Kosten des königlichen Haushaltes hat er wirklich um eine halbe Million herabgesetzt. Aber damit erregte er neues Mißvergnügen bei denen, die davon betroffen wurden; verdiente Kriegsanführer wurden mit Härte vom Hofe zurückgewiesen; an Herstellung des Credits war nicht zu denken.

Wie konnte es anders sein, als daß man, wenn auch nicht mit vollem Recht, eben ihm diesen Zustand zuschrieb, zumal da er schon unter der vorigen Regierung die Finanzen geleitet hatte. Man fand es unverantwortlich, daß er dennoch Rüstungen machte, um in die schottischen Angelegenheiten einzugreifen, und schrieb das nur seinem persönlichen Verhältniß zu.

Dazu kam aber noch ein zweites Moment von allgemeinster Wirkung. Man stellte die Behauptung auf, daß die bestehende Staatsgewalt nicht eigentlich rechtmäßig sei. König Franz II., der erst sechzehn Jahr zählte, schwach an Körper und Geist, unfähig für sich einen Beschluß zu fassen, sei doch in der That minderjährig. In solchen Fällen aber gebühre die Regierung den Prinzen von Geblüt, und eine Versammlung allgemeiner Stände müsse berufen werden. Aber die nächsten Prinzen von Geblüt, der König von Navarra und der Prinz von Condé seien von der Regierung ausgeschlossen, unter dem einen oder dem andern Vorwand entfernt; auch der Connetable und dessen Neffe, Coligny, seien verdrängt; alles liege in den Händen zweier Fremden. Denn eigentlich Fremde seien die Guisen, mit der Krone im Widerstreit, ihr Haus mache der Krone ganze Provinzen, wie Provence und Anjou, streitig.

Einst hatten Claude Guise und Vendome zum Schutz und Schirm des Reiches mit einander gearbeitet, ihre Söhne erschienen jetzt an der Spitze zweier entgegengesetzten Parteien. Die Söhne Guise's waren im Besitz der Staatsgewalt, und leiteten sie nach ihrem Gutdünken. Um die Söhne Vendomes — die Bourbons — schloß sich alles zusammen, was sich in Opposition gegen den Cardinal warf; eine eigenthümliche Stimmung der Zeit kam diesen hierbei zu Statten.

Es war noch nicht lange her, daß der ſchottiſche Adel einen Cardinal, der kirchliche und politiſche Gewalt zu vereinigen ſuchte, umgebracht hatte; ſo eben in den grumbachiſchen Händeln, erhob ſich die deutſche Reichsritterſchaft, um dem Schwerte ſeine Unabhängigkeit von der Schreibfeder und dem Krummſtabe zurückzugeben. Dieſem unperſönlichen Gebot, wo ein Fürſt ſeine Autorität Geiſtlichen und Geſetzkundigen überließ, widerſtrebte man auch da, wo der Gehorſam mehr hergebracht war als in Schottland und Deutſchland. Es waren dieſelben Regungen, welche die Niederlande einige Zeit nachher von Grund aus in Bewegung ſetzte. In dem Fürſten ſah man noch weniger den Gebieter als den Führer; Gehorſam wollte man, da der Befehl doch immer etwas Perſönliches hat, hauptſächlich aus perſönlicher Hingebung leiſten. Die Abſtraction des Staates erkannte man noch nicht vollkommen an.

So waren vor allem die franzöſiſchen Edelleute geſinnt. Sie glaubten ſich einer Gewalt widerſetzen zu dürfen, welche ihnen unter dem Namen eines ſeiner ſelbſt noch nicht mächtigen Fürſten auferlegt werden ſollte. Nur denen zu gehorchen ſei ihre Pflicht, die von dem Hauſe von Frankreich abſtammen. Der große König Franz habe den Unterſchied der fremden und der königlichen Prinzen, den man jetzt zu verwiſchen ſuche, aufrecht erhalten: nur von ſeinen Prinzen von ächtem Blut wolle Frankreich regiert ſein.

Aus ſo mannigfaltigen Motiven, der inneren und der äußeren Politik, des Staates und der Religion, der allgemeinen Anſicht und der momentanen Verlegenheit entſprangen die Regungen der Oppoſition gegen die Macht der Guiſen. Lange konnte es damit in Frankreich nicht gehen, ohne daß es zu einem Ausbruch kam.

Die geduldigen, nur in geheimen Verſammlungen ihres Gottesdienſtes wartenden, und dann deßhalb vor die Gerichte geſchleppten, mißhandelten Chriſtaubins, — wie man die Proteſtanten anfangs nannte, — machten ſich plötzlich, da ſie von der Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die über ihnen ſei, vernahmen, durch Widerſtand bemerkbar. Zuweilen wurden Gefangene, die man in ziemlicher Anzahl über Land führte, auf dem Wege aus den Händen ihrer Geleitsmänner befreit; zuweilen wurden Verurtheilte, die man ſchon nach dem Richtplatz ſchleppte, durch plötzlichen Ueberfall losgemacht. Nun aber tauchte unter denen, die in die Schweiz geflohen waren, noch ein anderer Gedanke von der größten politiſchen und religiöſen Tragweite auf. Sie hielten für möglich und erlaubt, die Regierung der Guiſen, die ſo ſchwer auf dem Lande laſtete, durch einen plötzlichen Handſtreich umzuſtürzen.

Man hat mit Calvin davon geſprochen: er war ganz dagegen. Wenn er zugeben ſollte, daß auf die Guiſen, deßhalb weil ihre Macht unrechtmäßig ſei, ein Angriff gemacht werde, ſo müſſe man ihm erſt eine Aufforderung der Prinzen von Geblüt vorlegen, ja eine Erklärung des Parlamentes gegen ſie würde vonnöthen ſein.[1]

Der vornehmſte Urheber des Planes war ein aus Bourgogne, wo er einen Proceß hatte, geflüchteter Edelmann von Perigord, de la Renaudie, der jetzt die Erlaubniß erlangte, zur Reviſion ſeines Rechtsſtreits nach Frankreich zurückzukommen. Ein Menſch, der eine perſönliche Rache an

[1] Qu'il valoit mieux, que nous perissions tous cent fois, que d'estre cause, que le nom des Chrestiens de l'evangile fust exposé a tel opprobre. Schreiben Calvins bei Henry, Leben Calvins III. app. 154.

den Guiſen, die ſeinen Schwager hatten hinrichten laſſen, zu nehmen ſuchte,[1] übrigens weder zuverläſſig noch unbeſcholten, aber von ungemeiner Gewandtheit des Betragens und der Rede. Zu Nantes in Bretagne gelang es ihm, eine Anzahl franzöſiſcher Edelleute für ſein Unternehmen zu gewinnen. Es waren Mißvergnügte, aus politiſchen und religiöſen Gründen, die ſich in der Ueberzeugung begegneten, daß die Macht der Guiſen auf Uſurpation beruhe, und von Rechtswegen geſtürzt werden ſollte. La Renaudie trug kein Bedenken, den Einen den Prinzen von Condé, als das eigentliche Oberhaupt, das nur geheim bleiben wolle, zu bezeichnen, und den Andern zu verſichern, daß nach dem Gutachten deutſcher Theologen und Juriſten das Unternehmen ein ganz rechtmäßiges ſei. Ein ſolches Gutachten iſt nie authentiſch zum Vorſchein gekommen; von Calvin und ſeinen Freunden kann es unmöglich ausgegangen ſein. Aber mit hiſtoriſcher Beſtimmtheit läßt ſich ſelbſt nicht ſagen, ob La Renaudie ſich mit Condé verabredet hatte. Hiſtoriker der Zeit, die den Dingen nahe ſtanden, haben es erzählt: der Prinz hat es immer geleugnet; das höchſte Gericht hat ihn ſpäter von aller Schuld freigeſprochen. Ueber der ganzen Sache ſchwebt ein noch nicht aufgehelltes Dunkel. Hatte La Renaudie wirklich eine Verbindung mit der Königin von England, die in den Guiſen ihre perſönlichen Feinde ſah, das Auftreten der Franzoſen in Schottland eben nur von ihnen herleitete und eine ihnen entgegengeſetzte Bewegung in Frankreich nicht anders als wünſchen konnte? Haben ſich, was mit großer Sicherheit behauptet worden iſt, Männer wie der ſpätere Kanzler Lhopital bei der Sache betheiligt? Man nimmt an, daß das Unternehmen

[1] Vergl. Barthold: Deutſchland und die Hugenotten I 262.

urſprünglich auf Blois abgeſehen und die plötzliche Verlegung des Hoflagers von da nach Amboiſe ihm entgegengeſetzt und nachtheilig geworden ſei. Schon am 28. Januar aber war nach der Erzählung des engliſchen Geſandten dieſe Verlegung beſchloſſen; die Zuſammenkunft in Nantes fand erſt im Anfang Februar ſtatt.

Wir leiſten Verzicht darauf, das Geheimniß der Bewegungen der Verſchwornen zu durchdringen, und begleiten nur den Gang der Dinge in Amboiſe, von dem wir Tag für Tag Bericht haben.

Unbeſorgt, auf weiteſtem Umweg über Vendome und Chateaurenaut, begab ſich der Hof dahin; hier aber empfand er bald feindſelige Regungen um ſich her. Wenn die Guiſen in die ſchottiſchen Händel doch nicht recht ernſtlich eingriffen, ſo lag der Grund davon in der Beſorgniß vor einer allgemeinen Empörung, die der Beginn des Krieges zum Ausbruch bringen würde. Am 7. März redete man bereits von der Entdeckung einer Verſchwörung; Verdächtige wurden eingezogen, die beiden Guiſen ließen ſich von Bewaffneten bewachen und zogen neue Truppen heran. In der Gegend von Tours wurden Reiter aufgefangen, welche Piſtolen und Schießbedarf mit ſich führten: in Tours ſelbſt kam es zu blutigen Händeln zwiſchen herangezogenen Edelleuten und königlichen Truppen. Da iſt der Name Hugenotten entſtanden, der zunächſt eine plötzlich erſcheinende tumultuariſche Menge bezeichnen und an die dortige Sage von König Hugo's wilder Jagd anknüpfen mag.[1] Man unterſchied Hugenotten des Staates

[1] Wie ſich die Sage vom wilden Jäger allenthalben an die berühmteſten Namen ſchloß, an Artus, Waldemar, Carl den Großen, ſo in Frankreich an Hugo Capet. Vergl. Grimm, deutſche Mythologie

und Hugenotten der Kirche. Der engliſche Geſandte kann die Verwirrung und Rathloſigkeit, welche bei dieſen Bewegungen am Hofe eintrat, nicht ſtark genug ſchildern: man wiſſe nicht wem man trauen ſolle, wem nicht: wen man geſtern entlaſſen, den rufe man heute zurück; wer heute alles Vertrauen genieße, der könne morgen auf keines zählen. Aufrühreriſche, hauptſächlich aus den niederen Ständen, wurden feſtgenommen und hernach ſogar mit kleinen Geſchenken wieder losgelaſſen: eine Anzahl von Edelleuten, in einem benachbarten Schloß verſammelt, — wie ſie ſagten, um eine Bittſchrift zu überreichen, — wurde genöthigt ſich zu ergeben, unter Gewähr jedoch einer guten Behandlung, und in Amboiſe eingebracht. Das vornehmſte Ereigniß in der ganzen Sache fiel am 17. März vor, doch war es auch nur wenig bedeutend. Etwa hundertfunfzig Reiter zogen am Morgen dieſes Tages gegen das Schloß von Amboiſe heran; ſie kamen an das Thor und feuerten einige Piſtolenſchüſſe nach einer benachbarten Kirche; indeß hörte man die Trommeln im Schloßhofe wirbeln, nach den Pferden, nach den Waffen rufen; die Reiter wurden inne, daß ſie die Schwächeren ſeien, und zogen ſich eilends zurück, als die königlichen Truppen herausbrachen, ſie zerſtreuten, einige niedermachten, — andere als Gefangene zurückführten. Die bisherige Nachſicht verwandelte ſich hierauf in Strenge; die einen wurden durch den Strick getödtet, die andern im

S. 894. Seit Mezeray iſt es Sitte, den Namen von dem Wort Eidgnos herzuleiten. Es iſt nicht meine Sache, hierüber eine deſinitive Meinung abzugeben. Richtig iſt es, daß ein genferiſches Lied **Tes Aignos sont au-dessus: tes Mamonellns sont ruez jus**, noch nicht vergeſſen war. Doch iſt es auffallend, daß eine gelehrte Schrift (**Mémoires de Condé III**, 235) die dieſe Erinnerung kennt, den Namen nicht darauf bezieht.

Fluß erſäuft; achtzehn namhafte Kriegshauptleute wurden mit dem Schwerte umgebracht, und man ſah ihre Köpfe auf Pfählen ausgeſtellt, unter ihnen den des vornehmſten Führers La Renaudie, der tapfer fechtend gefallen war. Vor einem neuen Anfall glaubten ſich die Guiſen noch mit nichten ſicher; ſie begannen Amboiſe zu befeſtigen.[1]

Calvin verglich das Unternehmen einem Abenteuer irrender Ritter: wie den Entwurf, ſo ſchalt er die ſchülerhaft zögernde Ausführung und that ſich etwas darauf zu Gute, daß er von Anfang an dagegen geweſen ſei.

Irren wir jedoch nicht, ſo hat zwar nicht die That ſelbſt, aber die Bewegung als deren Mittelpunkt und Ausdruck ſie erſcheint, die größte Wirkung hervorgebracht.

Im Angeſichte des kommenden Sturmes mäßigte der Cardinal von Lothringen ſeine Politik. Durch einen Erlaß, der am 8. März als bereits erſchienen bezeichnet wird, alſo unmittelbar nach den erſten Regungen, noch vor dem Anlauf auf Amboiſe, eröffnete er die Kerker, in denen die Proteſtanten feſtgehalten wurden. Er verkündigte allen denen, welche Abendmahl und Taufe nach dem Ritus von Genf gefeiert, oder den Predigten genferiſcher Prädicanten beigewohnt hatten, Vergebung und Strafloſigkeit, unter der Bedingung, daß ſie ſich fortan als gute Katholiken und getreue Söhne der Kirche halten ſollten.[2] Nur die Prediger ſelbſt, und diejenigen, welche offene Gewaltthätigkeiten begangen oder

[1] Die unmittelbarſte Schilderung des Vorgangs, die mir vorgekommen iſt in der Depeſche von Throkmorton bei Forbes 378. Die Nachrichten bei La Planche, Beze und La Popelliniere über dieſe Verſchwörung ſtimmen meiſtens wörtlich zuſammen und ſind eigentlich eine und dieſelbe; nur hier und da zeigen ſich Spuren von Ueberarbeitung.

[2] Edit d'abolition en faveur des heretiques. Iſambert XIV, 22.

in Verſchwörungen gegen Krone und Staat verwickelt ſeien, wurden von der Amneſtie ausgenommen. Und gleich darauf in ſteigender Beſorgniß verſprach der Cardinal einem jeden, der mit gegen Amboiſe habe heranziehen wollen, Verzeihung, wenn er ſich nach Hauſe begebe. Die Wirkung hiervon war unberechenbar. Zum erſtenmal ließ die Regierung von der Strenge der bisher feſtgehaltenen Geſetze nach; ſie erklärte ſelbſt, es ſei unmöglich dieſelben auszuführen: der König könne das erſte Jahr ſeiner Regierung nicht mit ſo vielen Hinrichtungen, die ein Blutbad ſein würden, bezeichnen. Die Gefängniſſe eröffneten ſich allenthalben; wie wäre jedoch zu erwarten geweſen, daß die Befreiten zu dem katholiſchen Ritus hätten zurückkehren ſollen? Sie behaupteten in ihrem Proceß Recht behalten zu haben, und fühlten ſich nunmehr erſt ihrer Sache vollkommen ſicher.

In einem neuen Edict, gegeben zu Romorantin, Mai 1560, das in harten Ausdrücken die Verſammlungen, gegen welche die niederen Gerichtshöfe freie Hand haben ſollten, verpönt, kam die Regierung doch nicht auf die ganze Strenge des früheren Verfahrens zurück: dem einfachen Bekenntniß nachzufragen gab ſie auf, weil, wie der Kanzler ſagt, das Unkraut auf dem Acker der Kirche ſchon ſo mächtig angewachſen ſei, daß man davon abſtehen müſſe, es auszujäten.

Unmöglich aber war auch dieß, Strafloſigkeit der religiöſen Meinung und das Verbot religiöſer Zuſammenkünfte zu

[1] Micheli: onde ne furono liberati et cavati di prigione di Parigi et di tutte le altre citta del regno un grandissimo numero, che rimasero poi nel regno praticando (nicht etwa predicando, wie gedruckt iſt, das Mſ. des Archivs hat die richtige Leſeart) liberamente et parlando con ognuno et gloriandosi etc.

vereinigen. Denn nur in der Gemeinſamkeit der Verehrung findet die Religion ihren vollen Ausdruck. Es kränkte die Proteſtanten, daß ihre gottesdienſtlichen Vereinigungen mit aufrühreriſchen Verſammlungen gleichgeſtellt wurden. In allen Provinzen forderte man eine Zurücknahme des neuen Edictes.

Noch im Sommer 1560 zeigte ſich eine Gelegenheit, dieſe Forderung auf das nachdrücklichſte zur Sprache zu bringen.

In den immer wachſenden kirchlichen, finanziellen und politiſchen Verlegenheiten hielt der Hof für gut, eine allgemeine Berathung ſeiner oberſten Räthe in Fontainebleau zu veranlaſſen. Es waren die Marſchälle von Frankreich, die Mitglieder des Ordens, die Räthe der höchſten Collegien, welche ſich hier zuſammenfanden; auch der Connetable und der Admiral waren zugegen.

Admiral Coligny — ſchon längſt für die neuen Meinungen entſchieden, obgleich er ſie noch nicht gerade öffentlich bekannte — der ſich ſo eben durch die Beruhigung der Normandie ein neues Verdienſt erworben hatte, unternahm die große Frage, mit der alles umging, zur Entſcheidung zu bringen. Gleich in der erſten Sitzung der Notablenverſammlung zu Fontainebleau (23. Auguſt 1560), ſobald der König ſie eröffnet hatte, erhob er ſich, um demſelben zwei Bittſchriften der in den verſchiedenen Theilen des Reiches zerſtreuten Gläubigen — denn ſo bezeichneten ſich die Anhänger der kirchlichen Reform — zu überreichen, von dem merkwürdigſten Inhalt.

In der erſten ſagen ſie ſich von Unternehmungen, wie die letzte gegen Amboiſe geweſen war, förmlich los, denn nur von Libertinern und Atheiſten könne eine ſolche gebilligt

werden; in der zweiten entwickeln sie dann die Unmöglichkeit, auf kirchliche Versammlungen Verzicht zu leisten, und um diese nicht insgeheim veranstalten zu müssen, fordern sie den König auf, ihnen Kirchen zur Predigt und zur Feier der Sakramente zu bewilligen.

Ein Verlangen, durchaus auf dem Standpunkt der individuellen Religion, das aber nicht allein eine kirchliche, sondern zugleich eine hohe politische Bedeutung hatte. Es strebte gegen den Begriff an, auf dem noch alles beruhte, der unbedingten Verbindung des Königthums mit den Satzungen der katholischen Kirche. Dieser Begriff der Untrennbarkeit der geistlichen und weltlichen Gewalt hat den Jahrhunderten des Mittelalters ihren Charakter gegeben: die neuere Zeit beginnt mit seiner Auflösung oder Bekämpfung. Indem die Protestanten in Frankreich sich aufs neue zum weltlichen Gehorsam bekannten, drangen sie auf dieses Zugeständniß, ohne welches sie nicht leben konnten, das aber eine Umgestaltung der allgemeinen Ideen in sich schloß.

Es war schon ein Ereigniß, daß in dem vollen Rath des allerchristlichsten Königs einer der ausgezeichnetsten Männer des Reiches den Gedanken vortrug und empfahl, aber durchzubringen vermochte er damit nicht. Der Cardinal hatte die Gefängnisse öffnen können, mit dem Vorbehalt der Rückkehr eines jeden zum alten Glauben; den Protestanten Kirchen zu bewilligen, lag jenseit seines Gesichtskreises. Er hat gesagt, der König würde damit ihren Götzendienst bestätigen, und seine ewige Seligkeit verwirken. [1]

[1] Quant à leur bailler temples ce seroit de tout approuver leur idolâtrie et que le roi ne le sauroit faire sans être perpetuellement damné. (Discours bei Maier des états généraux X, 296.)

In dieſer Verſammlung kamen aber noch andere Vorſchläge vor, denen er nicht ſo entſchieden entgegentreten konnte.

Charles de Marillac, Erzbiſchof von Vienne, derſelbe, der lange Zeit als Geſandter am Hofe Carls V. geſtanden, und eine gewiſſe Erfahrung in den kirchlich-politiſchen Irrungen der Zeit erworben hatte, zeigte ſich davon durchdrungen, daß eine ſo iſolirte Stellung wie die franzöſiſche Regierung einnehme, einer allgemeinen Bewegung gegenüber ſich nicht behaupten laſſe; er fand, daß eine ſtändiſche Verfaſſung, wie ſie überall ſonſt in voller Wirkſamkeit beſtehe, auch für Frankreich unentbehrlich ſei; ſchon verlaute in einigen Provinzen, daß man ohne ſtändiſche Bewilligung die Auflagen nicht ferner zahlen wolle; er trug auf die Berufung zugleich einer ſtändiſchen Verſammlung für die finanziellen, und eines Nationalconciliums, wie es ſo oft auch in Deutſchland beabſichtigt worden war, für die kirchlichen Verhältniſſe an; er ſprach darüber mit männlichem Nachdruck und zugleich mit beſonderer Gewandtheit; an ſeinen Vorſchlägen wußte er die Seite hervorzukehren, welche den Menſchen einleuchtet und ſie gewinnt. Der junge König ſelbſt empfing davon einen ſichtbaren Eindruck. Der Cardinal hatte gegen eine Ständeverſammlung, worin er die Nation wegen der Geldverwaltung zu beruhigen und den Credit herzuſtellen hoffte, nicht ſo viel einzuwenden, als gegen ein Concilium, welches wenigſtens nicht nöthig ſei, da die Kirche über alle Fragen längſt entſchieden habe; aber endlich gab er beides nach. Der Beſchluß ward gefaßt, ein Nationalconcilium im Januar 1561 und ſchon einen Monat vorher im Decbr. 1560 die allgemeinen Stände zuſammentreten zu laſſen; unverzüglich ergingen die Einberufungsſchreiben.

In Rom und in Spanien war man über die Zugeſtändniſſe des Cardinals von Lothringen erſtaunt. Der Venetianer Soriano verſichert, ihm ſei es damit auch niemals Ernſt geweſen; er habe den Neuerungsſüchtigen nur Sand in die Augen werfen wollen, um ſie fürs Erſte zu beruhigen, und alsdann die Oberhäupter in ſeine Gewalt zu bringen, durch deren Züchtigung er alles zu erſticken geglaubt habe.[1]

Ich traue den Italienern nicht ganz, wenn ſie von liſtigen Berechnungen für die Zukunft reden. Augenſcheinlich iſt doch, daß der Cardinal nur ungern und halbgezwungen auf die Berufung berathender Verſammlungen einging. Wie hätte er ſich verbergen ſollen, daß ſie ihm große Stürme bringen konnten? Auch die auswärtigen Angelegenheiten gingen ſchlecht: die Partei der Guiſen und Franzoſen in Schottland ſah ſich zu einer ungünſtigen Abkunft genöthigt, welche den engliſchen Einfluß beſtätigte und den Verluſt des franzöſiſchen nach ſich gezogen hat. Mochte er das gleich den innern Bewegungen Schuld geben und Schuld geben können, ſo wird die Stellung eines leitenden Miniſters durch erlittene Nachtheile immer gefährdet ſein.

Wenn Gewalt in der urſprünglichen Abſicht lag, ſo iſt es nicht zu begreifen, daß ein Mann von milder Geſinnung, wie Lhopital, mit dem großen Siegel betraut wurde.

Ueberall im Lande begrüßte man die Ausſicht einer freien Meinungsäußerung in Sachen der Religion und des Staats als eine der glücklichſten und hoffnungsreichſten Neuerungen.

[1] Soriano commentarii (Relation von 1562): Con la deliberatione del concilio si venne a dar pasto a chi cercava di far mutatione nella fede e con quella di far li stati si venne a dar intentione di mettere nuovo ordine nel governo.

In den Provinzialverſammlungen erhoben ſich die alten ſo oft vorgekommenen und eben ſo oft zurückgedrängten Ideen einer allgemeinen Reform. Von Haus zu Haus, von Provinz zu Provinz trug man Schriften, in denen der Geiſtlichkeit und dem Adel, die von ihrem urſprünglichen Beruf abgewichen ſeien, den Parlamenten, wo alles für Geld geſchehe und nichts ohne Geld, den Mißbräuchen der Verwaltung der lebendigſte Krieg angekündigt wurde. Man verſichert, daß von den dreizehn Gouvernements zehn dieſer Meinung geweſen ſeien.

Einheit des Planes und Sicherheit der Ausführung ſucht man überhaupt in dieſer Staatsverwaltung vergeblich: man ſieht nur rückſichtsloſe Strenge, ſo lange es geht, Zurückweichen im Augenblick der Gefahr, Nachgiebigkeit gegen fremdes Andringen und dabei doch die Abſicht, unter allen Umſtänden die Gewalt zu behaupten und zu verſtärken.

Daran aber kann kein Zweifel ſein, daß die Guiſen noch alle entgegengeſetzten Regungen zu bezwingen hofften: die Summe der Macht nahmen ſie um ſo mehr in ihre und ihrer Freunde Hände zuſammen. Noch während des Tumultes von Amboiſe war Herzog Franz Guiſe zum Generalſtatthalter des Königs ernannt und mit der Verfügung über die bewaffnete Macht bekleidet worden. Welchen Anſpruch auch immer nach dem franzöſiſchen Herkommen der Prinz von Condé auf das Gouvernement der Picardie beſaß, das man Coligny entwunden hatte, ſo ward ihm daſſelbe doch vorenthalten, Marſchall Briſſac, der es empfing, geſellte ſich dafür den Anhängern der Guiſen zu. Andern Mitgliedern des Hauſes Bourbon, die im Beſitz waren, wurden Generallieutenants, welche die Guiſen wählten, zur Seite geſetzt; dem Herzog

von Montpenſier in Anjou, Touraine und Maine Le Roy, Herr von Chavigny, der vor kurzem von den Montmorencys abgefallen war; dem Prinzen von Roche-ſur-Yon in Orleans Philibert de Marcilly Herr von Cypierre.[1] Kleinere Gouvernements wurden von den größern abgeſondert, und zuverläſſigen Händen anvertraut. Es iſt der Moment, in welchem die Macht dieſer Provinzialbefehlshaber, welche militäriſche und bürgerlich polizeiliche Befugniſſe vereinigten, in das Parteigetriebe gezogen und von demſelben abhängig gemacht wurde.

Welche Abſichten vorwalteten, ſieht man unter Anderem aus der Inſtruktion, die dem Marſchall Thermes für Perigord und Limouſin gegeben ward. Darin heißt es, man lebe in jenen Provinzen, wie in Genf, was gegen die Ehre Gottes und des Königs laufe; der Marſchall möge vornehmlich die Prediger in ſeine Hand zu bekommen ſuchen, dann die Beamten, die denſelben Vorſchub leiſten und ſie nach Gebühr züchtigen.[2] Ueberall begann jetzt die Repreſſion mit Macht und Nachdruck; überall hören wir von verbrannten Büchern, verfolgten Predigern; überdem Gefangenſetzungen, Verdammungen, Executionen. Die alten Rittersleute der früheren Kriege geriethen in Wuth, wenn ſie nach Amboiſe kamen, und die Köpfe ihrer ehemaligen Kameraden auf Pfähle geſteckt ſahen: „Ha, ſie haben Frankreich enthauptet," ſagte der alte Aubigné, „die Henker!"

Man hat es den franzöſiſchen Proteſtanten zuweilen zum Vorwurf gemacht, daß ſie ſich mit einer politiſchen Partei in

[1] Le Laboureur: Additions zu den Memoiren von Caſtelnau I. 508.

[2] Le roi au Maréchal de Termes 1. Oktober 1560. Bei Paris: Negociations sous François II.

Verbindung einließen: wie wäre das aber unter diesen Umständen zu vermeiden gewesen. Eben gegen die nächsten Prinzen von Geblüt, und gegen die Protestanten zugleich richteten die Guisen alle ihre Anstrengungen: jene sollten ausgeschlossen, diese unterdrückt werden: wie konnte es anders sein, als daß sich zwischen den Prinzen und den Protestanten ein enges Verhältniß bildete.

Calvin erwartete nicht viel von den Ständen, nichts von der angekündigten kirchlichen Versammlung, welche jede Entscheidung nur eben einem allgemeinen Concilium anheimgeben werde. Dagegen hoffte er Großes von einem ruhigen Widerstand des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé. Indem er seinen ganzen Einfluß anwendete, um jede Gewaltthat, namentlich die Besitznehmungen der Kirchen von Seiten seiner Anhänger in den Provinzen zu verhüten, ließ er zu, und sah es gern, daß sich sein Mitarbeiter Beza, mitten durch die von Unruhen erfüllten Provinzen hindurch unter großen Gefahren, nach Bearn begab, um sich dort mit dem König von Navarra zu verständigen. Eben ihn zu einer großen Demonstration zu veranlassen war Calvins Meinung. Der König sollte sich an der Spitze des Adels von Provence, Languedoc und Normandie den Guisen entgegensetzen; er möge es nur wagen; ohne einen Tropfen Blutes werde er die Macht der Gewaltigen brechen. Calvin war überzeugt, daß es nur einer oppositionellen Aufstellung in Frankreich bedürfe, um in den Reihen der Anhänger der Guisen, die sich jetzt nur der Uebermacht anschlößen, eine Veränderung hervorzubringen. Er glaubte selbst auf die Königin Catharina rechnen zu dürfen, die ja wohl wissen werde, was ihr fromme. [1]

[1] Schreiben Calvins bei Baum, Leben Beza's II, 116, 124.

Beza's Sendung war mit nichten fruchtlos: ſie hat zur Durchführung der Reform in Bearn den nächſten Anlaß gegeben: den vornehmſten Zweck aber erreichte ſie nicht.

Dieſer König Anton von Navarra, liebenswürdig, freigebig, gebildet, dem Proteſtantismus von Herzen geneigt, war doch nicht fähig, männliche und kühne Entſchlüſſe zu faſſen. Als er nach Hofe beſchieden wurde, wagte er auch unter den damaligen Umſtänden trotz aller Warnungen nicht zu widerſtreben: er ſchmeichelte ſich, daß Niemand an ihn oder ſeinen Bruder Condé, der ihn begleitete, die Hand zu legen wagen werde. Der Hof war damals in Orleans, ſich zur Ständeverſammlung vorbereitend. Die verdächtigen Magiſtratsperſonen waren verhaftet, die alten Banden von Piemont und Picardie, Compagnien, die aus Schottland zurückkehrten, herangezogen worden, der Cardinal von Guiſe war des Platzes und der Umgebung vollkommen Meiſter. Nicht lange waren die beiden Prinzen angelangt, als Condé eingezogen und auf den Grund, der über das Unternehmen von Amboiſe eingeleiteten Unterſuchung in ſtrengen Gewahrſam genommen ward: es war alles Ernſtes von einem Todesurtheil gegen ihn die Rede. Man hat erzählt, Anton von Navarra habe von dem jungen König von Frankreich eines Tages mit eigener Hand getödtet werden ſollen, und dieſem habe nur der Muth gefehlt;[1] eine Erzählung, die jedoch faſt mehr auf der Beſorgniß und Schreckhaftigkeit Navarra's, als auf einer wirklichen Thatſache zu

[1] Olhagaray Histoire de Foix behauptet, dieß aus dem Munde der Königin Johanna zu wiſſen, und aus ihren Memoiren entnommen zu zu haben. (L'original dont j'ai tiré mot à mot ces paroles) 528. Die Worte fallen mit der Erzählung von La Planche zuſammen und einen neuen Moment der Glaubwürdigkeit fügen ſie nicht hinzu.

beruhen ſcheint. Wie dem aber auch ſei, die das Land durchziehenden Executionen, zuſammentreffend mit dieſen dunkeln Vorgängen am Hofe, erfüllten alles mit den trübſten Ausſichten, als die ſtändiſchen Abgeordneten in Orleans eintrafen. Man hat damals behauptet, der Cardinal habe ſich der Anweſenheit der Stände bedienen wollen, um zugleich ſein Verfahren gegen den Prinzen autoriſiren und die Proteſtanten durch einen feierlichen Beſchluß verdammen zu laſſen. Die Mitglieder der Verſammlung würden genöthigt worden ſein, ein katholiſches Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen; das nämliche hätte man dann im ganzen Reiche von Obrigkeiten und Privaten Pfarre bei Pfarre gefordert; wer ſich geweigert hätte, würde der Strenge der Ketzergerichte überliefert worden ſein: in verſchiedenen Colonnen wären die Truppen durch das Land gezogen, um dieſe Maßregeln zur Ausführung zu bringen, die katholiſch-guiſardiſche Gewalt wäre auf immer aufgerichtet geweſen.[1]

Ich habe manches gefunden, wodurch dieſe Behauptungen beſtätigt, nichts, wodurch ſie ganz außer Zweifel geſetzt würden. Die letzten Abſichten zur Herrſchaft aufſtrebender, oder in ihrer Herrſchaft gefährdeter Parteien werden ſich ſchwerlich jemals mit Sicherheit erkennen laſſen, bevor ſie in dem Erfolg ſelbſt hervortreten. Dießmal aber ſollte es ſo weit nicht kommen. Indem man alles von dem Cardinal erwartete, die

[1] Mémoires de Castelnau 2, ch. 12. A. C. XLII, 79. Mergey, deſſen Nachrichten ſich auf die Ducheſſe d'Uſez, qui possedoit fort la reine mère zurückbeziehen ibid. XLI, 51. Dem Cardinal Ippolyto d'Eſte ſagte die Königin ſpäter, als man daran dachte, »far fare la confessione della lor fede a tutti i consiglieri e a tutti gli officiali reggii,« daß von dieſen Dingen ſchon zur Zeit Franz II. die Rede geweſen ſei.

Beſorgniß vor ihm, der Haß gegen ihn den höchſten Grad erreichte, war es mit ſeiner Gewalt bereits am Ende. Der junge König, von deſſen Verhältniß zu ihm alles abhing, und den er niemals zu eigener Thätigkeit hatte gelangen laſſen, ſtarb eines plötzlichen Todes, 5. Dec. 1560, noch ehe die Ständeverſammlung eröffnet worden war.

Das war derſelbe Fürſt, deſſen Geburt man vor ſiebzehn Jahren als das größte Glück von Frankreich begrüßt hatte. Aber der frühe Tod ſeines Vaters, und die Combination der Umſtände, durch welche die ſtrengkatholiſchen Ideen, die man gefaßt, mit Parteibeſtrebungen in Verbindung geſetzt wurden, ehe er noch zu einem ſelbſtſtändigen Eingreifen herangereift war, machten die Zeit ſeiner Regierung zu einer Epoche gegenwärtigen und künftigen Unglücks.

Dem Cardinal von Lothringen kam der Gedanke, den Einfluß, den er auf die Geiſtlichkeit und einen Theil der Stände gewonnen, die Idee der katholiſchen Einheit und die große Militärmacht, welche zu ſeinen Dienſten war, kühn für ſich ſelbſt zu benutzen. Er rechnete dabei auf den Unternehmungsgeiſt ſeines Bruders und die Unterſtützung der Königin Mutter, die bisher auf ſeiner Seite geweſen war, und der er ſagte, ſie ſei als eine Fremde unbeliebt und würde ſich ohne ihn und ſeine Freunde nicht behaupten können. Allein zuerſt entzog ſich ihm ſein Bruder. Der Herzog von Guiſe kannte den Adel, und theilte auch ſelbſt deſſen royaliſtiſche Gefühle: er hielt es nicht für möglich, eine Staatsform, die nicht geſetzlich gerechtfertigt ſei, feſtzuhalten. Noch mehr hatte der Cardinal ſich in der Königin getäuſcht. Sie verlangte nach dem Augenblicke, wo das Uebergewicht der Guiſen, das ſie nur darum ertragen, weil es bei der Stimmung Franz II. nicht zu

vermeiden gewesen war, ein Ende nähme. Sie meinte den Guisen zeigen zu können, daß der öffentliche Haß, von dem die letzte Verwaltung betroffen worden, nicht ihr gegolten habe, sondern ihnen.

„Da alles verloren war," sagte Beza, „siehe da wachte der Herr unser Gott auf."

Nicht auf einmal, aber nach und nach, und um so entschiedener erfolgte ein Umschwung der Dinge; die Ideen Calvins bekamen das Uebergewicht über die Idee des Cardinals.

Ständische und parlamentarische Berathungen.

Der Unterschied gegen den letzten Thronwechsel lag darin, daß jetzt eine unzweifelhafte Minderjährigkeit eingetreten war, und alle die Rechte, die bisher bestritten werden konnten, nunmehr zur vollen Geltung gelangten.

Einen gewissen, wenn gleich nicht genau bestimmten Anspruch hatte die Königin Mutter selbst. Catharina Medici hielt sich nicht lange damit auf, den verstorbenen Sohn zu beklagen; mit dem ältesten der überlebenden, dem die Thronfolge zukam, an der Hand, erschien sie im Conseil: es war Carl IX., der damals im eilften Jahre stand; der Knabe wies die versammelten obersten Räthe der Krone auf die Befehle seiner Mutter an.

Ueber jeden Zweifel erhaben aber war nach den alten Gesetzen und Gewohnheiten des Reiches der Anspruch der Prinzen von Geblüt auf die Führung der Geschäfte. Das Conseil beschloß, daß in allen Dingen die Meinung des

ersten Prinzen, des Königs von Navarra, gehört werden sollte. Eben das hatte Calvin gewünscht, und durch eine große Demonstration herbeizuführen beabsichtigt; es war jetzt ganz von selbst geschehen. Der französische Adel sah nun wirklich den Prinzen an der Spitze, in den er von Natur, und um seiner Offenheit, Bravheit und Leutseligkeit willen sein Vertrauen setzte.

Nun erst — 13. Dec. 1560 — wurden die Stände eröffnet. Der Cardinal hatte ihnen ausdrücklich verboten, sich über die Religionsangelegenheit zu äußern; nachdem er seine Macht verloren, bildete eben diese den vornehmsten Gegenstand der Berathungen.

Die Vorschläge des dritten Standes zielten auf eine gänzliche Umbildung der geistlichen Verfassung. Die persönliche Verwerflichkeit so vieler Mitglieder des hohen und niedern Clerus erweckte den Gedanken an die Wiederherstellung der Wahl, der man sogar noch eine weitere Ausdehnung geben wollte, als sie jemals gehabt hatte. Die Pfarrer sollen von der Gemeinde gewählt, von dem Bischof nur bestätigt werden, ihre Prüfung soll durch gelehrte und würdige Männer öffentlich geschehen. An der Wahl der Bischöfe sollen die Pfarrer der Städte sammt den weltlichen Notabeln theilnehmen; die Erzbischöfe sollen von ihren Suffraganen, Domherren und Pfarrern gewählt werden. Die geistlichen Güter sollen keineswegs allein zum Genuß der Geistlichen dienen; ein Drittheil davon soll für die Armen, ein anderes Drittheil für den Bau der Kirchen und fromme Stiftungen, Spitale, Schulen bestimmt sein. Man sieht, es war gleichsam eine Civilconstitution des Clerus, was der dritte Stand vorschlug.

Noch um vieles weiter aber ging ein großer Theil des

Adels. Aus den Aeußerungen, die in seiner Mitte verlauteten, nimmt man ab, in wie manchen Bezirken die protestantischen Meinungen die Oberhand hatten. Der Adel von Touraine fordert in den Ausdrücken des deutschen Protestantismus, daß die Kirche nach dem reinen Worte Gottes, ohne daß man etwas hinzufüge oder hinwegnehme, reformirt, und zu dem Ende eine freie Kirchenversammlung berufen werde, wo ein Jeder ohne Besorgniß einer künftigen Verantwortung seine Meinung äußern dürfe.[1] Es existirt eine Remonstranz des Adels aus 52 Amtsbezirken in Normandie, Guienne, Poitiers, Toulouse, ganz Bretagne, in welcher dieselben Ansichten vorherrschen. Alle Unordnung wird daher geleitet, daß der Clerus nicht mehr das heilige Gotteswort predige, und ein freies Concil gefordert, wo, wie es heißt, alle Streitigkeiten nach dem Worte Gottes, enthalten in den canonischen Büchern des alten und neuen Testamentes, entschieden werden sollen. Deputationen der reformirten Kirchen, durch die Drohungen des Cardinals bisher zurückgehalten, eilten herbei, um diese Forderungen durch die ihren zu verstärken. Sie verlangten ebenfalls eine freie Berathung, Loslassung der in den letzten Zeiten abermals Eingekerkerten und vor allem die Erlaubniß religiöser Zusammenkünfte zur Feier der Sacramente, so wie zur Predigt.

Hier am Ort konnte jedoch nichts ausgemacht werden. Alle Aufträge erschienen durch den Tod des vorigen Königs

[1] »Pour faire un bon accord sur les différends qui sont aujourd'hui en la doctrine de la religion et que toutes les disputes y soient décidées par la parole de Dieu, contenue aux livres canoniques du vieux et nouveau Testament.« Des Etats généraux Tom. XI, p. 189. — Cahier du tiers état X, 279.

erloſchen; Lhopital hielt für genug, daß die Regentſchaft Catharina's von dem größten Theil anerkannt wurde, wie er verſichert, nicht ohne ſeine eifrige Verwendung.[1] Indem er die Stände entließ, kündigte er zugleich eine baldige neue Verſammlung an, zu welcher, um die Koſten zu verringern, jedes von den dreizehn Gouvernements nur Einen Deputirten von jedem Stand zu ſchicken habe, und forderte zu vorläufigen Berathungen über die Inſtruction der Deputirten, innerhalb der Provinzen und Amtsbezirke auf.

Man kann denken, wie ſehr dieſer Umſchlag der Dinge, in Bezug auf Perſonen und Maßregeln die Gemüther ergriff und in Gährung ſetzte.

Es waren vier Häupter, ſagt der venetianiſche Geſandte Barbaro,[2] welche nun zu Anſehen gelangten: die Königin Mutter begierig alles zu regieren und eiferſüchtig darauf; der König von Navarra, von dem ſie vorausſetzte, daß er ſie zu berauben, und die Regierung ausſchließend in ſeine Hand zu bekommen denke; das Haus Guiſe, das durch die letzte Verwaltung zu Bedeutung gekommen war, endlich der Connetable, der als Oberhaupt des Kriegsvolkes, und wegen ſeiner Eigenſchaften in großem Anſehen ſtand. Die Factionen, welche ſich an die Oberhäupter anſchloſſen, alle unter einander heftig entzweit. In welchem Zuſtand befand ſich Frankreich! Ein Knabe

[1] In ſeinem Teſtament ſagt er: Etant donc iceux induits, ou par équité ou par nostre continuelle poursuite donnèrent à la reine mère la charge et tutelle du roi et de ses biens, luy associant pour ayde et conseil le roi de Navarre. Bei Duchesne Chanceliers. 645.

[2] Relatione di M. Marc Antonio Barbaro 27 Luglio 1564, Manuſc. des Venetian. Archivs, wohl zu unterſcheiden von der in Tommaſeos Sammlung gedruckten nicht authentiſchen Copie.

König, eine Frau an der Regierung, alle Großen unter einander in Feindschaft, das Volk wegen der Religion in Empörung.

Ich will hier nicht den Widerstreit der Factionen, das Gehen und Kommen der Häupter, die Abwechslung in ihrem Einfluß, das Neigen der Zunge in der Wagschale des Uebergewichts bald auf die eine bald auf die andere Seite schildern, zumal da die Ueberlieferungen darüber widersprechend und unzureichend sind; — nur daran kann etwas liegen, was in allen diesen Fluctuationen wirklich geschah.

Der Königin gelang es, durch die überlegene Energie ihres Charakters, sich mit den Prinzen von Geblüt zu verständigen. Anton von Navarra überließ ihr die allgemeine Leitung der Geschäfte, zufrieden, daß er als Generalstatthalter, der die Person des Königs in allen Ländern seines Gehorsams repräsentire, anerkannt wurde. Man verbot den Ständen, in denen Navarra eine sehr starke Partei hatte, über die Zusammensetzung der Regierung selbst zu berathen; dem Gesetze schien genug gethan, wenn in den Edicten die Prinzen von Geblüt aufgeführt werden konnten, die an der Abfassung derselben Theil genommen.[1] Condé ward freigesprochen, und erhielt Sitz und Stimme im Conseil. Auch der Admiral Coligny nahm da wieder seine Stelle ein: mit dem Kanzler, dem Bischof von Valence, zuweilen dem Bischof von Orleans vereinigt, gab er den gemäßigten Tendenzen eine starke Repräsentation. Aber darum waren die Guisen noch nicht vertrieben: Brissac, Thermes, St. André, der Cardinal von Tournon setzten sich dieser Richtung entgegen. Zur

[1] Lettres du roi, de la reine mère et du roi de Navarre. Fontainebleau 30. Mai. — Mém. de Condé II, 279.

Festigkeit eines entschiedenen Wollens in den höchsten Kreisen konnte es nicht kommen.

Intessen regten sich allenthalben die Protestanten: sie ließen sich nicht mehr abhalten, ihres Gottesdienstes öffentlich zu warten. Calvin selbst war erstaunt, wie man sich aus den verschiedenen Gegenden von Frankreich um seine Thüre dränge, und Prediger fordere, gleich als sei alles schon entschieden. Dagegen erhoben sich hier und da populäre Bewegungen; die Reformirten aber setzten sich zur Wehre. Angriff und Vertheidigung erfüllten das ganze Reich mit Unruhe und Kampf.

Unter dem Einfluß der neueingetretenen Elemente drangen im Conseil zuweilen mildere Beschlüsse durch. Ein in der Stadt Beauvais vorgekommener Auflauf, der zu blutigen Gewaltsamkeiten gegen die Protestanten geführt hatte, veranlaßte ein Edict, in welchem dieselben förmlich in Schutz genommen werden. Denn in seinem Hause oder bei seinen Freunden müsse ein Jeder Sicherheit genießen; nur den Richtern und Beamten stehe es zu, in dieselben gerechterweise einzudringen, nicht aber andern, unter dem Vorwand früherer Edicte über unerlaubte Versammlungen; der König wünsche vielmehr, daß alle, die sich der Religion halber aus dem Reiche entfernt, dahin zurückkehren.

Aber diese Erklärung erregte den lebhaftesten Widerspruch unter einheimischen und fremden Katholiken. Der spanische Gesandte wollte darin eine förmliche Erlaubniß protestantischer Zusammenkünfte sehen, „zum Aergerniß der gesammten Christenheit.“ [1]

[1] Lettre de Chantonnay à la reyne mère 22. Avril. Mém. de Condé II, 6.

Die Regierung hielt für gut, unter den veränderten Umständen die Frage noch einmal vor das Parlament zu Paris zu bringen (Juli 1561.) Alle Mitglieder sprachen, auch die Pairs; mit besonderer Heftigkeit ließ sich der Herzog von Guise vernehmen, mit nicht viel geringerer der Admiral, man schrieb die Vota nieder und so viel saß man wohl, daß in dieser Corporation eine große Veränderung vorgegangen war. Was vor zwei Jahren als eine unerhörte Milderung angesehen ward, daß die einfache Ketzerei nicht an Leib und Leben, sondern bloß mit Verbannung bestraft werden sollte, das bekam jetzt das Uebergewicht und ward durch förmlichen Schluß genehmigt. Auch dafür war eine bedeutende Stimmenzahl, daß man den Protestanten das Recht religiöser Versammlungen zugestehen solle; durch eine Mehrheit, wie einige sagen von drei, nach Andern von sieben Stimmen, bei einer Anzahl von anderthalbhundert Stimmenden, wurde zuletzt das Gegentheil festgesetzt. Ein neues Edict, genannt vom Juli, verbot alle Zusammenkünfte, besonders zur Feier der Sacramente in einer andern als der katholischen Form, mit Waffen oder ohne Waffen, bei Strafe des Todes und der Confiscation.[1]

Indem aber versammelten sich die ständischen Abgeordneten aufs Neue. Die Geistlichen waren zu einer besondern Berathung nach Poissy beschieden. Die den Bestimmungen von Orleans gemäß erwählten wenig zahlreichen, aber mit den Instructionen der Provinzen versehenen Deputirten des Adels und des dritten Standes traten in Pontoise zusammen.

[1] Edit sur la religion St. Germain en Laye. Juillet. . Bei Isambert 14, 109. besonders Art. 4, 6. Ueber die Berathungen haben La Place (130) und Thuanus Einiges; besonders unterrichtend ist Languet Epp. arcanae II, 126.

Wie ganz lief deren Sinn dem des neuen Edicts entgegen: faſt unerwartet ſind die Forderungen, welche ſie aufſtellten.

Was bereits in Orleans von einem Theile des Adels in Anſpruch genommen worden, das erſcheint in Pontoiſe als der allgemeine Beſchluß dieſes Standes. Die adeligen Repräſentanten der Gouvernements verlangen ſämmtlich, daß die Entſcheidung der religiöſen Streitfragen nach der Lehre des Evangeliums und Gotteswords aus dem alten und neuen Teſtamente erfolge. Bis dahin ſolle gegen Niemand, der ſich auf dem Standpunkt des apoſtoliſchen und athanaſiſchen Symbols halte, Verfolgung geſtattet ſein.

Und ſelbſt in den dritten Stand waren jetzt dieſe Meinungen eingedrungen. In einer Eingabe deſſelben wird der König erſucht, binnen drei Monaten ein freies Nationalconcilium zu berufen, darin ſelbſt zu präſidiren, Niemand eine Stimme zu geben, der ein perſönliches Intereſſe an der Sache nehme, alle in Zweifel gezogenen Artikel allein nach dem Worte Gottes entſcheiden zu laſſen, den Verfolgungen bis zu dieſer Entſcheidung Einhalt zu gebieten. Denn gegen alle Vernunft laufe es doch, Jemand zu Handlungen nöthigen zu wollen, welche er in ſeinem Herzen für böſe halte. Aber noch weiter reicht das Verlangen dieſes Standes. Er trägt darauf an, daß den Neugläubigen in jeder Stadt entweder von dem König eine Kirche eingeräumt, oder doch die Erlaubniß gegeben werde, ſich ſelbſt eine ſolche zu bauen. Da könne dann ein Jeder ſehen und hören, was ſie lehren und thun; ein königlicher Beamter möge Sorge tragen, daß weder durch ſie noch gegen ſie eine populäre Bewegung entſtehe.

Man ſieht leicht, was dieſe Beſchlüſſe auf ſich haben. Die Bedingungen, welche Adel und dritter Stand für ein

Concilium ſtellten, enthalten ſchon ſelbſt die Principien des Proteſtantismus und würden, wenn man ſie angenommen hätte, in Frankreich eben ſo weit und bei der größeren Einheit des Landes vielleicht noch weiter geführt haben, als in Deutſchland.

Es iſt mir auffallend, daß von dieſen Beſchlüſſen, die in den Handſchriften der Bibliothek zu Paris urkundlich aufbehalten ſind, bisher wenig oder niemals die Rede geweſen iſt. [1] Wie ſie ſelbſt, ſo iſt auch alles andere, was in Verbindung damit weiter beliebt ward, von großer Merkwürdigkeit, wenn nicht für die Folge der Ereigniſſe, doch für die Erkenntniß der Zeit und ihrer Tendenzen.

Der Adel bringt auf eine Umbildung des Gerichts und der Verwaltung. Er geht davon aus, daß das Gericht nicht zum Gewinn dienen müſſe, ſondern eine öffentliche Pflicht ſei. Nach ſeiner Meinung ſollte man in jeder Baillage von drei Jahr zu drei Jahr geeignete Perſonen, ſowohl aus dem Adel als aus den andern Ständen wählen, um nicht allein die unteren Gerichte, ſondern auch die Parlamente zu beſetzen. Eine Pflicht, der Niemand das Recht haben ſoll ſich zu entziehen, wenn gleich die Beſoldung ſeiner Mühe und perſönlichen Stellung nicht entſpreche. Ein Amt auf immer

[1] »Au concile national vous plaira présider avecq' nos seigneurs les princes du sang gens doctes de bonne vie et moeurs vous assistans ainssy que soigneusement les empereurs et roys l'ont cy devant gardé, ne recevant aucun à donner voix délibérative, qui ayt aulcun interest particulier à la réforme et ferez ung souverain bien, en ordonnant que tous articles pour l'aujourdhui révoquez en doubte y soient décidés et résolus par la seulle parolle de Dieu.« Etats tenus à Pontoise cahier général du tiers état du Royaume de France. Bibl. zu Paris 8927.

übertragen, mache nur nachläſſig; bei einer Einrichtung wie dieſe, werde einer den andern zu übertreffen ſuchen.

Es hängt gut damit zuſammen, wenn der Adel auch die Gouverneurs in Zukunft nur auf drei Jahre angeſtellt ſehen will. Indeſſen erneuerte der dritte Stand die alten ſtändiſchen Forderungen, wie ſie einſt in Tours vorgekommen. Er verlangte regelmäßige Ständeverſammlungen, jedes zweite Jahr, ohne deren Bewilligung keine neue Auflage ausgeſchrieben, ja kein Krieg unternommen werden dürfe, und gab Regeln für die Zuſammenſetzung des Conſeils an, in welchem unter andern keine Geiſtlichen, als welche dem Papſt durch einen beſondern Eid verpflichtet ſeien, ſitzen ſollten. Um ſeine Finanzen herzuſtellen, möge der junge König durch eine ſtändiſche Commiſſion alles zurücknehmen laſſen, was durch die unehrliche Gewinnſucht der Finanzbeamten oder durch übermäßige Beſoldungen und Penſionen in Privathände übergegangen ſei; eine Unterſuchung von der nur die Königin Mutter ausgenommen werden dürfe. Hauptſächlich aber wies man ihn auf die geiſtlichen Güter an. Entweder möge er verordnen, daß von keiner Pfründe mehr als 5000 Livres in die Hände ihres Beſitzers kommen, alles übrige in die königlichen Kaſſen fließen ſolle, oder geradehin zu einem Verkauf der geiſtlichen Güter ſchreiten. Man ſetzte feſt, daß das Geſammteinkommen der Geiſtlichen ſich nicht über vier Millionen zu belaufen brauche, um vieles höher aber ſei der Betrag der Rente, die ſich aus dem Verkauf der Güter erwarten laſſe. Jedermann trachte ohnehin nach Beſitz von Grund und Boden; wolle der König vollends die größeren Güter zu Baronien erheben, ſo werde er alle Schätze, die man ſeit langer Zeit im Boden verborgen gehalten, an's Licht bringen. Kein Zweifel,

daß er 120 Millionen Livres von dem Verkauf werde ziehen können; von dieſen aber ſeien nur 48 nöthig nach dem gewöhnlichen Zinsfuß, um der Geiſtlichkeit ihre vier Millionen zu verſchaffen, deren Zahlung ihr ſicher geſtellt werden müſſe. Dem König werde ein Vortheil von 72 Millionen bleiben, wovon er 42 zur Bezahlung ſeiner Schulden, zum Wiederkauf ſeiner Domänen brauche, ſo daß er noch 30 Millionen übrig behalte. Dieſe würde er am beſten den vornehmſten Städten des Landes leihen. Denn dadurch werde Geld unter die Leute kommen, der Handel werde ſich vermehren, der Wohlſtand und die Macht des Reiches wachſen. Die Zinſen werde er zur Befeſtigung der Grenzen, zur Erhaltung der Truppen anwenden; die Käufer der geiſtlichen Güter zu Herren erhoben, würden ihm auch Waffendienſt leiſten und die Pflichten wahrer Vaſallen erfüllen.

In Augenblicken einer großen Bewegung pflegen alle Gedanken einer durchgreifenden Umgeſtaltung, welche der Anblick und das Gefühl der obwaltenden Mißbräuche lange im Stillen genährt hat, mit einemmale hervorzubringen. Die Bedeutung der Vorſchläge, wie ſie der dritte Stand in Pontoiſe machte, liegt vor Augen: eine wechſelnde auf Wahl begründete Magiſtratur; Verkauf der geiſtlichen Güter in Maſſe zum Nutzen wie des Königs ſo auch des Adels und der Stände: ein auf die Staatskaſſe angewieſener beſoldeter Clerus; die königliche Macht durch periodiſche Ständeverſammlungen von zwei Jahr zu zwei Jahr beſchränkt; alles dieß zuſammen würde ein ganz neues Frankreich conſtituirt haben. Die Entwürfe haben eine Analogie mit dem was ſpäter durch die Revolution bewirkt worden iſt: die Parlamente und die Geiſtlichkeit würden eben ſo gut zu Grunde gegangen ſein;

der dritte Stand würde ebenfalls die größten Vortheile davon getragen haben; aber vor allem: der Adel wäre nicht gestürzt, sondern gestärkt worden; die Bewegung würde nicht von einer negativen Philosophie, sondern der protestantischen Idee ausgegangen sein. Nicht als ob diese eine so vollkommene Umbildung gefordert hätte: man sieht aus dem Beispiel von England wie wenig dieß der Fall ist; allein bei dem Zusammentreffen der finanziellen Unordnungen und einer allgemeinen politischen Gährung mit der religiösen Tendenz und mit der Abwesenheit einer mächtigen höchsten Gewalt würde in Frankreich eine noch durchgreifendere Umwandlung als dort nicht zu vermeiden gewesen sein.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als habe der Protestantismus durch diese Verbindung eine neue Stärke gewinnen müssen; näher betrachtet, erkennt man doch, daß die politischen Ideen zwar mächtige, aber höchst gefährliche Verbündete der religiösen waren. Ich finde nicht, daß ein großer protestantischer Name sich der politischen Tendenz mit Entschiedenheit angeschlossen, aber auch nicht, daß ein solcher sich von ihr mit Entschluß und Einsicht losgerissen hätte. Wie die Combination hervortrat, mußte sie den religiösen Bestrebungen Feindseligkeiten erwecken, die an sich vielleicht nicht nothwendig waren: in den corporativen Kräften des Clerus, die sich ihnen in England sogar günstig erwiesen haben, dem hier zu Lande so tief begründete Ansehen des Parlaments, überdieß in den Großen, die man zur Herausgabe der von ihnen im Dienste und durch Gnade nach der bisherigen Verfassung, wie sie meinten, wohlerworbenen Besitzthümer nöthigen wollte. Die in Aussicht gestellten Reformen waren so unermeßlich, daß sie die Gemüther zurückschrecken mußten.

Eben damals kam es zu Poiſſy zu einer Abkunft, welche einen ganz entgegengeſetzten Charakter an ſich trug und die Regierung doch auch aus den dringendſten Verlegenheiten rettete. Gedrängt von den Forderungen der Krone, des dritten Standes und den allgemeinen Geiſt der Zeit bot der Clerus auf ſechs hinter einander folgende Jahre eine Beiſteuer von jährlich 1,600,000 Livres an, unter der Bedingung, daß ihm dagegen der Beſitz ſeiner Güter und ſeiner Freiheiten geſichert würde.[1] Die Königin und der Kanzler fanden die angebotene Summe im Grunde nicht genügend; aber zuletzt ſchien es ihnen doch beſſer, eine Hülfleiſtung anzunehmen, die unmittelbar flüſſig gemacht werden konnte, als zu jener Veräußerung oder ſyſtematiſchen Beſteuerung zu ſchreiten, deren Erfolg ſich nicht vorausſehen ließ, und die nothwendig das ganze katholiſche Element gegen ſie aufgeregt haben würde. Es ward ein Contract geſchloſſen, der für die Verfaſſung von Frankreich überhaupt von der größten Wichtigkeit geworden iſt. Die Krone, der Geiſtlichkeit ohnehin durch die Beſetzung der Stellen nahe verbunden, bekam ein neues Intereſſe an dem Beſitze der geiſtlichen Güter, die Corporation und deren Beſitz ein neues Recht auf ihren Schutz.

In Poiſſy ward noch eine andere, freilich unendlich ſchwerere Vereinbarung verſucht in Sachen des Glaubens ſelbſt. Die Regierung ſtellte den verſammelten Prälaten die vornehmſten Geiſtlichen der reformirten Kirche, darunter Männer, die einſt das Mönchsgewand getragen oder die Prieſterweihe empfangen hatten, gegenüber. An der Spitze der Prediger

[1] Que V. M. feroit jouir les ecclesiastiques des biens de l'église et de leurs libertés. Collection des procès verbaux I.

erſchien Theodor de Beze, der Freund Calvins und Condé's, ein ſchöner Mann von würdiger Erſcheinung, allgemeiner Bildung, guter Sitte, und vollkommen feſt in ſeiner Sache; die Damen des Hofes bemerkten mit Vergnügen, daß er dem Cardinal von Lothringen in Scherz und Ernſt die Widerpart zu halten wußte. Ich will nicht entſcheiden, ob nicht eine Verſtändigung in der Auffaſſung der Lehre doch möglich geweſen wäre, wenn man ſie nur ernſtlich gewollt hätte. Auch über den beſtrittenſten zugleich und wichtigſten Punkt, die Euchariſtie, kam man einander ſehr nahe. In der Commiſſion, zu der von katholiſcher Seite die gelehrteſten und gemäßigtſten Männer gezogen waren, vereinigte man ſich wirklich zu einer Formel — über den geiſtlichen Genuß durch den Glauben, — die beiden Theilen genügte. Aber dieſe Formel fand bei dem großen Rath der Prälaten, an den ſie zurückging und bei dem nun die Mitglieder der Commiſſion einen ſchweren Stand hatten, keinen Beifall; die Prälaten ſtellten eine andere Formel auf, welche die Reformirten nimmermehr annehmen zu können erklärten. Hatten ſie doch einige unterſcheidende Lehrmeinungen nur vorläufig bei Seite gelaſſen; und es iſt zweifelhaft, ob es dabei ſein Verbleiben gehabt, namentlich ob Calvin ſich damit einverſtanden erklärt hätte. [1]

[1] Vgl. histoire ecclesiastique 609. De la Place 199. Beſonders auch die Fragmente aus den Berichten von Deſpence bei Rainaldus 1561 n. 99. Das Motiv fand ich allein in einem Briefe Beza's an Calvin. Mss. Genev. Quod mutaverant tolerabile non erat; quoniam verbo tribuebant, quod fidei erat; i. e. suo modo volebant praesentiam inculcare quae a verbis et syllabis penderet. Τῇ βασιλίσσῃ, fügt er hinzu, nihil mutabilius. Et nihil hic

In der That war es hier nicht mehr um einige Glaubensſätze und ihre Ausgleichung zu thun, ſondern um zwei große Syſteme des religiöſen Lebens und Denkens. Wie hätte die Sorbonne, die auch in Poiſſy ſtark vertreten war, nachgeben ſollen, nachdem ſie noch vor Kurzem dem früher bekannt gemachten Bekenntniß die ſchärfſten Beſtimmungen hinzugefügt hatte. Sie mußte ihre Lehre behaupten oder untergehen.

Damit war jedoch nicht geſagt, daß nun die alten Strafbeſtimmungen gegen die religiöſe Abweichung wieder hätten erneuert werden können. Nicht allein, daß eben in dieſer Zeit die neue Lehre, als deren eifrige Bekennerin ſich Königin Johanna von Navarra darſtellte, durch die Predigten und die geſellſchaftliche Haltung Beza's auch am Hofe vielen Eingang gefunden hatte, die vornehmſte Rückſicht verſchaffte ihr ihre unaufhaltſame Ausbreitung im Lande. Man hat im Herbſte 1561 bereits mehr als 2000 reformirte Gemeinden zählen wollen; das Gefühl ihres Wachsthums gab ihnen Trotz und Zuverſicht. Als eines Tages die von einer kirchlichen Feier zurückkommenden Gläubigen von der Menge in Paris inſultirt worden waren, faßte die Ritterſchaft der benachbarten Landſchaft den Beſchluß, bei der nächſten Verſammlung ein paar tauſend Mann ſtark einzutreffen; wäre eine Beleidigung erfolgt, ſo würden die Kirchen eingenommen, die Mönche verjagt worden ſein. Um ein Unglück zu vermeiden, erſuchte die Regierung die Proteſtanten, ihre Verſammlung zu verſchieben. Auch einen andern Grund gab ſie an, welcher es unmöglich mache, auf die alten Befehle zurückzukommen. Das Volk,

animadverto nisi *ἀναρχίαν*. Acres diligentes imperterriti sunt hostes, in nostris nihil simile.

ſagte ſie, hänge nun einmal an dieſen Predigern und würde, wenn man ſie ihm nehme, zum Anabaptismus übergehen, der einen Ruin auch des Staates bezwecke. Auch in Frankreich ſtellte ſich der Proteſtantismus als eine Abwehr der durch die Verwirrung aller Zuſtände hervorgerufenen anarchiſchen und deſtructiven Bewegung auf. [1]

Um nun aber für die Milderung der Geſetze eine der Conſtitution des Reiches entſprechende Grundlage zu haben, beſchloß man, Mitglieder aller Parlamente des Reiches zu einer neuen Berathung über die zu treffenden Maßregeln zuſammenzurufen. Nach einiger Zögerung ward dieſelbe am 5. Januar 1562 zu St. Germain eröffnet. Es fehlte nicht an Solchen, welche noch alles von Ernſt und Strenge erwarteten. Der Kanzler Lhopital fragte, ob der König ſo viele von ſeinen Unterthanen, in jeder Beziehung ehrenwerthe Leute, umbringen laſſen ſollte; er wünſche zu hören, was die Strenge der bisherigen Edicte gefruchtet habe: nicht darauf komme es an, welches die wahre Religion ſei, ſondern wie man beiſammen leben könne. Er überzeugte den bei weitem größten Theil der Verſammlung, daß den Proteſtanten ein Zugeſtändniß gemacht werden müſſe. Wenn man dann aber fragte, ob ihnen ſofort der Beſitz von Kirchen oder nur das Verſammlungsrecht zu gewähren ſei, ſo konnte man ſich darüber nicht ſogleich vereinigen. Es iſt nicht ohne Intereſſe, das Verhältniß der Stimmen zu kennen, das ſich bei der Abſtimmung

[1] Languet Epp. II, 150. Sta. Croce al Cl. Borromeo; aus dem Munde des Königs von Navarra 14. Una gran parte del popolo crede a costoro talmente che col mezzo loro si potranno ridurre alla via buona, come che altrimente siano per diventare Anabatisti o peggio.

herausstellte. Von den 49 Anwesenden waren 22 für die Gewährung der Kirchen, 16 für das bloße Versammlungsrecht. Diesen gesellten sich dann die streng Katholischen bei, welche ursprünglich jedes Zugeständniß verworfen hatten und so ging sie durch.[1]

Auf den Grund dieser Berathschlagung ward nun im Januar 1562 ein Edict verkündigt, durch welches alle bisher auf Versammlungen der Protestanten auch außerhalb der Städte gesetzten Strafen aufgehoben, ihre Predigten, Gebete und Religionsübungen ihnen förmlich erlaubt werden. Sie sollten sich jedoch durch Eidschwur verpflichten, keine andere Lehre, als die in den Büchern des alten und neuen Testamentes und in dem Symbol des Concils von Nicäa enthalten sei, zu lehren; sich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerfen, ihre Synoden nicht ohne Erlaubniß der königlichen Beamten zu halten.

Mit Freuden nahmen die Prediger dieß an; sie gaben eine besondere Erläuterung heraus, in welcher sie Punkt für Punkt bestätigten.

Es war nicht alles, was sie wünschten oder verlangten; aber verglichen mit dem Zustande der Ungesetzlichkeit, in dem sie sich bisher befunden, unendlich viel. Sie wurden wirklich unter gewissen Bedingungen, in den Frieden des Reiches, wie einst die deutschen Protestanten, aufgenommen. Es gab keine Provinz, keinen Ort, von dem sie ausgeschlossen gewesen wären.

[1] Aus den Briefen des Cardinal-Legaten Ippolyto d'Este sieht man, wie sehr diese Entscheidung seine Erwartung übertraf; er sagt, sie sei hauptsächlich durch die Mitglieder des Conseils herbeigeführt worden, »non ostante, che la maggior parte di questi huomini di robba lunga havessero tirati nella sinistra parte;« er theilt sie als eine gute Neuigkeit mit.

Das Parlament zu Paris weigerte ſich eine Zeit lang das Edict zu verificiren. Allein ein anderes Mittel, die vor ſeinen Augen zunehmenden Unruhen zu beſchwichtigen, konnte es auch nicht ausfindig machen. Auf das dringende Verlangen des Hofes gab es endlich nach und regiſtrirte; doch haben ſich einige Mitglieder bei dieſem Act entfernt, um nicht daran Theil zu nehmen. So geſchah es nun doch, was vor drittehalb Jahren durch das gewaltſame Eingreifen Heinrichs II. verhindert worden war. Die große Corporation, welche die Gewähr der Geſetzlichkeit in ſich ſchloß, hatte ſchon damals eine Milderung der canoniſchen Satzungen gegen die Ketzer für nothwendig gehalten; obwohl von allen zu dem Proteſtantismus hinneigenden Elementen gereinigt, hatte ſie vor ſechs Monaten einen neuen Anlauf dazu genommen und war nur durch eine geringe Mehrheit davon zurückgehalten worden; jetzt endlich, nachdem das Gutachten aller übrigen mit ihr verwandten Körperſchaften vorausgegangen, ſchritt ſie dazu. Den Proteſtanten ward eine Erlaubniß verwilligt, von der ſie meinten, daß das Papſtthum dabei ſchwerlich werde beſtehen können; ſo viel, ohne Zweifel zu viel erwarteten ſie von der unwiderſtehlichen Kraft des Bekenntniſſes, wenn man ihm nur ſeine Freiheit laſſe. Aber auch abgeſehen hiervon, war der Erfolg ihrer Sache von unermeßlicher Bedeutung.

Die zuerſt ausgeſtoßene, dann gewaltſam niedergehaltene religiöſe Abweichung, von Außen her angeregt, im Innern um ſo heftiger bekämpft, gelangte damit zu einem geſetzlich anerkannten Beſtehen.

Ein von den Ständen gefordertes, von der Regierung bewilligtes, von den Parlamenten angenommenes Edict gewährte den Reformirten zwar nicht alles das, was ſie

wünschten, oder auch nur zu ihrem religiösen Leben bedurften, aber doch eine gesicherte Existenz; es entwand ihren Feinden die Waffe, die sie vernichten sollte.

Damit war ein neues Lebenselement in die französische Nation aufgenommen, im Zusammenhang allgemeiner geistiger Bestrebungen, namentlich der germanischen Völker, welches vordringend oder zurückgeschlagen, anerkannt oder besiegt, einen unendlichen Einfluß auf ihre Geschicke haben mußte.

Viertes Buch.

Funfzehn Jahre religiöſen Bürgerkrieges.

Nicht allein eine kirchliche, ſondern wie angedeutet eine große politiſche Neuerung lag in dem Emporkommen der religiöſen Reform in Frankreich. Von jeher war es als die Pflicht der Krone betrachtet worden, die hierarchiſchen Satzungen gleichſam als die göttlichen Gebote aufrechtzuhalten und mit dem Schwert auszuführen: dieſe Einheit der Kirche und des Staats war jetzt durchbrochen; die Anerkennung einer abweichenden Kirchenform ſchloß, wenn nicht eine bewußte, doch eine faktiſche Modification der Idee der höchſten Gewalt in ſich ein. Verkennen wir nicht, es mußte der Natur der Sache nach die größten Schwierigkeiten haben, ſie durchzuführen.

Der proteſtantiſche Gedanke hatte eine gleichſam eingeborene Beziehung zu den Befugniſſen der weltlichen Macht, und ein nahes Verhältniß zur franzöſiſchen Politik. Wohl verſtand das Franz I. in ſeiner Zeit; aber in einem gefährlichen Kampfe für die Integrität ſeines Gebietes begriffen, wollte er nicht wagen, mit den einheimiſchen oder den allgemeinen hierarchiſchen Gewalten zu brechen. Heinrich II. verdankte eine der großartigſten Stellungen, die je ein franzöſiſcher König eingenommen hat, ſeiner Verbindung mit dem

proteſtantiſchen Element; aber auch das entgegengeſetzte leiſtete ihm große Dienſte und hatte um ihn her eine ſtarke Vertretung; er ließ ſich zuletzt bewegen, den hierarchiſchen Satzungen, welche die abweichenden Meinungen auszurotten beſtimmt waren, in ſeinem Reiche neue Geltung zu verſchaffen.

Wenn es nun jetzt den Reformirten gelungen war, ſich gegen dieſe Geſetze der Verfolgung zu ſichern, ſo gab es doch noch mächtige Kräfte, unabhängig von der Regierung, welche ſich gegen ihre Zugeſtändniſſe ſetzten und ſie rückgängig zu machen ſuchten.

Das alte Syſtem beherrſchte den bei weitem größten Theil der Bevölkerung, war mit allem, was eine anerkannte Autorität im Reiche beſaß, verbündet, mitten im letzten Sturm durch finanzielle Bewilligungen mit der Krone ſelbſt in ein neues feſtes Verhältniß getreten; dem eingedrungenen Element erkannte es nicht einmal die allgemeinſte Eigenſchaft der Religion und Kirche zu; in ſeiner Aufnahme ſah es eine Beleidigung der Gottheit; wie hätte es da nicht alle ſeine Kräfte vereinigen, zuſammen nehmen ſollen, um ſich des verhaßten Feindes wieder zu entledigen?

Man verkennt das Weſen der Sache, wenn man die Erhebung der religiöſen Neuerung von der politiſchen Faction herleitet; aber unleugbar iſt: ſie war mit derſelben in Verbindung getreten, von ihr gefördert worden; ſie trug ſo zu ſagen ihre Farben. Man ſah es in der Haltung, die jetzt ihr vornehmſter Führer, der Prinz von Condé, in der Hauptſtadt annahm. Die Bürger waren entwaffnet, denn man befürchtete von ihnen tumultuariſche Bewegungen; der Prinz war von Schaaren bewaffneter Glaubensgenoſſen umgeben, die ihn in Reih und Glied durch die Straßen begleiteten,

wenn er zur Predigt ging, oder von der Predigt kam.[1] Man wollte 20,000 Hugenotten in der Stadt zählen, und fürchtete wohl, daß er ſich in Verbindung mit ihnen, durch einen plötzlichen Handſtreich zum Meiſter derſelben machen, und daſſelbe auch in anderen Städten verſuchen werde. So wenig er, aller Wahrſcheinlichkeit nach, daran gedacht hat, ſo ward doch die Eiferſucht der Gegner ſchon dadurch mächtig angeregt, daß man es glaubte und ſagte; religiöſer Eifer und politiſche Antipathie verbündeten ſich zu gemeinſchaftlicher Feindſeligkeit.

Nicht allezeit iſt böſer Wille daran Schuld, wenn die elementaren Kräfte mit einander in Kampf gerathen: aber in der Art und Weiſe, ihn zu führen, bewährt ſich die Geſinnung der Menſchen.

Wenn Calvin von ſeinem Genf aus den Zuſtand überſchaute, ſo ward ihm nicht ganz wohl zu Muth. Er warnte die Seinen vor dem erſten Blutvergießen; denn es werde Ströme von Blut nach ſich ziehen; Frankreich und Europa werden davon überfluthet werden. Und noch andere Handlungen als er ahnen konnte, ſchliefen im Schooße der Dinge. Aber in ſeiner Macht ſtand es nicht, ſie zu verhindern. Er und die Seinen mochten den Frieden wollen; die Gegner bedurften, forderten und begannen den Krieg.

[1] M. A. Barbaro Relatione 1564: avendo egli già col mezzo che teneva nel consiglio del re quale la maggior parte favoriva questa nuova religion ottenuto di levar l'arme al popolo di Parigi e poi sotto pretesto che non avrebbe a seguir qualche sedition ottenuto che gli Ugonotti la portassero per sicurtà sua.

Erſtes Capitel.

Unruhen von 1562 und 1563.

Vor allem wurden die Oberhäupter, welche einſt unter Heinrich II. die höchſte Gewalt inne gehabt hatten, der gemeinſchaftlichen Gefahr inne, in welche ſie durch ihre Entzweiung gerathen waren. Die Beſchlüſſe der Stände in Pontoiſe waren eben ſo drohend für die einen als für die andern; das Emporkommen und ſtolze Gebahren der Hugenotten war dem Connetable Montmorency nicht minder widerwärtig als den Guiſen; leicht ward zwiſchen ihnen und dem Marſchall St. André das alte Verſtändniß hergeſtellt.

Man hat einen Augenblick den Gedanken gehabt, daß die mächtigen Häupter auch ohne die Theilnahme der königlichen Gewalt und ihr gegenüber die Unterdrückung der neuen Meinungen verſuchen ſollten:[1] allein es liegt überhaupt nicht in dem Charakter franzöſiſcher Parteien, der herrſchenden Gewalt zur Seite, ein beſtimmtes Recht durchzuführen; ſie ſuchen vielmehr mit derſelben in Verbindung zu ſtehen, ſie auf die eine oder die andere Weiſe unter ihrem Einfluß, in ihre Hände zu bringen. Wie viel leichter ward Alles, wenn es damit auch dießmal gelang.

Das vornehmſte Mittel, der Regierung eine katholiſche Tendenz zu geben, bot die Mitwirkung von Spanien dar.

Um keinen Preis durfte und wollte Philipp II. das Emporkommen der proteſtantiſchen Meinung in Frankreich geſtatten. Außer ſeiner allgemeinen Weltſtellung, der Rückwirkung, die

[1] So verſichert der Cardinal-Legat Ippolyto d'Eſte, der dagegen war, in einem ſeiner ungedruckten Briefe.

auf die Niederlande davon zu erwarten war, lag ein anderes zwingendes Motiv für ihn in seinem Verhältniß zu Navarra. Wie dieß einst durch päpstlichen Spruch an seine Vorfahren gekommen, so trieb und berechtigte die protestantische Idee, die nur das Erbrecht anerkannte, und der päpstlichen Gewalt die Befugniß, dasselbe aufzuheben, nicht zugestand, zu einer Wiederaufnahme dieses Streites und der Losreißung der Landschaft. Ein protestantischer Fürst, der den Anspruch auf Navarra besaß, Generalstatthalter des Königs von Frankreich, von einer gleichgesinnten Menge vorwärts getrieben, war dem König von Spanien an und für sich gefährlich. Die Räthe desselben verbargen sich das nicht; aber sie sahen wohl ein, daß ein offenes Eingreifen in die französischen Angelegenheiten, auch in Verbindung mit den Magnaten die größten politischen und selbst religiösen Gefahren in sich schließe. In dieser Verlegenheit faßte Granvella den Gedanken, sich an König Anton von Navarra selbst zu wenden. Welch ein Vortheil, wenn man eben den Mann, von welchem Spanien das Meiste zu fürchten hatte, und der als das Oberhaupt der Protestanten in Frankreich, so nahe dem Throne, betrachtet werden konnte, von diesen abwendig machte und auf die katholische Seite herüberzog? Bemerken wir es wohl: Granvella rieth nicht etwa, ihm eine Entschädigung für Navarra zu gewähren, sondern nur ihm Hoffnung darauf zu erwecken, ihn damit hinzuhalten;[1] dann werde er sich zu Dingen bringen lassen, durch die er mit seinen Anhängern zerfallen müsse. Anton von Navarra war sein ganzes Leben hindurch dafür bekannt, daß er an seinen Meinungen, wenn er sie auch mit Lebendigkeit ergriffen,

[1] Entretenerlo con esperanças. Granvella an Philipp 15. Dec. 1561. Pap. d'état VI, 461.

doch nicht mit Strenge festhalte. In besonderes Schwanken brachte ihn damals der Widerspruch zwischen den beiden Auffassungen der Abendmahlslehre, die Vorliebe, die er für den Begriff der Augsburgischen Confession hatte, von dem man ihm sagte, daß er auf dem so eben erneuerten Concilium von Trient durchdringen und alles versöhnen werde. In Kurzem finden wir ihn in voller Unterhandlung mit dem päpstlichen Legaten und dem spanischen Botschafter über die für seinen Verlust ihm zu gewährende Entschädigung, wobei man ihm Sardinien oder eine Eroberung an der afrikanischen Küste hoffen läßt. Aber um dazu zu gelangen, muß er sich der katholischen Bewegung zuneigen. Die sämmtlichen Gesandten der katholischen Höfe dringen in ihn; der Connetable und St. André reißen ihn fast wider seinen Willen [1] mit sich fort; er gibt nach, daß das eben ergangene Edict wieder verändert werden müsse.

Wohl war das noch weit entfernt von einer gesetzlichen Berechtigung, aber denen, welche ohnehin zu einer entscheidenden Handlung drängten, genügte es.

Einst, bei jenen früheren Parlamentsverhandlungen, wo es wiewohl mit schwacher Majorität zu einer Erneuerung der Strafedicte kam, hatte Franz Guise ausgerufen, über diesen Beschluß müsse man halten, sein Schwert solle nicht in der Scheide bleiben, wenn es gelte, denselben auszuführen. Jetzt machte er sich auf, dieß sein Wort zu erfüllen. [2]

An und für sich war der tapfere Kriegsmann nicht zu Gewaltthaten aufgelegt; er wird eher als ruhig, sogar als

[1] Era persuaso da essi, contra però la sua natural volonta. M. A. Barbaro, der selbst mit ihm in der Sache verhandelte.

[2] Lettres de Pasquier IV, 10.

phlegmatiſch geſchildert; man lobte die Milde, die er gegen beſiegte Feinde bewies, die Selbſtbeherrſchung, mit der er begangenes Unrecht wieder gut zu machen ſuchte; er glaubte vor Vielen zu wiſſen, was Mann gegen Mann ſchicklich ſei und ſich gezieme. Aber dabei hatte man doch von jeher eine gewiſſe Abhängigkeit von Andern in ihm bemerkt; er ſchien mehr einen Arm haben um auszuführen, als einen Kopf um etwas zu erſinnen. Jetzt ergriff ihn die allgemeine Entrüſtung, welche die Ausführung des Edictes in der katholiſchen Welt erregte; ſchon begegnete auch ihm in ſeinem Gouvernement eine ungewohnte Widerſetzlichkeit; durch das ausgeſprochene Wort mochte er ſeine Ehre verpfändet glauben.

Gleich ſein erſter Schritt führte zu einem unheilvollen Ereigniß. Als er von Joinville nach dem nahen Vaſſy kam, fand er da eine calviniſtiſche Gemeinde, die unter dem Schutze des Edictes ihren Sonntagsgottesdienſt in einer Scheune beging, und zu der ſich viele von ſeinen Unterthanen hielten. Guiſe ſagt, er habe nur mit den Leuten von Joinville reden wollen, die ſich in der Verſammlung befanden: aber indem er, mit ſeinem von Haß erfüllten Gefolge, das Schwert an der Seite, auf die Verſammelten losging und dieſe das Thor ſchließen wollten, kam es zu einem Zuſammenſtoß, der mit einem blutigen Hinwürgen der armen Leute endigte.[1] Mag

[1] In dem Discours entier de la persécution et cruauté exercées en la ville de Vassy par le duc de Guise le 1r mai findet ſich der ausführlichſte Bericht von hugenottiſcher Seite. Mem. de Condé III. 124. In dem Discours au vrai, der unmittelbar vorhergeht, findet ſich ein Brief von Guiſe ſelbſt darüber. Der Unterſchied iſt, daß er behauptet, er ſei zuerſt mit Steinen geworfen worden: daß er mit ſeinen Leuten auf die Scheune losgegangen, erkennt er an. Ueber die Darſtellung Davila's habe ich mich in einer akademiſchen Abhandlung im Zuſammenhang geäußert.

der Herzog es gewollt haben oder nicht; genug er verhinderte es nicht, sein war die That; ihn mußten Lob und Tadel und die Folgen treffen. Aber noch war die öffentliche Moral so wenig ausgebildet, daß das blutige Ereigniß von den eifrig Katholischen als eine große Handlung begrüßt wurde. Als Guise in Paris erschien, wo die städtische Menge nur durch Vorkehrungen der Regierung von ähnlichen Thaten abgehalten worden war, was sie fast als eine Verletzung ihrer municipalen Freiheit betrachtete, ward er, wie ein Venetianer sagt, empfangen, gleich als wäre er der König selbst. Bald ward Condé mit seinen Predigern und seinen Bewaffneten inne, daß sie sich gegen diese Verbindung nicht würden behaupten können, und verließ die Stadt. Hierauf trat hier unter der Leitung der städtischen Behörden eine vollkommene Veränderung ein. Alles, was eine Neigung zu den neuen Meinungen kundgegeben, mußte die Stadt verlassen. Der Connetable machte sich das für den Aerger eines polternden Alten bezeichnende Vergnügen, die Kanzeln der Prediger und die Bänke ihrer Zuhörer verbrennen zu lassen. Dagegen begann der Cardinal von Lothringen in altkatholischem Sinne zu predigen, und ward wieder als der Mann gepriesen, der an Beredtsamkeit und Wissenschaft alle andern übertreffe. Zahlreiche Processionen durchzogen die Straßen; die Mitglieder des Parlaments beschworen das von der Sorbonne vor einigen Jahrzehnten aufgestellte Glaubensbekenntniß; die Bürger, denen man die Waffen genommen, empfingen sie wieder, und in Kurzem sah man sie, 24,000 Mann stark, die sich alle katholischer Gesinnung rühmten, militärische Uebungen vornehmen.

An sich ein großes Ereigniß, daß die Hauptstadt, die seit Ludwig XI. an Menschenzahl und Einfluß auf das Land

unaufhörlich gewachſen, ſchon zu dem Range der geiſtigen Metropole des Reiches aufſtrebte, gleichſam ihr municipales Selbſtgefühl mit dem Katholicismus vereinigte, und ſich den excluſiven Ideen der verfolgenden Religion hingab.

Noch waren aber die Verbündeten nicht Meiſter, ſo lang die Königin nicht in ihren Kreis gezogen war.

An der Geſinnung Catharina's in dieſen Zeiten läßt ſich nicht zweifeln. Ihr Augenmerk, ſagt der päpſtliche Legat, Ippolyto d'Eſte, iſt nicht allein auf die Religion gerichtet, ſondern auch auf die Regierung.[1] Sie begünſtigte die Reformirten, um nicht ihren Führern Ungunſt zu erweiſen. In einer Sitzung des Conſeils hatte ſie einmal St. André aufgefordert, weil ihr ſeine Verbindung mit dem König von Navarra widerwärtig wurde, die Hauptſtadt zu verlaſſen und ſich in ſein Gouvernement zu begeben; und es iſt darüber zwiſchen ihnen zu einem lebhaften Wortwechſel gekommen. Jetzt war ſie mit ihrem Sohne und dem Hofe nach Fontainebleau gegangen: die Briefe ſind übrig, in denen ſie Condé anfleht, die Kinder, die Mutter und das Reich gegen die in ſeinen Schutz zu nehmen, welche alles zu Grunde richten wollen. Aber ehe ſich Condé entſchloß, langten die verbündeten katholiſchen Großen bei ihr an, um ſie nach Paris zurückzuführen. Es ſcheint, als habe ſie in Melun zu entfliehen gedacht; aber man hatte Vorſichtsmaßregeln dagegen ergriffen.[2] Nach der Ankunft in der Hauptſtadt ſagte man

[1] Che ha reso, fügt er hinzu, tutti questi negotii tanto più travagliosi.

[2] Thuanus lib. XXIX.; Bearbeitung der gleichzeitigen Schrift, die in den Mem. de Condé III, 195 ſteht, aber mit guten eigenen Zuſätzen.

ihr, man werde ihr ihren Antheil an der Regierung nicht entreißen, so lange sie zur Aufrechthaltung der Religion die Hand biete.[1] Sie fügte sich in das Unvermeidliche. Der energisch katholischen Combination, die im Widerspruch mit ihr sich gebildet, mußte ihr und ihres Sohnes Name fortan Autorität verleihen.

Noch hielten die Verbündeten nicht für rathsam, das Edict vom Januar geradehin zu widerrufen; aber sie nahmen ihm unverzüglich seine Geltung für die Hauptstadt, und den städtischen Umkreis.

Ihre Absicht war, dieses Verbot nach und nach auf die vornehmsten Städte und alsdann über das ganze Reich zu erstrecken. Der König von Navarra hat das dem spanischen Gesandten ausdrücklich gesagt,[2] und dabei den König Philipp an die ihm versprochene Gnade, den Ersatz für Navarra erinnern lassen. Abermals war davon die Rede, denn die meisten Gouverneurs hielten sich zu den Guisen, denen sie ohnehin verpflichtet waren, die gesammte bewaffnete Macht zur Erdrückung der Hugenotten zu verwenden.

Um diesen Zweck desto leichter zu erreichen, versäumten sie nicht, auch einen Versuch auf die Standhaftigkeit des Prinzen von Condé zu machen.

Wenn man Prinz Louis von Condé sah, bemerkte man vor allem seine Lebensluft und Beweglichkeit. Er liebte zu

[1] Chantonnay (Mem. de Condé II, 33): ont promis et juré que oncques ne l'avoient pensé (de lui ôter le gouvernement) ne le feroient, tant qu'elle tiendroit la main à la conservation de la religion et autorité du roi; da das letzte sich von selbst versteht, so liegt der Nachdruck auf dem ersten.

[2] Chantonnay 29. Mai a. a. O. 29.

ſcherzen und zu lachen; ſinnlicher Verführung war er nicht unzugänglich, und nicht ſelten kam er mit der Strenge der hugenottiſchen Moral in Conflikt. Man ſetzte voraus, daß für den wenig Begüterten das Anerbieten eines Fürſtenthums, das man ihm machte, unwiderſtehlich ſein und ihn zum Rücktritt zu dem Papſtthum vermögen werde: aber in ihm täuſchte man ſich. Die Lehre, zu der er ſich hielt, hatte für ihn auch jenſeits der äußeren Macht, die ſie ihm für den Moment allerdings verlieh, eine Bedeutung, und er wies jedes Anerbieten zurück. Ueberhaupt war in ihm ein gewiſſer Schwung des Geiſtes, der ſich in der natürlichen Beredtſamkeit offenbarte, welche die Freunde bewunderten. Er war eine von den Naturen, für welche Bedrängniſſe und Gefahren heilſamer ſind als Wohlergehen. Den angebotenen Kampf nicht aufzunehmen, hätte er für einen Schimpf gehalten.

Wenn man aber früher, als die Guiſen im Namen Franz II. die Regierung führten, die Geſetzlichkeit ihrer Stellung bezweifelt und einen Widerſtand gegen ſie für gerechtfertigt gehalten hatte, wie viel mehr mußte das jetzt der Fall ſein, da ſie ſich eigenmächtig gegen ein in aller Form durchgeführtes Geſetz erhoben, Handlungen einer blutigen Gewalt begingen, den König und die Königin nicht ohne Zwang in ihre Hände gebracht hatten. Der Prinz von Condé erklärte: die Königin Mutter und der junge König ſeien in die Gefangenſchaft der guiſiſchen Partei gerathen; er werde ihnen die beſten Dienſte leiſten, wenn er die Waffen in den Händen behalte: verhielte es ſich anders, ſo würde er ſich ſelbſt vor ihnen zu Boden werfen.

In dieſer Geſinnung ſammelte ſich nun der Adel aus allen Provinzen des Reiches um ihn.

Die Führer waren seine nächsten Verwandten: die Oheime seiner Gemahlin die drei Chatillons, der Graf Porcian, der mit seiner Nichte, Franz von Rochefoucault, der mit seiner Schwägerin vermählt war; von diesem sagte man, er könne aus seinen Freunden und Vasallen in Poitou allein eine Armee ins Feld stellen. Vicomte René von Rohan führte die Bretagner, Anton Graf Grammont die Gascogner; aus der Normandie war Montgommery, aus der Picardie Hangest von Genlis zugegen; in Orleans, wo der Prinz seine Stellung nahm, zählte man bald 3000 Edelleute; „kämen sie um", sagte Languet, „so würde der Same der männlichen Tugend im Reiche vernichtet." Eine Association ward unter ihnen geschlossen, auf so lange bis der König selbst die Zügel der Regierung ergreife, dann werde man rechtfertigen, was man gethan habe.

Die protestantischen Geistlichen untersuchten, ob man in dieser Lage die Waffen gebrauchen dürfe; sie urtheilten, es sei nicht allein erlaubt, sondern eine Pflicht: um den König und die Königin zu befreien, die Religion zu vertheidigen und die feierlich zu Stande gebrachten und verkündigten Edicte aufrecht zu erhalten.

Wie der Adel, so erhoben sich überall die Städte zweiten Ranges oder wurden leicht in Besitz genommen; dort in der Nähe: Blois, Tours, Bourges, Angers; in Poitou Poitiers; Rochelle in Aulnis; in der Normandie: Havre, Dieppe, Caen; ferner Chalons an der Saone, Macon, Lyon; die Hauptstädte des Dauphiné, Gap und Grenoble, das ganze Venaissin und Vivarais, die Ortschaften der Sevennen; bedeutende Plätze in Languedoc, Montauban, Nismes, Montpellier. Während in Paris das Edict vom Januar zurückgenommen ward, verkündigte es der Prinz von Condé in allen Orten,

die ihn anerkannten, denn eine Art von Gegenregierung richtete er ſich ein, als ein unverbrüchliches Geſetz.

So ſtellten ſich die beiden Parteien einander gegenüber, um ihren Streit in vollen Waffen auszufechten; zwiſchen ihnen verſchwand die Regierung eines Knaben und einer Frau.

In England und Deutſchland nahm man die Beweisführung des Prinzen von Condé als vollgültig an. Der alte Landgraf Philipp von Heſſen gab dem Marſchall Rollshauſen Urlaub, mit ein paar tauſend Reitern und ein paar tauſend Hakenſchützen nach Frankreich zu gehen; denn es ſei gewiß, daß es die Befreiung des Königs und ſeiner Mutter gelte; man könne das mit gutem Gewiſſen thun. Königin Eliſabeth ſah überdieß eine Gefahr für ſich ſelbſt darin, wenn das ihr ſo beſonders feindlich geſinnte Haus Guiſe über die nahen Häfen in der Normandie gebieten ſollte. Die Hugenotten mußten ihr verſprechen, ihr Havre de Grace einſtweilen zu überlaſſen, wenn ſie Hülfe an Geld oder Mannſchaft von ihr haben wollten. Im November 1562 war Condé durch einheimiſche und fremde Streitkräfte ſtark genug, um im offenen Felde zu erſcheinen. Der Tod ſeines Bruders Anton, an einer bei einem Angriff auf Rouen erhaltenen Wunde, gab ihm noch größere Anſprüche als bisher; an deſſen Stelle forderte er jetzt als Generalſtatthalter des Königs anerkannt zu werden. Sein Sinn war, gerade auf Paris loszugehen, und die Sache durch einen großen Schlag zu entſcheiden: bei dem guten Ausſehen und dem Muthe der Truppen glaubten ſeine Freunde, es müſſe ihm gelingen. [1]

[1] Literae Bezae ex pago St. Arnolphi 14 Dec. (Ms. zu Genf) nullae usquam copiae instructiores vel alacriores; die Unterhandlungen geſchahen multis frementibus et nostris reclamantibus sed frustra.

Indeſſen hatten auch die Guiſen Hülfsvölker an ſich gezogen; deutſche Reiter, die dem Solde nachgingen, Eidgenoſſen aus Luzern und den Waldſtätten, welche kamen, wie die Inſchriften ihrer Fahnen ſagten, um den König von Frankreich bei der alten Religion zu behalten. Auch ein paar tauſend Spanier zogen heran, und die Guiſen hatten die Gewandtheit, den Prinzen durch Unterhandlungen aufzuhalten, bis alle beiſammen und auch die Befeſtigungen von Paris einigermaßen hergeſtellt waren.

Der Prinz, deſſen Umgebungen von Anfang an ſeine Unterhandlungen mißbilligt hatten, erkannte endlich, daß er hier nichts ausrichten werde, und wendete ſich nach der Normandie hin, wo der Kampf am heftigſten entbrannt war. Zum Theil war ſie wieder in die Hände ſeiner Gegner gefallen, aber ſchon langten auch die Engländer an, welche Geld für ihn mitbrachten. Er dachte Chartres zu überraſchen, ſich dann auf Pont de l'Arche zu werfen und die Plätze und Städte an den beiden Ufern der Seine einzunehmen. Der engliſche Geſandte, der bei ihm war, beſtärkte ihn in dieſem Vorhaben und trieb ihn dazu vorwärts.

Aber eben dieß wollten die katholiſchen Verbündeten ihm am wenigſten geſtatten: gerade auf ſeinem Wege, in der Ebene von Dreux ſtellten ſie ſich ihm entgegen: am 19. Decbr. 1562 kam es dort an der Eure zu einem Zuſammentreffen, dem erſten zwiſchen den beiden Parteien im offenen Feld, welches es wohl verdient, daß wir uns ſeine Phyſiognomie vergegenwärtigen.

Eine Zeitlang, als das Geſchütz zu ſpielen begann, ohne jedoch viel zu wirken, wie ſich denn beſonders die Geſchützmeiſter Condé's ganz unbrauchbar zeigten, ſtanden die beiden

Haufen in ruhiger Haltung einander gegenüber. In den franzöſiſchen Edelleuten hat ſich auf beiden Seiten die Betrachtung geregt, daß ſie jetzt Waffengefährten, Landsleute, Blutsfreunde, bewährt in manchem gemeinſchaftlichen Kampfe, wider ſich hätten. Aber die neuen, großen Fragen, welche ſie entzweiten, waren nun nicht anders zu entſcheiden; ſie mußten mit einander ſchlagen. Zuerſt griff Condé mit der glaubenseifrigſten und waffengeübteſten Schaar ſeiner Reiter das Mitteltreffen der Katholiſchen an, das der Connetable befehligte und rannte es über den Haufen. Der Connetable ſtürzte vom Pferd, ließ ſich wieder hinaufheben, erneuerte den Kampf und ward gefangen. Indem rückten Condé's Landsknechte gegen die ſchweizeriſchen Bataillone deſſelben Mitteltreffens an, dieſe aber, ohne ſich von der Flucht der Reiterei irren zu laſſen, gingen ein paar hundert Schritte vorwärts auf die Landsknechte los und warfen ſie mit Macht zurück; wiederholten Angriffen ſetzten ſie ihren unnahbaren Lanzenwald entgegen. Indem man hier ſchlug, hielten ſich Franz Guiſe, dem die Vorhut, und St. André, dem die Arrieregarde anvertraut war, noch unbeweglich; und gar mancher wurde an Guiſe irre. Aber er hatte die Auffaſſung des wahren Feldherrn, daß es nicht auf einzelne Vortheile, ſondern auf den Sieg im Ganzen ankomme.[1] Als die Hugenotten durch den Widerſtand der Schweizer und die Verfolgung der Zerſprengten in Unordnung gerathen waren, erhob auch er ſich; dann ergoß ſich die ſchwarze Wolke ſeiner ſpaniſchen und franzöſiſchen Bataillone über das Gefilde und warf Alles vor ſich nieder. Indem Condé immer neue Truppen heranführte, um

[1] Montaigne, der, wie man weiß, in ſeinem Plutarch feſt war, vergleicht ſeine Haltung mit der Philopömens gegen Machanidas I, 45.

ihm zu widerſtehen, ward er ſelbſt verwundet und gefangen. Doch war die Sache auch damit nicht entſchieden. Jenſeit eines Holzſchlages, der für die Zurückweichenden vortheilhafter war, als für die Angreifenden, ſammelten ſich die Schaaren, die noch nicht ganz zerſprengt waren, unter dem Admiral. „Wer ſich zuletzt zuſammenhält," ſagte Coligny, „trägt die Frucht der Schlacht davon." Er wußte ſich hier gegen die Angriffe Guiſe's und St. André's tapfer zu behaupten. Unter vielen andern namhaften Männern iſt da der Marſchall St. André gefallen. Das Schlachtfeld war verloren, aber Coligny konnte ſeinen Weg fortſetzen.

Die Proteſtanten waren weit entfernt ſich für beſiegt zu halten.

„Unſere Infanterie," ſagt der Admiral in einem Schreiben an die Königin von England, „hat eine Niederlage erlitten, ohne zu ſchlagen; unſere Reiterei, welche allein die Schlacht geliefert hat, iſt unverletzt, und wünſcht nichts mehr, als die Feinde Gottes und des Königreichs in kurzem wiederzuſehen; dieſe werden ſich beſinnen uns anzugreifen oder den Angriff von unſerer Seite zu erwarten. [1]

Nachdem die Gefangenen in Sicherheit gebracht waren, ſehen wir den Admiral in kurzem wieder die Loire überſchreiten und den Krieg in der Normandie erneuern.

Aber auch Guiſe war ſtark und mächtig im Feld; er unternahm die Belagerung von Orleans, ohne Zweifel des wichtigſten Platzes, den die Hugenotten inne hatten.

[1] Du camp a Mem. 2. Jan. 1563 bei Forbes II, 247. Beza 27. Dec. 1562 (Ms. Gen.) noster equitatus est integer exceptis equitibus ad summum 150, partim captis partim interfectis; apud hostes infinita sunt vulnera et caedes maxima.

Hier aber ſollte man an ihm ſelber erleben, daß es keineswegs das ſchlimmſte iſt, wenn ſich bürgerliche oder religiöſe Leidenſchaft in offenen Schlachten entladet.

Was ſich bis auf den heutigen Tag in andern romaniſchen Nationen erhalten hat, war damals auch in der franzöſiſchen gäng und gebe; man ſuchte Gewaltthat durch Gewaltthat zu erwiedern. Der Herzog von Guiſe hatte eine Anzahl Engländer und franzöſiſche Proteſtanten, die in der Normandie in ſeine Hände gefallen waren, erſchießen laſſen; dafür ließ der Prinz von Condé alle die hinrichten, welche in Pluviers, das er eroberte, die Waffen gegen ihn getragen. Wenn in Paris proteſtantiſche Parlamentsräthe vom Leben zum Tode gebracht wurden, ſo mußte dafür in Orleans ein katholiſcher ſterben.[1] Nun aber richtete ſich dieſe Wuth, erlittene Unbill mit einer gleichen zu vergelten, gegen Franz Guiſe ſelbſt. Seine That in Waſſy ward als der Gräuel aller Gräuel angeſehen, Guiſe als ein Menſchenwürger bezeichnet; man betete in den Verſammlungen, daß Gott ſein Volk von demſelben befreien möge. Calvin verſichert, ſchon längſt ſei ihm von entſchloſſenen Leuten das Anerbieten geſchehen, ihn aus der Welt zu ſchaffen, durch ſeine Ermahnung habe er ſie zurückgehalten. Jetzt aber erſchien Guiſe, die vornehmſte Burg des damaligen Proteſtantismus und zwar mit allem Anſchein von Erfolg belagernd, gefährlicher als je. Da hat ihn ein fanatiſcher Hugenott, ein junger Menſch, der im Dienſte des Herzogs von Soubiſe ſtand, des Namens Poltrot von Merey meuchelmörderiſch getödtet. Er hatte den Predigern von der particularen Miſſion geſprochen, die er zu einer ſolchen That zu haben glaubte; ſie haben ihn auf die geiſtliche Gefahr aufmerkſam gemacht, in die er ſich

[1] Throkmorton an Königin Eliſabeth bei Forbes II, 197.

ſtürze, und ihn abgemahnt, aber nicht ſo kräftig, daß er andern Sinnes geworden wäre. Da man zu wiſſen behauptete, daß Mörder gegen den Admiral und ſeinen Bruder, ſo wie gegen den Prinzen gedungen worden, ſo wagte es Poltrot, dem Admiral ſelbſt eine Andeutung von ſeinem Vorhaben zu machen. Coligny hütete ſich ihn darin zu beſtärken, aber auch abgehalten hat er ihn nicht; er hielt es für genug, daß er den Herzog früher vor einem ähnlichen Attentat gewarnt hatte. Poltrot blieb dabei, daß er den vom Herzog an den armen Chriſten begangenen Frevel rächen und andere noch zu begehende aus Eifer für die Religion habe verhüten wollen. Auch in den Kirchen ſprach man nach der Hand von den gerechten Gerichten Gottes.

Vor der religiöſen Idee traten die Principien der Moral zurück, welche aller Geſittung und der menſchlichen Geſellſchaft zu Grunde liegen; eine Miſchung von Hingebung und Feindſeligkeit, von Religion und Haß bildete ſich aus, die noch nie ſo in der Welt geweſen; es war wie eine religiöſe Blutrache, in der ſich das Bekenntniß wie eine Familie betrachtete. Wohin konnte das mit der Zeit noch führen!

Damals ließ ſich, nachdem der Führer gefallen war, an eine Fortſetzung des Krieges nicht weiter denken. Auch den andern, welche die Waffenerhebung veranlaßt hatten, war nur Unheil daraus erwachſen: Navarra und St. André waren umgekommen, Montmorency gefangen. Die Königin konnte jetzt, was ſie immer gewünſcht, den Frieden herbeiführen.

Sie veranlaßte, daß Montmorency, aus dem hugenottiſchen und Condé aus dem katholiſchen Gefängniß hervorgehend auf einer Inſel der Loire — aur Bouviers — nahe bei Orleans mit einander zuſammen kamen. Auf einer Barke

war eine Art von Zimmer für ſie hergerichtet: ſie zogen es jedoch vor, unter freiem Himmel auf- und abgehend Vergangenheit und Zukunft zu beſprechen. Erſt hierauf ward die Freiheit der Gefangenen ausgeſprochen; am andern Tage erſchien auch die Königin auf der Inſel, und es erfolgte nun eine ernſtliche Conferenz über die Herſtellung des Friedens. Condé beſtand auf der Erneuerung des Edictes vom Januar, das in Folge einer überaus feierlichen Berathung gegeben worden ſei; Montmorency erwiederte, es ſei unmöglich, daß dieß von den Anhängern des Papſtes angenommen werde. Man kam auf Vorſchläge zurück, wie ſie die Königin bei den letzten Unterhandlungen, in der Nähe von Paris, gemacht hatte; gegenſeitig nachgebend brachte man es endlich zu einer Abkunft, die am 19. März 1563 zu Amboiſe in Form eines Edictes verkündigt ward. Darin wurde dem proteſtantiſchen Gottesdienſt für die Städte, in denen er in Uebung ſei, Duldung zugeſagt: überdieß ſollte den Hugenotten in jedem Amtsbezirk ein Ort zur Ausübung ihres Gottesdienſtes angewieſen werden; alle Edelleute ſollten das Recht haben, in ihren Häuſern nach dem Bekenntniß zu leben, die Barone und Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit zugleich mit ihren Unterthanen. Nur Eine Ausnahme hielt die Königin feſt: in der Hauptſtadt Paris und ihrem Bezirk ſollte die Ausübung der reformirten Religion verboten bleiben. Unter denen die ſich zum Krieg erhoben, ſpielte die Stadt Paris faſt die vornehmſte Rolle; ſie hatte ſich ſelbſt bewaffnet, und das Geld für das Kriegsheer hauptſächlich aus ihren eigenen Mitteln aufgebracht: ſie war unbeſiegt, und ließ ſich die Wiederaufnahme der Hugenotten nicht aufdringen. Wie viel hätte Condé darum gegeben, an deren Spitze noch einmal daſelbſt erſcheinen zu können. Er ſagt,

die Gefahr der königlichen Krone habe ihn bewogen davon abzustehen.

So kam diese Pacification zu Stande, wie ein Friedensschluß zwischen zwei feindseligen Mächten, der den Punkt festhält, zu dem das wechselnde Glück der Waffen geführt hat. Sie gewährte nicht das, was die Protestanten bereits besessen hatten und was sie fortwährend in Anspruch nahmen, aber doch bei weitem mehr, als ihre Gegner ihnen zugestehen wollten. Noch waren sie so stark, daß das Parlament die Verifikation und Abkündigung des Edictes nicht verweigern durfte. Unter dem Schutze der gesetzlichen Gewalt, in den Frieden der Krone wiederhergestellt, konnten sie nun ihre Kirchen errichten, und ein ruhiges kirchlich bürgerliches Leben nach dem Muster von Genf zu führen versuchen.

Zweites Capitel.

Der allgemeine Religionskrieg in Frankreich 1567 bis 1570.

Noch ein anderes Moment, von mehr politischer Natur, trat in diesen Ereignissen hervor: es gab wieder eine königliche Gewalt in Frankreich.

Wir wissen wie dieselbe von der Partei gleichsam in Besitz genommen ward; Königin Catharina hatte nicht wagen dürfen, dem Herzog von Guise zu widersprechen.[1] Sie beklagte seinen Tod, wie ihr geziemte; aber bald darauf hörte man sie sagen,

[1] M. A. Barbaro: né gli si poteva la regina apertamente contraporsi dubitando ella non si far nemica la parte cattolica, la (qual) s'appoggiava e dipendeva da esso duca totalmente come suo capo.

wäre derſelbe früher erfolgt, das würde für das Wohl von Frankreich beſſer geweſen ſein. Auch Navarra und St. André waren todt. Der Krieg hatte die Häupter geſtürzt, welche ihr ihren Willen aufgelegt hatten; ſie konnte, ſo viel es die Verwirrung der Dinge möglich machte, nun denken wieder ſelbſt zu regieren.

Ihre erſte That war, daß ſie den Frieden zu Stande brachte; die Häupter der entgegengeſetzten Parteien, Montmorency und Condé mußten ihr dazu die Hand bieten.

Hierauf erwarb ſie ſich das Verdienſt, die wieder vereinigten Kräfte des Königreichs gegen Havre de Grace zu führen. Die Engländer hatten glänzende Hoffnungen an dieſen Beſitz geknüpft, wenigſtens Calais meinten ſie dagegen wieder zu erlangen; aber die Mangelhaftigkeit der Befeſtigung, eine verderbliche Krankheit, welche einriß, der Zug und die Natur der Dinge machten es unmöglich, den Ort zu behaupten. Newhaven, wie die Engländer Havre nannten, fiel in die Hände der Franzoſen zurück; zu nicht geringer Ehre der Königin, von der man wußte, daß ſie auf die Unternehmung gedrungen hatte.[1]

Um jeder andern Einrede bei der Regierung überhoben zu ſein, ließ ſie den jungen König, der nun in ſein vierzehntes Jahr trat, für volljährig erklären. Dieſe Erklärung war mit einer Erneuerung des Pacifikationsedicts verbunden, das in allen ſeinen Punkten beſtätigt ward. Die Erinnerungen des Pariſer Parlaments dagegen wurden nicht ohne eine gewiſſe Schärfe zurückgewieſen.

Eine große Schwierigkeit erwuchs ihrer Regierung aus

[1] Barbaro: essendo seguita questa impresa quasi per sola volontà sua.

der von Zeit zu Zeit aufflammenden Feindschaft der Parteien. Die Wittwe des Herzogs von Guise flehte um Rache wegen des Todes ihres Gemahls; überdieß gab es die mannigfaltigsten Streitigkeiten über Besitzthümer und Rechtsansprüche. Die Königin suchte beide Theile wenn nicht zu befriedigen, doch in Ergebenheit festzuhalten. Mit kluger Ueberlegung, sagt der Venetianer Barbaro, verfährt sie gegen die Einen und die Andern, faßt ihre Beschlüsse nach der Lage der Umstände und führt sie aus nach neuen Rücksichten; sie weiß die Einen und die Andern bald mit Hoffnungen, bald mit Besorgnissen zu erfüllen. Die durch Guises Tod erledigten Aemter theilte sie unter die Verwandten desselben, ohne die Beschwerden des Connetable, der die Würde eines Grandmaitre für sich in Anspruch nahm, zu berücksichtigen. Bald darauf aber stellte sie diesen durch eine außerordentliche Begünstigung seines Sohnes zufrieden. Im December 1563 erschienen der Connetable und der Admiral am Hofe; sie hatten ein größeres Gefolge als der König selbst, mit Ingrimm bemerkten die Pariser, daß dabei Leute seien, welche einst die Stadt haben erobern und plündern wollen; die Königin that nichts dagegen.

Der Prinz von Condé, der es bei der Belagerung von Havre nicht an sich hatte fehlen lassen, erschien im Anfang 1564 am Hofe zu Fontainebleau und ward auf das beste empfangen. Wie durch Tapferkeit im Feld, so wünschte er bei den ritterlichen Festlichkeiten — in denen man sich damals die griechische Heldenfabel darstellend vergnügte — durch Gewandtheit zu glänzen. In die Wollüste des Hofes ließ er sich seiner Natur nach nur allzuleicht verstricken.

Während der Hof sich von Fontainebleau auf jene Rundreise durch das Reich begab, welche ihn auch nach Bayonne

führte, war die Sorge für die Ruhe der allezeit gährenden Hauptstadt dem Sohne des Connetable, Franz von Montmorency, anvertraut. Unentbehrlich war ihm dazu ein vor kurzem ergangenes Verbot, Feuerwaffen zu tragen. Auch gegen den Cardinal von Lothringen, der, auf ein von der Königin ihm gewährtes Vorrecht trotzend, mit bewaffnetem Gefolge seine beiden Neffen Guise und Mayenne in Paris einführen wollte, machte er es geltend; er entwaffnete ihn bei seinem Einzug. Montmorency meinte, nicht dulden zu dürfen, daß die allgemeinen Gesetze in seinem Gouvernement übertreten würden, gar vieles hatte er gegen jenes Privilegium und die Art und Weise des Cardinals sich desselben zu bedienen, einzuwenden. Die Welt sah darin doch wieder eine Regung der alten Parteien, von denen die eine der andern einen Streich zu versetzen vorhabe. Die Königin ruhte nicht, bis bei ihrer Rückkehr zu Moulins der Streit wenigstens äußerlich beigelegt wurde. Der Admiral Coligny erklärte vor dem geheimen Rath des Königs, gleich als vor Gott, daß er an der Ermordung des Herzogs keinen Theil gehabt habe, und ward von aller Schuld freigesprochen. Es kam zu einer Scene der Versöhnung, die wenigstens auf einige Zeit Ruhe verbürgte.

Und so hätte sich wohl weiter leben lassen, hätte nicht die allgemein europäische Natur des großen religiösen Gegensatzes unaufhörlich aufregend auch auf Frankreich zurückgewirkt.

Das Concilium, das die Bekenner der neuen Meinungen so oft gefordert, war endlich, freilich in ganz andern als den von ihnen vorgeschlagenen Formen, gehalten worden, und hatte damit geendigt, jede Abweichung von dem alten System zu verwerfen; es gab diesem eine haltbarere Fassung und der

Hierarchie überhaupt einen Zusammenhang und eine Disciplin, wie sie noch niemals gehabt hatte.

In Frankreich war man nicht gemeint, sich den Satzungen des Conciliums in Bezug auf Verfassung und Reform so geradehin zu unterwerfen. Eine Anzahl Präsidenten und Mitglieder des Parlaments, denen der Hof sie vorlegen ließ, erklärten, daß sie mit den Rechten der Krone und den Prärogativen der gallikanischen Kirche unverträglich seien.[1]

Wie hätte auch die französische Gesetzgebung, die eben damit beschäftigt war, die Gerichtsbarkeit vor allem fremdartigen Einfluß zu befreien und sie in den Händen der höchsten Gewalt zu centralisiren, sich mit Decreten vereinbaren sollen, welche dem geistlichen Gericht seine alte volle Unabhängigkeit vindicirten. Das Bestreben des Kanzlers Lhopital war vielmehr, die Geistlichkeit der weltlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen; wie er, so waren vier Fünftheile seiner Collegen im Conseil gesinnt. Die Königin hatte den Gedanken, da sich von den Artikeln des Conciliums nichts Gutes erwarten lasse, eine Zusammenkunft der vornehmsten Fürsten zu Stande zu bringen, um den Papst zu mancherlei Dingen zu nöthigen, in denen er sich bisher sehr hart zeige; denn der Autorität so großer Fürsten werde er nicht widerstreben können.

So weit wir authentische Kunde von ihren Gesinnungen in dieser Zeit haben, können wir nicht zweifeln, daß sie diesen Zustand des Friedens, nach welchem sich wohlgesinnte Männer,

[1] Die von Matthieu Histoire de France I, 279 mitgetheilten und auch sonst vorkommenden Artikel einer Legation, die im Februar in Fontainebleau eingetroffen sein soll, kann ich nicht für ächt halten. Sie sind mit den Briefen der Königin 28. Febr. und von Morvilliers 3. März 1564 unvereinbar.

wie der Geſchichtsſchreiber de Thou, ſpäter zurückſehnten, alles Ernſtes zu erhalten wünſchte. Durch das Unglück des letzten Krieges, ſagt ſie in einem Schreiben an ihren Geſandten in Wien, habe man gelernt, daß die Religion nicht mit Gewalt der Waffen herzuſtellen ſei; ſie habe ſich von vorn herein einem ſolchen Beginnen widerſetzt, aber es damals nicht verhindern können; nachdem die Pacifikation einmal nicht ohne die äußerſte Mühe zu Stande gebracht ſei, wolle ſie, wenn es nöthig werde, ihr eigenes Leben dafür einſetzen. [1]

Welche Haltung aber auch der Hof annehmen mochte, der in der Tiefe wirkſame, niemals beſchwichtigte Geiſt der Parteiung, verbunden mit der religiöſen Agitation, beſonders der jeſuitiſchen Predigt und Lehre, die ſich trotz allen Widerſpruches in Frankreich befeſtigten, brachten eine entgegengeſetzte Bewegung in der Nation hervor. Der den Bekennern einer anerkannten und herrſchenden Doktrin natürlich inwohnende Widerwille gegen jede Abweichung ward zum glühenden Haſſe angefacht. Man vernahm aus der Menge Aeußerungen von Blutgier, die in Erſtaunen ſetzten.

Als der Hof nach Lyon kam, iſt ihm geſagt worden, wenn der König mit ſeinen Räthen der bevorſtehenden allgemeinen Erhebung gegen die Hugenotten widerſtreben ſollte, ſo werde ſich dieſe gegen ihn ſelbſt wenden. Schon regte ſich wieder die Begierde nach den zu confiscirenden Gütern. Im ſüdlichen Frankreich wurden antiproteſtantiſche Verbindungen geſchloſſen, die der Hof weit entfernt war zu billigen.

Dazu kam aufs neue der Einfluß der Spanier, welche jedes Zugeſtändniß für ſich ſelbſt verwarfen, und auch in Frankreich rückgängig zu machen ſuchten.

[1] Je veux conserver la tranquillité d'aujourd'hui jusques à y employer ma propre vie. Bei le Laboureur Additions zu Caſtelnau II, 329.

Es ist ganz wahr, was man immer erzählt hat, daß bei der Zusammenkunft der Königin Mutter und ihrer Tochter von Spanien, die im Juni 1565 zu Bayonne stattfand, der Herzog von Alba nichts unversucht ließ, um den französischen Hof zu stärkeren Vorkehrungen gegen die Hugenotten zu veranlassen. Auch fand er darin bei einigen Franzosen, welche ihren Hof begleiteten, lebendige Beistimmung. Der Herzog von Montpensier, der sich eben selbst an die Spitze eines katholischen Bundes hatte stellen wollen, Blaise Montluc, der einen ritterlich religiösen Ruhm im Kampfe mit den Hugenotten suchte, der Cardinal von Guise und andere stimmten überein, daß man zwei große Mittel gegen die Hugenotten in Anwendung bringen müsse: das eine sei, ihre sämmtlichen Prediger aus dem Lande zu jagen, das andere aber, die vier bis sechs Unglückseligen, die sich an die Spitze der Faction gestellt und von denen alles abhänge, entweder geradezu umzubringen, oder auf eine andere Weise unschädlich zu machen. Wenn man aber geglaubt hat, daß auch der junge König oder die Königin Catharina mit diesen Rathschlägen einverstanden gewesen, daß Pläne gefaßt worden seien, sie auszuführen, so ist das ein großer Irrthum. Karl IX. drückte eines Tages seinen Widerwillen gegen Gewaltsamkeiten, die nur den Krieg erneuern würden, so lebhaft aus, daß Alba ironisch bemerkte, er scheine seine Lection gut gelernt zu haben. Catharina wies die Anmuthung, Lhopital abzusetzen, mit Entschiedenheit von der Hand; sie sprach sogar noch einmal von einer kirchlichen Nationalversammlung, wo man die Annehmbarkeit der Decrete von Trient prüfen werde.[1] Auch die Spanier gingen nun auf die

[2] So enthalten die Briefe Alba's an König Philipp vom 13. Juni

Vorschläge der Franzosen, zu einer neuen Allianz der beiden Häuser durch anderweite Vermählungen, nicht ein. Man schied sehr kalt von einander.

Alba ließ darum die Summe seiner Ideen nicht fallen. Er äußerte den weitaussehenden und verwegenen Gedanken, wenn die französische Regierung ihre Theilnahme versage, sich an die Häupter der Katholiken zu halten, in denen sich bereits eine Anhänglichkeit an König Philipp zeige, die mit dem Vertrauen der eigenen Unterthanen wetteifere. Montpensier hatte gesagt, wenn man sein Herz öffne, werde man den Namen Philipp darin geschrieben finden.

Noch einige Zeit nachher finden wir Catharina ihren Grundsätzen getreu. Als es in Folge der Strenge der spanischen Maßregeln zum Ausbruche von Unruhen in den Niederlanden kam, pries sie Frankreich glücklich, das so große

bis 4. Juli, von denen H. Martin X, 682 einen Auszug mitgetheilt hat. St. Sulpice (bei Raumer Briefe aus Paris I, 117) war nicht wohl unterrichtet. Die unzähligemale wiederholte Behauptung, daß hier in Bayonne eine Ermordung sämmtlicher Hugenottenführer, eine sicilianische Vesper angerathen und beschlossen worden sei, die gleich damals in Gang kam, ist mit Nachdruck von Gio. B. Adriani Storia di suoi tempi 1583. III, 740 aufgestellt worden: man habe die noch bevorstehende Zusammenkunft von Moulins dazu benützen wollen, aber es aufgeschoben, per alcuni sospetti, che apparivano nelli Ugonotti. Er sagt nicht, daß er das aus besondern Nachrichten habe; questo fatto non si seppe allora per alcun principe ma il tempo l'a poi scoperto. Dieser Erzählung verschaffte Thuanus dadurch Credit, daß er andeutet, sie möge wohl aus den Papieren des Herzogs Cosmo von Florenz stammen: ex Cosmi Etruriae ducis, ut verosimile est, multa hausit (die Worte Adrians erinnern an die Ausdrücke, die in der schon 1575 herausgegebenen Lebensbeschreibung des Admirals vorkommen); sie hat dann späterhin die Geschichte beherrscht.

Uebel nicht erfahre: nur müsse man auch darauf denken, den friedlichen Zustand aufrecht zu erhalten.[1]

Eben das aber gehört zu den schwersten Aufgaben aller Politik, in Zeiten allgemeiner Parteiungen, die durch Europa hin und wieder wogen, in mannichfaltigem Kampfe auf einander treffen, daß ein Staat, in dessen Innerem die nämlichen Elemente gähren, eine unabhängige Stellung bewahre. Dazu gehört ein fester gewisser Geist der allgemeinen Führung, ein bestimmtes Ziel.

In Catharina, deren persönliche Eigenschaften wir später vergegenwärtigen wollen, lebte so viel Bewußtsein von den Bedingungen der Macht, daß sie die Parteien niederzuhalten suchte; ihre Friedensliebe hatte keinen andern Grund, als daß es mit Krieg nicht gehe; tausendmal sagte sie dem päpstlichen Nuntius, dem spanischen, dem venetianischen Gesandten, daß sie dennoch den alten Zustand herzustellen hoffe. Die Meinung, daß sie eine Hinneigung zu den Hugenotten oder ihrer Lehre hege, wies sie immer mit einer Art beleidigter Entrüstung von sich. Man sah sie wieder mit ihren Söhnen kirchlichen Processionen beiwohnen; sie entfernte die Damen des Hofes, die sich den katholischen Diensten und Ceremonien entzogen; wo der Hof erschien, sollte auf mehrere Meilen in der Runde kein protestantischer Gottesdienst gestattet sein. Das Pacifikationsedict wurde durch einseitige Verfügung bald auf die eine, bald auf die andere Weise beschränkt, auf die

[1] Qu'il se falloit mettre en peine de s'y conserver (en repos) e d'y demeurer hors des maux, que havoient les aultres. Aus einem ihrer Schreiben bei Bouillé II, 383. Eine unentbehrliche Vorarbeit für eine ausführliche Geschichte dieser Zeit wäre eine Sammlung der Briefe Catharinas.

Beſchwerden der Hugenotten keine Rückſicht genommen, wenn ſie auch noch ſo begründet waren; ſie knirſchten mit den Zähnen, aber ſie rührten ſich nicht, da die allgemeine Haltung zufriedenſtellend war.

Dafür daß mit König Philipp, als er ein italieniſch-ſpaniſches Heer unter dem Herzog von Alba nach den Niederlanden vorrücken ließ, ein Verſtändniß obgewaltet habe, iſt nie ein Beweis zum Vorſchein gebracht worden. Vielmehr finden wir, daß man Städte befeſtigte, weil ſie dabei von den Spaniern, wiewohl man es nicht vermuthen wolle, möglicherweiſe angegriffen werden könnten; daß ſo wie vor Kurzem ein Bund mit der Schweiz recht eigentlich im Gegenſatz mit Spanien erneuert worden war, auch im Jahr 1567 eine neue Werbung daſelbſt in unaufhörlicher Reibung mit der ſpaniſchen Factſon bewirkt wurde.

Aber das war doch auch nicht zu erreichen, daß ſich die Regierung, wie die Häupter der Hugenotten forderten, der niederländiſchen Bewegung zum politiſchen Vortheil von Frankreich bedient, oder dem Heereszug Alba's entgegengeſetzt hätte. Condé ſchien daran ehrgeizige Hoffnungen zu knüpfen; zwiſchen ihm und dem zweiten Sohne der Königin, den dieſe jetzt an die Spitze der bewaffneten Macht zu bringen ſuchte, weil ſie ihn perſönlich ſelbſt zuverläſſiger fand als den König, dem Herzog von Anjou, iſt es einſt bei ihrem Abendeſſen zu einer leidenſchaftlichen Erklärung gekommen. „Vetter," ſagte der Herzog, „wenn ihr nach Dingen ſtrebt, die mir gebühren, ſo werde ich euch in dem Grade klein machen, als ihr groß zu werden gedenkt." [1] Wo waren die Zeiten hin, da der Prinz

[1] Was Brantome im Leben Condé's (Hommes illustres III, 218) hierüber erzählt, empfängt eine eigenthümliche Erläuterung aus den nach

auf die allgemeinen Angelegenheiten einen leitenden Einfluß zu gewinnen und die den Glaubensgenoſſen mißfälligen Beſtimmungen der Pacifikation zu mildern ſich geſchmeichelt hatte. Gerade ſeine Anſprüche gaben der Königin eine Abneigung gegen ihn.

Während aber der Vorkämpfer der Hugenotten von dem Hofe wich, erſchien der Cardinal von Lothringen daſelbſt, und nahm ſeinen alten Platz im Conſeil ein. Bei aller äußern Mäßigung und mancherlei Schwanken in ſeinem momentanen Bezeigen, war er doch immer derſelbe, unwandelbar in ſeinen Abſichten, trotz aller Verſöhnung unverſöhnlich. Noch war er nicht Meiſter im höchſten Rath, aber jeden Augenblick konnte er es werden.

Und indem erſchallte die Nachricht von der Ankunft Alba's in den Niederlanden, den gewaltſamen Maßregeln, die er gegen alle ergriff, die bisher mächtig geweſen und die er für feindſelig oder doch nicht einverſtanden hielt. Die Proteſtanten in ganz Europa ſahen in ſeiner Sendung eine allgemeine Gefahr, den Beginn eines ihnen allen geltenden feindlichen Unternehmens. Wem aber wäre dieſe Gefahr näher geweſen, als den Hugenotten in Frankreich?

Auch die franzöſiſche Regierung bewaffnete ſich. Der Pariſer Bürgermiliz wurden neue Capitäne gegeben, die Compagnien der Hommes d'Armes ergänzt, die neugeworbenen Schweizer, welche die Grenzen hatten beſchützen ſollen, in das Innere des Landes gezogen, ſechstauſend an der Zahl, ſämmtlich eifrig katholiſch. Das waren die alten Gehülfen der höchſten Gewalt bei ihren innern ſowie ihren äußern Kriegen; der

Deutſchland gelangten Nachrichten bei Schardius de rebus gestis sub Maximiliano II, 64.

Untergouverneur von Champagne, Barbezieux, ließ verlauten, daß ſie eben gegen die Hugenotten beſtimmt ſeien. Aus der Mitte des Conſeils ſind dieſe gewarnt worden, von denen, die mit ihrer Hülfe dem Cardinal noch Widerſtand zu leiſten hofften. Die äußerſten Beſorgniſſe erwachten in ihnen; ihr König war ein Kind, die Königin eine unzuverläſſige Frau, der niemand traute: wie leicht, daß man dieſe jetzt überredete, was ſie für unausführbar gehalten habe, werde recht wohl durchzuführen ſein, oder auch daß ſie wie im Jahr 1562 von einer feindſeligen Faction fortgeriſſen wurde, deren Handlungen wenigſtens ſcheinbar zu billigen. Dahin wollten es die Hugenotten jetzt nicht wieder kommen laſſen. Könne man, ſagten ſie, von ihnen verlangen, ruhig zu warten, bis ſie durch die Gewalt ihrer Gegner am Hofe aufs Neue verdammt und überwältigt würden, bis man ſie ins Gefängniß werfe oder auf die, welche flüchtig werden, in den Wäldern Jagd mache? Bei der Macht, die in ihren Händen ſei, würde dieſe Kleinmüthigkeit ſie unter allen Kriegsleuten der Welt in Verachtung bringen. Sie faßten den Gedanken, dem Feind dießmal zuvorzukommen, und den Hof zu nöthigen, den Cardinal zu entfernen, die Schweizer zu entlaſſen. Denn das lehre nun einmal die franzöſiſche Geſchichte, daß nur die Partei etwas vermöge, die des Hofes mächtig ſei.[1]

Hätte Calvin gelebt, der würde, denke ich, ein Abweichen von dem Weg der formellen Geſetzlichkeit, an dem die Gläubigen immer feſthalten ſollten, ſo wenig gebilligt haben, wie einſt das Vorhaben von Amboiſe. Auch war der einſichtsvollſte und ruhigſte der franzöſiſchen Führer, Admiral Coligny, urſprünglich dagegen. Aber dem Andrang der leicht

[1] La Reue Mémoires Anc. Cl. XLVII, 169.

entzündlichen, von proteſtantiſchen Sympathien ergriffenen, durch dunkle Beſorgniſſe aufgeregten Edelleute, denen alles gerechtfertigt ſchien, wenn ſie einen Prinzen von Geblüt an der Spitze hatten, wie Condé, der jetzt ſo eifrig war, wie irgend ein anderer, konnte er nicht widerſtehen. Sie beſchloſſen, denn immer waren ſie vorbereitet, zu den Waffen zu greifen.

Auf Einen Tag, 27. Sept. 1567, brach allenthalben die Bewegung aus; während die entferntern Provinzen ſich jede für ſich ſelbſt erhoben, trafen die Hugenotten aus den nächſten in Roye en Brie zuſammen und nahmen ihren Weg nach dem königlichen Hoflager — damals in Monceaux bei Meaux — das ſie bei der Vorbereitung zur Feier des Ordens vom h. Michael zu überraſchen hofften.

In Geheimhaltung des Planes, Raſchheit und Präciſion der Ausführung fanden die gelehrten Zeitgenoſſen nichts, was mit dieſem Unternehmen zu vergleichen wäre, im ganzen Lauf der Geſchichte, bis auf den pontiſchen Mithridates zurück.

Der Hof, noch zur rechten Zeit gewarnt, zog ſich unter dem Schutze der Schweizer nach Paris zurück; inſofern war das Unternehmen der Hugenotten mißlungen; aber ſie beherrſchten allenthalben das Land, bedrohten die Hauptſtadt, und den Cardinal von Lothringen hatten ſie wirklich vom Hofe entfernt; während des Tumultes fand er Gelegenheit, zu entfliehen und ſich nach Rheims zu begeben.

Ihm ſchien es ſehr möglich, daß die Hugenotten doch noch Meiſter im Kampfe bleiben, die Krone zu einer Abkunft nöthigen, und dabei ihn und ſein Haus aus Frankreich verjagen möchten.

Ueberaus merkwürdig und, zwar nicht für den Augenblick, aber für die ſpätern Zeiten folgenreich ſind die Anerbietungen,

welche er von dieſer Beſorgniß getrieben an den König von Spanien richtete. Er machte denſelben aufmerkſam auf die Anſprüche, die er kraft des Rechtes ſeiner Gemahlin an die Krone von Frankreich erheben könne; zunächſt bot er ihm an, ſich ganz unter ſeinen Schutz zu begeben, und ihm einige feſte Plätze an der franzöſiſchen Grenze zu überliefern. Nicht auf das übrige, aber auf die Beſetzung dieſer Plätze waren der König und ſein Feldherr damals geneigt einzugehn.[1] Sie fürchteten wirklich, daß es den Hugenotten gelingen könne, den Hof ſich zu unterwerfen; in dieſem Falle waren ſie entſchloſſen, den Krieg zur Herſtellung des Katholicismus in Frankreich ſelbſt zu führen.

Zu ſo entſcheidenden Gegenſätzen kam es jedoch dießmal noch nicht. Nachdem den Hugenotten der erſte Anlauf mißlungen war, begnügten ſie ſich, Forderungen zu ihrer Sicherheit aufzuſtellen, und die ganze Frage war, ob der Hof ihnen dieſelben zugeſtehen werde.

Zuerſt brachten ſie die ſo oft vorgetragenen Anliegen der Nation mit ihrer beſonderen Sache in Verbindung. Es waren Beſchwerden über unwürdige Beſetzung der Aemter, die immerfort auch im Frieden ſteigenden Auflagen, durch die ſich nur die größtentheils italieniſche Finanzwelt bereichere, die Anweſenheit fremder Truppen; ſie verlangten abermals eine Einberufung der Stände. Aber ſie hatten Sinn dafür als man ihnen ſagte, daß da vieles vorkomme,[2] womit in das königliche

[1] Man erfährt dieß aus einem Schreiben Alba's an den König Philipp II., 1. Nov. 1567, bei Gachard Correspondance de Philippe II, I, 593 nr. 673.

[2] Bei Popelinière XII, 21, 23 finden ſich beiderlei Artikel. Serranus bemerkt, daß die Königin »caput illud de onerum levatione« für aufrühreriſch erklärt, und dadurch die Veränderung veranlaßt habe. III, 92.

Amt gegriffen werde; in einer zweiten Eingabe ließen sie das alles fallen; sie verlangten nur „Gott nach der Reinheit des Evangeliums öffentlich anrufen zu dürfen, ohne Unterschied des Ortes und der Personen, um dann dem König den Gehorsam beweisen zu können, den sie ihm zunächst nach Gott schuldig seien." Ihr Wunsch ging ohne Zweifel auf volle Gleichberechtigung; ausdrücklich aber forderten sie nichts weiter, als die Zurücknahme der dem Pacifikationsedict hinzugefügten Beschränkungen.

Schon fühlte sich aber der Hof inmitten seiner rechtgläubigen Hauptstadt nicht so schwach, um ihnen nur auch dieß sofort nachgeben zu müssen; von der Geistlichkeit, die eben in Folge des Vertrags von Poissy versammelt war, mit einigem Geld unterstützt, konnte er in Kurzem eine Streitmacht aus den Mauern von Paris gegen die Hugenotten ins Feld schicken. Der alte Montmorency hatte sich noch einmal dem König zur Verfügung gestellt, denn für die Krone wolle er zu seinen Füßen sterben; er führte die Truppen an. Am 10. November kam es zu einem heftigen, kurzen, blutigen Zusammentreffen bei St. Denys, wo die Hugenotten das Schlachtfeld verloren, aber auch die Katholischen die empfindlichsten Verluste erlitten. Montmorency starb wenige Tage darauf an den Wunden, die er hier erhalten hatte.

Es wäre nur auf die Königin angekommen, bedeutendere Streitkräfte in den Kampf zu führen. Der Herzog von Alba bot ihr an, mit einem Heer von 5000 Mann zu Pferd und 15,000 Mann zu Fuß in Frankreich einzurücken [1] und der ganzen Sache ein Ende zu machen. Man begreift es, wenn sie Bedenken trug, eine Gewalt nach Frankreich zu berufen, die ihr selbst Gesetze vorgeschrieben hätte. Aber was soll

[1] Schreiben Alba's Dec. 1567 bei Gachard a. a. O. 608.

man ſagen, wenn ſie ſogar nichts dagegen hatte, daß indeß in Deutſchland für die Hugenotten geworben wurde,[1] und diejenigen welche mit den Rüſtungen beſchäftigt waren aufforderte, ſolche, als zu dem Frieden dienlich, zu beſchleunigen.

Achthalbtauſend Reiter und ein paar tauſend Mann zu Fuß drangen unter dem glaubenseifrigen und allezeit ſchlagfertigen Johann Caſimir von der Pfalz in Frankreich vor; nicht, wie er ſagte, um den König zu bekämpfen — würden ſeine Glaubensgenoſſen das thun, ſo würde er die Waffen gegen ſie ſelber richten' — ſondern nur um ſie gegen ihre religiöſen und perſönlichen Widerſacher zu ſchützen. Als hierauf, mit dieſen Deutſchen vereinigt, die Hugenotten ſich gegen Chartres wandten und die Stadt ihren Angriffen erliegen zu müſſen ſchien, entſchloß ſich der Hof wirklich zum Frieden (28. März 1568); er bewilligte ihnen, was ſie von Anfang gefordert hatten, die Herſtellung des Pacifikationsedictes in ſeine unbeſchränkte Wirkſamkeit.

Ein Verlangen, das damit in Verbindung ſtand, Sicherheiten für die Erfüllung der gemachten Zuſagen zu geben, lehnte die Regierung ab, weil es eine Unwürdigkeit enthalte; und die Hugenotten beſchloſſen nicht darauf zu beſtehen. Denn ſchon ſehnten ſich die Edelleute nach den Mühen des Winterfeldzuges nach Hauſe; ſie meinten ihren Zweck erreicht zu haben, und hofften nun im Frieden „Gott verehren und dem Könige dienen zu können." Wie ſie, ſo zogen die Deutſchen in ihre Heimat zurück. Es ließ ſich an, als ob das Gleichgewicht der Parteien ſich auch unter den allgemeinen Stürmen wiederherſtellen würde.

Durfte man aber bei der Natur der franzöſiſchen Verhältniſſe und Perſönlichkeiten dieß in der That erwarten?

[1] So berichtet Hubert Languet. Epp. arc. I, 43.

Ich möchte nicht wiederholen, was man oft behauptet hat, der Friede sei in der bewußten Absicht geschlossen worden, ihn sofort zu brechen. Eben die gemäßigten Mitglieder des Conseils, welche Zugeständnisse nothwendig fanden, und ihr ganzes System darauf gründeten, der Kanzler Lhopital, die Bischöfe von Limoges und Orleans brachten ihn zu Stande, und waren ohne Zweifel Willens, ihn zu beobachten. Allein in das Conseil selbst war die Parteiung gedrungen; neben den Friedliebenden saßen andere Männer, welche jede Nachgiebigkeit grundsätzlich verwarfen; der Cardinal von Lothringen hatte, als die Gefahr vorüber war, seine Stelle darin wieder eingenommen. Er fand jetzt mehr Anhalt als früher bei der Königin, da sie, wie ihre Aeußerungen auch schwanken mochten, den Hugenotten ihre letzte Erhebung, die Nichtachtung der königlichen Würde, die sie dabei kundgegeben, die Verlegenheit, in welche sie den Hof gebracht hatten, nicht vergeben konnte. Der Cardinal war ihr ohnehin unentbehrlich, da sein Ansehen die auf ihn besonders trauende katholisch gesinnte Hauptstadt am leichtesten zu Geldbewilligungen vermochte. Aufs Neue hatte König Philipp in rücksichtsvollen Ausdrücken seine Hülfe angeboten. Er hob besonders das politische Motiv hervor, den Akt der Rebellion, welcher bei Meaux begangen worden. Man möge nicht glauben, sagte er, daß er aus eigennützigen Rücksichten in Frankreich Entzweiungen zu säen suche, er sei ferne von diesen Künsten, ein Mann von Ehre und ein Ritter; mit allem was er habe und was er sei,[1] stehe er der französischen Krone zum Kampfe gegen die Rebellen zu Diensten.

[1] che si vaglino delli stadi della persona e di quanto ha. Der venetianische Gesandte in Spanien 10. Nov. 1567.

Auch gar manche Andere erinnerten, die Absichten jenes Anlaufes übertreibend, den jungen König Carl, daß er Rebellen, die ihm nach Leib und Leben gestanden, keine Rücksicht noch Treue schuldig sei. In Alba's Anschreiben erscheinen die starrsten Grundsätze religiöser und politischer Alleinherrschaft. „Ein Fürst," sagte er, „der mit seinen Unterthanen einen Vertrag eingehe, könne niemals mehr auf ihren Gehorsam zählen; geistliche Zugeständnisse seien ihm gar nicht erlaubt, denn er greife dadurch in fremde Rechte, die Rechte Gottes ein, welcher das nicht dulden werde. Besser sei es ein Reich durch Krieg verderben, als es abfallen lassen von Gott und dem König, zum Vortheil des Satans und seiner Anhänger, der Ketzer."[1] Seine Ermahnungen mußten um so wirksamer werden, da es ihm gelang, die Niederlande in Unterwürfigkeit zu erhalten. Der Cardinal fügte hinzu: der Abfall sei von der Gottheit nur zugelassen, damit der König die derselben angethanen Beleidigungen rächen könne, unterlasse er das, so habe er die Strafe Gottes zu erwarten. Papst Pius V. sprach seine Mißbilligung der geschlossenen Abkunft in herben Worten aus, und forderte den König auf, sein Reich von den Ketzern, zunächst den Hof von den verderblichen Rathgebern, mit denen er umgeben sei, zu reinigen.

Ueberdieß aber war im Innern des französischen Reiches eine verwandte Stimmung erwacht. Die bewaffnete Erhebung der Hugenotten, welchen Grund sie auch immer haben mochte, die Gewaltsamkeiten, die sie begingen, erregten den Widerwillen

[1] Il vaut beaucoup mieux avoir un royaume ruiné, en le conservant pour dieu et le roi, que de l'avoir tout entier au profit du demon et des hérétiques ses sectateurs. Bei Gachard a. a. O. 609.

aller derer, die nicht zu ihnen gehörten. Die Mischung der religiösen und politischen Parteiung sachte alle Leidenschaften an. Der Venetianer Correro versichert, er habe Niemand gekannt, der nicht um seiner eigenen, oder um der Angelegenheiten seiner Freunde willen in einer Art von Wuth gewesen sei. Wenn die Einmüthigkeit und Wachsamkeit der Hugenotten ihre Gegner eine Zeit lang in Schrecken gehalten hatte, so brachte jetzt der Friede eine doppelte Wirkung hervor; seine Bedingungen entrüsteten das altkatholische Selbstgefühl, die Entwaffnung, zu der die Hugenotten schritten, machte Muth, sich gegen sie zu erklären. In den Städten, wo nun an ihrer Stelle royalistische Garnisonen einzogen, wollten die Bürgerschaften katholischer Majorität von der Ausführung der Friedensbedingungen nichts hören, die Hugenotten erfuhren thätliche Gewalt, wo sie ihre Stimme erhoben. Hie und da weigerten sich die Gouverneurs, ihre Hand zur Erneuerung des Pacifikationsedictes zu bieten. In manchen Provinzen wurden Vereinigungen zwischen dem Gouverneur, dem Clerus und dem Adel geschlossen, die man als „christliche und königliche" bezeichnete, in denen sich aber doch Clauseln finden, die keineswegs royalistisch lauten; wie das Bündniß in der Champagne „zur Aufrechthaltung der katholischen Kirche in Frankreich und der Behauptung der Krone bei dem Hause Valois," den auffallenden Beisatz hinzufügt, „so lange man von diesem in der katholischen und apostolischen Religion regiert werde." [1] War dieß nicht eher eine Drohung als eine Zusage? Es ist noch umfassender zweideutig, als das einst von

[1] Serment des associés de la Ligue chrestienne et royalle de la province de Champagne 25 Juin 1568. Journal de Henry III. 1744. III, 31.

Franz Guiſe der Königin Catharina gemachte Verſprechen, ihr zu gehorchen, wenn ſie die Religion ſchützen werde.

Unter dieſen Umſtänden konnte ſich die gemäßigte Partei im Conſeil nicht behaupten. Lhopital ward einſt von einem deutſchen Bekannten erſucht, den Sitzungen noch zuweilen beizuwohnen, denn wenn er auch nichts Gutes darin ausrichten könne, ſo vermöge er doch vielleicht größeres Uebel zu verhüten. Der Kanzler antwortete: in dem Conſeil ſei ſchon ſein Anblick verhaßt, geſchweige daß man auf ihn hören ſollte. In ſeinem Teſtament heißt es, der junge König ſelbſt habe nicht mehr gewagt, ſeine Meinung zu äußern. An den entſcheidenden Rathſchlägen hatten nur Catharina, der Cardinal und der mit beiden einverſtandene Präſident Birago Theil.

Eine eigentliche Ausführung des Friedens war, wie berührt, ſchon gar nicht zu erwarten. Gewaltthätigkeiten von der einen, Widerſetzlichkeiten von der andern Seite, gegenſeitige Anklagen erfüllten alle Gemüther mit neuer Zwietracht. Die katholiſche Partei, nun einmal wieder im Beſitz der höchſten Gewalt, hatte bei weitem das Uebergewicht. Während die Andern ſich zerſtreuten und nach Hauſe gingen, beſetzte ſie, denn weder die Schweizer, noch die Italiener, noch die franzöſiſchen Compagnien wurden entlaſſen, allenthalben die Städte, feſten Plätze, die Päſſe über die Flüſſe mit ihren Truppen unter ergebenen Anhängern. Als ihre erſte Abſicht erſchien, die Häupter der Hugenotten in den Provinzen wo ſie ſich aufhielten, Montgommery in der Normandie, Genlis und Mouy in der Picardie, Andelot in der Bretagne, Rochefoucauld in Angoulême, Condé und den Admiral in der Bourgogne, von einander getrennt zu halten. Aber der Plan ging noch weiter. Mit aller in dieſen Dingen möglichen Beſtimmtheit wiſſen wir,

daß die Regierung den Gouverneur von Bourgogne Tavannes auffordern ließ, Condé in seinem Schloß Noyers aufzuheben. Tavannes gehörte der stärksten katholischen Farbe an, aber er trug Bedenken, den Frieden offen zu brechen, und vor allem, sich an einem Prinzen von Geblüt zu vergreifen. Diese von einer Frau, einem Geistlichen und einem Rechtsgelehrten ausgehenden Rathschläge hatten ohnehin nicht den Beifall des alten Soldaten und Edelmanns. Auf eine oder die andere Weise wußte er eine versteckte und doch verständliche Warnung nach Noyers gelangen zu lassen.[1] Eben war auch der Admiral, der bei dem Frieden nur dem allgemeinen Andringen nachgegeben, ihn eigentlich niemals gebilligt hatte, denn er sah vorher was da kommen würde, dort eingetroffen; so wohl bewacht waren die Flußübergänge doch nicht, daß es nicht mehr möglich gewesen wäre zu fliehen; der Prinz und der Admiral mit ihren Frauen und kleinen Kindern retteten sich glücklich nach Rochelle, das sich wohl gehütet hatte eine königliche Garnison aufzunehmen. Es ward der allgemeine Zufluchtsort. Cardinal Chatillon, trotz eines ihm persönlich gegebenen Versprechens in seiner Behausung bedroht, gelangte in Treport noch glücklich zu einem Fahrzeug, das ihn nach England brachte.

Vor einigen Monaten waren in den Niederlanden Egmont und Horn hingerichtet worden; man zweifelte nicht, wären die Führer der Hugenotten in die Hände ihrer Feinde gefallen, so würde ihrer ein ähnliches Schicksal gewartet haben. Es sah aus, als sollten die einst in Bayonne vorgetragenen und damals zurückgewiesenen Rathschläge nun doch ausgeführt werden. Das Pacifikationsedict wurde auf die Forderung des Papstes

[1] Mémoires de Tavannes A. C. XXVII, 40. Popeliniere versichert, daß alle Gouverneure ähnliche Befehle hatten.

feierlich zurückgenommen. Die Prediger sollten das Reich binnen vierzehn Tagen verlassen, kein Reformirter mehr zu einem öffentlichen Amte gelangen; denen welche sich ruhig zu Hause halten würden, sollte die einfache Gewissensfreiheit bewilligt, die öffentliche Ausübung einer andern als der katholischen Religion aber bei Todesstrafe verboten sein. Die Königin ließ sich gefallen, daß in dem Erlaß die frühere Verwaltung unter König Franz, die sie selbst hatte zerstören helfen, als heilbringend gepriesen wurde. Alles lenkte auf die damals verlassenen Bahnen wieder ein. Dagegen ließ sich der heilige Vater zu der seltenen Gunst bewegen, eine Veräußerung geistlicher Güter zu genehmigen, unter der Bedingung, daß der Ertrag — ungefähr anderthalb Millionen Franken — zum Kriege gegen die Hugenotten verwendet würde. Als der Krieg ausbrach, schickte er selbst ein Heer über die Alpen mit dem Befehl, sich vor jedem Verkehr mit den Hugenotten zu hüten, und sobald von einem unkirchlichen Vertrag mit denselben die Rede sei, sich von den Franzosen zu trennen. Alba gab den Führern der Truppen, die er nach Frankreich gehen ließ, die Weisung, dahin zu wirken, daß das Beispiel, das er in den Niederlanden gegeben, auch dort befolgt werde.

So ergriff die allgemeine Bewegung Frankreich. Aus den französischen Verhältnissen allein ließe sich die Erhebung der Hugenotten im September 1567 nicht erklären, geschweige denn rechtfertigen: es war die Antwort des protestantischen Geistes auf das Unternehmen Alba's in den Niederlanden. Aber Ein Gegensatz ruft immer den andern hervor. Die Rückwirkung ihres Unternehmens war, daß der Geist der katholischen Reaction sich in Frankreich gewaltig aufrichtete, und aus aller Welt Verbündete an sich zog. Die Zwistigkeiten zwischen den

Staaten hörten einen Augenblick auf, die großen Gegensätze beherrschten alles. Betrachten wir noch die eigenthümliche Art, wie sie sich zuweilen manifestirten. Um die deutschen Truppen besolden zu können, hatten vor dem Jahre die Hugenotten, Fürsten und Gemeine, ihre besten Kostbarkeiten und Ersparnisse geopfert. So brachte man im Kirchenstaat das Geld, das zur Ausrüstung des katholischen Heeres nöthig war, durch freiwillige Beiträge zusammen. Indessen wurde Geld in den englischen Kirchen gesammelt, um die Protestanten in Frankreich und den Niederlanden zu unterstützen.

Wenn, wie wir sahen, mit dem katholischen Unternehmen eine gemeinsame politische Tendenz verbunden war, die Absicht, die abstracte Autorität, welche aus der Verbindung der geistlichen und weltlichen Macht hervorgehen sollte, durchzuführen, so fand auch diese ihre Entgegnung.

Ich weiß nicht ob es zu dem Bunde kam, der damals zwischen den niederländischen und französischen Oberhäuptern unterhandelt ward, nur der Entwurf eines solchen ist vorhanden; aber höchst merkwürdig sind die Motive, die darin hervorgehoben werden. Nicht mit ihren Fürsten, sagten sie, seien sie im Streit, sondern nur mit deren Rathgebern, welche wie die wahre Religion, so den Adel und den angesehenen Bürgerstand, ohne den doch kein Fürstenthum bestehen könne, zu unterdrücken suchen, um ihre persönliche Tyrannei zu begründen; man müsse das Fürstenthum selbst vor diesem Abgrund retten.[1]

[1] Projet d'alliance Août 1568 bei Groen: Archives de la maison d'Orange Nassau III, 282; leur intention est, d'exterminer la vraye religion et aussy la noblesse et aultres gens de bien, sans lesquels les rois ne peuvent être maintenus en leurs royaulmes.

In Deutſchland und in England wollte man niemals zugeben, daß Condé und Oranien Rebellen ſeien, da fühlte ſich das beſtehende Fürſtenthum ſelbſt von dem Fortgang dieſer ideal-hierarchiſchen Gewalt nach den Grundſätzen von Trient am Leben bedroht. Im Juli 1568 berichtete man der Königin Eliſabeth von neuen Verſuchen zu ihrem Verderben; eine Excommunikationsbulle ward in Rom vorbereitet, die ſie aller ihrer Rechte beraubte. Die Länder waren verſchieden, die Gefahren näher oder ferner: die Sache war dieſelbe.

So begann der Krieg, der in vieler Hinſicht ein allgemeiner iſt; auch in ſeinem Verlauf in den Niederlanden und Frankreich darf er als ein einziger angeſehen werden.

Im Jahr 1568 ward er hauptſächlich in den Niederlanden geführt; Alba ſchlug mit eiſernem Nachdruck alle Angriffe nieder. In Frankreich ſtellten ſich zahlreiche, ſchlachtbegierige Heerſchaaren einander gegenüber, doch kam es zu nichts weiter als zu einigen großen Scharmützeln, bis ein ſtrenger Winter alles ernſtliche Zuſammentreffen vollends verhinderte.

Im Jahr 1569 warf ſich dagegen das Gewicht des Kampfes nach Frankreich. Es bleibt dahingeſtellt, ob es ganz wahr iſt, was man damals geſagt hat, daß dieß in Folge eines förmlichen Beſchluſſes der Proteſtanten beider Länder geſchehen ſei;[1] aber jedermann fühlte den Zuſammenhang. Wenn der Cardinal von Lothringen den König von Spanien um Hülfe erſuchte, ſo war ſein vornehmſtes Argument, daß

[1] d'establir premiérement leurs affaires en France, comme au plus grand et principalieu, et que par après il leur sera bien aise de les establir aux pays bas. — La Mothe Fenelon 28 Nov. 1568 (Dep. I, 21).

das gute Glück des Herzogs von Alba den ganzen Sturm nach Frankreich treibe: sollte die Sache hier unglücklich gehen, so werde sich die gesammte Macht der Empörung nach den Niederlanden zurückwerfen. König Philipp erklärte, die französische Sache liege ihm nicht minder am Herzen als seine eigene. Der Prinz von Oranien begab sich selbst nach Frankreich: er wußte, daß er auch dort Philipp bekämpfe.

Im offenen Felde war das Glück den protestantischen Streitkräften nicht günstig. Im Mai 1569 verloren sie die Schlacht bei Jarnac, in welcher der Prinz von Condé, tapfer fechtend, umkam. Eben damals führte ein anderer Pfälzer, Herzog Wolfgang von Zweibrücken, ein mit Hülfe englischer Subsidien zusammengebrachtes Heer über die französische Grenze. Man hat die streitbaren Mannschaften genau gezählt; sie betrugen zusammen etwas über siebzehntausend Mann — oberdeutsche Fußvölker, niederdeutsche Reiter und Hugenotten. Es gelang ihnen, unter mannigfaltigen Schwierigkeiten, und obgleich ihr Führer mitten auf dem Wege starb, in die entferntesten Regionen vorzudringen, aber das Glück ward dadurch nicht wieder hergestellt; im October 1569 wurden sie in jener großen Schlacht bei Moncontour, in der die entgegengesetzten Confessionen aus allen Völkern zusammentrafen, aufs Neue geschlagen, und eben die Deutschen durch ein furchtbares Gemetzel heimgesucht. Allein schon waren die Reformirten zu zahlreich, zu gut in Ordnung, und hatten im Lande selbst zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie durch ein paar verlorne Feldschlachten hätten unterworfen werden können.

Mancher katholisch eifrige Capitän beklagte, daß man die Hugenotten laut der königlichen Edicte in ihren Häusern schonen

müſſe; aus dieſen werde dann durch Männer und Frauen das Heer genährt, und bekomme von ihnen die beſten und heilſamſten Nachrichten. [1]

Was ihnen am meiſten zu Statten kam, war, daß ſie ſich um Rochelle her ein beinahe ausſchließend proteſtantiſches Territorium gebildet hatten.

Einer der vornehmſten franzöſiſchen Handelsplätze war Rochelle von jeher, wohl bekannt den Engländern unter dem Namen der weißen Stadt, wie ſie dieſelbe von dem im Sonnenſchein wiederleuchtenden Felsgeſtade nennen, auch von den Niederländern viel beſucht; man weiß von dort einheimiſchen Kaufleuten, die auf einmal zehn Schiffe in See gehalten haben.

Ueberdieß genoß die Stadt ſeit den Zeiten des engliſchen Krieges außerordentliche municipale Freiheiten. Sie hatte ſich mit eigener Kraft von der engliſchen Herrſchaft losgeriſſen und dafür von König Karl V. nach ſeiner Weiſe treffliche Privilegien, unter andern die der eigenen Jurisdiction in der Stadt und der Bannmeile erlangt. Das Unternehmen Heinrichs II., eine Citadelle in ihren Mauern zu errichten, hatte ſie ſchon damals durch die Gunſt der Chatillons und Montmorencys glücklich abgewehrt. [2]

Schon frühe finden wir bei den Bürgern von Rochelle proteſtantiſche Sympathien, ein von einer mißlungenen Unternehmung nach Braſilien zurückkehrender Genfer Prediger ſtiftete ihnen im Jahre 1556 eine Kirche. Bei der rauhen, mannhaften, der See gewohnten Bevölkerung mußte ein Lehrer, der wie dieſer ſeine Rückfahrt auf einem kleinen Fahrzeug kühn

[1] Commentaires de Blaise de Montluc. A. C. XXV.

[2] Arcere Histoire de Rochelle I. 302 aus den gleichzeitigen Nachrichten Barbots.

unternommen und glücklich ausgeführt hatte, um so leichter Eingang gewinnen. In alle den auch hier nachwirkenden Wechselfällen des Bürgerkrieges behielt die protestantische Partei zugleich dadurch das Uebergewicht, daß die religiösen Ansprüche mit den municipalen zusammenfielen. Den durch das Edict vom Januar bewilligten öffentlichen Gottesdienst wollten sich die Einwohner von Rochelle nicht wieder entreißen lassen. Nachdem die Regierung einmal nachgegeben, ihre Besatzung zurückzuziehen, und die Bewachung des Platzes den Bürgern anzuvertrauen, waren sie nicht zu bewegen, neue Truppen aufzunehmen. Sie zogen es vor, sich dem Prinzen von Condé beizugesellen, dessen ganze Beweisführung von der Unrechtmäßigkeit der ihm entgegengestellten Gewalt sie zu der ihren machten; sie erkannten einen Stellvertreter desselben als ihren Gouverneur an und leisteten ihm den Eid des Gehorsams.

Von unschätzbarem Werthe für die Hugenotten war es, im Jahre 1568, daß die plötzlich in ihren Häusern angefallenen Oberhäupter hier eine sichere Zuflucht fanden. Auch die Königin von Navarra, die sich an den Grenzen zwischen Frankreich und Spanien von beiden Seiten her gefährdet fühlte, und dem Cardinal von Lothringen die Absicht zuschrieb, das Haus Bourbon zu vernichten, stellte sich mit ihrem Sohn und einem ansehnlichen Kriegsgefolge daselbst ein. Man dachte von Rochelle her Poitou, wo ohnehin der protestantische Adel das Uebergewicht hatte, ja Guyenne einzunehmen, und hier, wenn gleich immer unter Anerkennung des Königs, doch ein selbstständiges protestantisches Gebiet einzurichten; eine Freistatt für alle, welche in dem übrigen Frankreich keine Duldung mehr fänden. Eine Anzahl von festen Plätzen und Städten jener Landstriche, St. Jean d'Angely, das reiche

fleißige Niort, der alte Sitz der poitevinischen Grafen, Fontenay le Comte, fielen in die Hände der Hugenotten; sie wurden in diesen Gegenden so vollkommen Meister, daß die geistlichen Güter, zu deren Veräußerung sie schritten, wirklich Käufer fanden.

Es lag sehr in der Natur der Sache, wenn das siegreiche katholische Heer nach der Schlacht von Moncontour vor allem diesen Landstrich zu unterwerfen suchte. Einen und den andern Platz nahm es leicht; andere leisteten einen hartnäckigen Widerstand. Dem König, der selbst herbeikam, hat die Besatzung von St. Jean d'Angely auf seine Aufforderung zu antworten gewagt, sie sei hier hergestellt von ihrem Gouverneur, dem Prinzen von Navarra, und ihm vor allen andern Rechenschaft schuldig. Endlich mußte sie sich ergeben, aber an dieser Belagerung hatte sich die Heftigkeit und der Muth des Angriffs gebrochen.

Die Hugenotten zeigten sich doch stärker als man gemeint hatte. In Rochelle fanden sie jetzt Mittel, eine kleine Seemacht, neun Kriegsschiffe mit ihren Barken und Schaluppen aufzustellen, welche jene Küste beherrschten, und gar manches wohlbeladene Fahrzeug der Gegner aufbrachten, das sie dann als gute Beute zum Besten des Prinzen verkauften. Indessen war Nismes in Languedoc durch eine glückliche Ueberraschung in ihre Hände gerathen; in Burgund ließ sich Vezelay nicht bezwingen; in Bourbonnais kommt ein Schloß vor, das von einer Dame, Marie de Brabançon, zwei Monate lang vertheidigt ward; und feste Schlösser, kleinere oder größere Städte mit tapferen Garnisonen gab es allenthalben; welche Anstrengung, zweifelhaften Erfolges, welches Blutvergießen war erforderlich, um ihrer Meister zu werden.

Nach einiger Zeit erſchien der Admiral wieder im offenen Felde: nicht zwar mit einem eigentlichen Heere, aber mit einer Reiterſchaar, deren Kern 3000 deutſche Reiter bildeten, und der die Anweſenheit der beiden Prinzen, Navarra und Condé, in den Augen des Landes ein großes Anſehen gab. Von der Dordogne ſehen wir ſie leicht und unaufhaltſam nach der Rhone, von da nach der Loire und über die Loire ziehen; der Sinn des Admirals war, Paris oder doch die große Straße nach Paris zu bedrohen, um den Hof zum Frieden geneigter zu machen. [1]

Die Energie dieſer kriegeriſchen Haltung erweckte daſelbſt in der That nun wieder Gedanken des Friedens.

Wohl möge, ſagte man, der König den Hugenotten an Truppen und Geld überlegen ſein, aber dieſe ſeien nicht allein ſchlachtgewohnt, ſondern zu dem Aeußerſten entſchloſſen, ja verzweifelt; mit dem Geld verſtehen ſie beſſer hauszuhalten, und es fehle ihnen nie an Unterſtützung vom Ausland. Man habe ſie in zwei großen Schlachten beſiegt, aber welcher Vortheil ſei daraus erwachſen? Wenn man zwei andere gewinne, ſo werde man ſie doch nicht ausrotten und nur in langem unnützem Kampf das Reich mit Feuer und Blut erfüllen. Ueberdieß aber das Schickſal der Schlachten ſei ungewiß, wie dann wenn ſich der Sieg auf Seite der Hugenotten neige? Dann werde noch ein neuer großer Abfall zu ihnen erfolgen, und wer wolle ſagen, ob ſich jemals wieder das

[1] Aluiſe Contarini, der dieſe Motive ausführlich mittheilt: Relatione di Francia 1572. Quelli dell' una parte come dell' altra, si andavano usando a non obedire al re, far tutte le cose per viva forcia et incominciar di pensar di mutatione della forma del governo.

Verhältniß der Unterthänigkeit herſtellen laſſe. Schon ſehe man den Ungehorſam zunehmen, die Häupter auf beiden Seiten zu einer gefährlichen Selbſtſtändigkeit gelangen; das Volk gewöhne ſich an den Schein der Freiheit, es denke daran, in Cantonen für ſich ſelbſt zu leben wie die Schweizer.

Dazu kamen aber noch andere, aus der Lage der auswärtigen Verhältniſſe entnommene Beweggründe.

Ein ſo inniges Bündniß mit Spanien, wie es jetzt zu beſtehen ſchien, und für die Fortdauer des Krieges nothwendig war, lief der Natur beider Staaten und Nationen allzuſehr entgegen, um ſich lange zu behaupten. Die Franzoſen meinten, der Herzog von Alba hätte das Eindringen der Deutſchen wohl verhindern können, wenn er nur gewollt hätte; einige Aeußerungen des Herzogs über ihre Kriegführung hatten ſie beleidigt.

Hauptſächlich aber, ſie wurden inne, daß die Fortſetzung des Krieges doch zuletzt nur dem König von Spanien nützlich werden könne.

Deſſen Ehrgeiz ſchien unermeßlich zu ſein. Er hatte den Gedanken, wenn es der katholiſchen Bewegung in England gelinge, die nunmehr daſelbſt gefangen gehaltene Königin von Schottland zu befreien, ſie alsdann mit ſeinem Halbbruder, Don Johann von Oeſterreich zu vermählen, an den dadurch auch die Anſprüche Marias auf die engliſche Krone mit der Zeit übergegangen ſein würden.[1] Nachdem Philipp die Niederlande

[1] De la Mothe Fenelon verſichert (29. Dec. 1569): Alba ſuche die katholiſchen Großen ganz auf ſeine Seite zu bringen »et les attirer à ses intentions et entre autres à celle, qu'il a grande du mariage de la royne d'Ecosse et de Dom Joan avec le tiltre de la succession de ce royaume (Angleterre) a quoy le comte de Northumberland s'est toujours montré fort enclin.« II, 423.

unterworfen, ſchien er Schottland und England in Abhängigkeit von Spanien bringen zu wollen. Zugleich machte er den Vorſchlag, ſeine geiſtreiche aber nicht mehr junge Schweſter mit dem jungen König von Frankreich zu vermählen: der Cardinal Guiſe ward deßhalb nach Spanien geſendet. Wenn dieß gelang, ſo würden alle dieſe Länder, wie Italien, unter den Einfluß und die Autorität von Spanien gerathen ſein.

Unmöglich konnte dieß der Königin Catharina gefallen, die ebenfalls einen lebendigen und höchſt perſönlichen dynaſtiſchen Ehrgeiz in ſich trug, zumal da das Familienband, das ſie an Philipp knüpfte, zerriſſen, die Königin von Spanien, ihre Tochter, bereits geſtorben war.

Auch die Guiſen waren nicht dafür. So viel wir ſehen, wäre ihnen die Vermählung Marias mit Norfolk lieber geweſen, als die von Spanien vorgeſchlagene. Der Cardinal von Guiſe, dem man reiche Pfründen angeboten hat, um ihn für die Vermählung Carls IX. mit der ſpaniſchen Prinzeſſin zu gewinnen, hat geſagt, er wolle ſeinen König nicht verkaufen.

Auch abgeſehen von jener großen Combination, glaubte man am franzöſiſchen Hofe zu bemerken, daß Philipp II. ſich ſeines Bundes mit Frankreich nur bedienen wolle, um ſeine Stellung zu England zu verbeſſern, dem er ſogar Hoffnung auf Calais mache.

Die Summe iſt, daß die große im Eifer der Religion geſchloſſene und gegen die innern Feinde gerichtete Bundesgenoſſenſchaft der beiden Reiche ſich durch den alten Widerſtreit ihrer auswärtigen Beziehungen wieder zerſetzte. Der Cardinal von Lothringen ſelbſt bot jetzt dazu die Hand. Der Gedanke ward gefaßt, daß der Religionskrieg in Frankreich nicht auszumachen ſei, daß man ihn anderswohin verlegen müſſe.

Dabei konnte man ſich aber von Anfang an kein Hehl daraus machen, daß der Friede nicht ohne eine Erneuerung des Pacifikationsedictes mit allen ſeinen Clauſeln zu erhalten ſei, daß ſich die Regierung ſogar noch zu einem andern großen Zugeſtändniß werde bequemen müſſen. Wenn das Wort des Königs bisher immer als eine vollkommene Sicherung gegolten hatte, ſo war das nicht mehr der Fall, ſeitdem der letzte Friede ſo raſch und eigenmächtig gebrochen worden war; die Proteſtanten forderten und der König geſtand ihnen in der That Sicherheitsplätze zu, wo alle ihren Aufenthalt nehmen könnten, die ſich in ihren Häuſern für gefährdet hielten. Er bot ihnen anfangs drei an auf drei Jahre, bewilligte ihnen aber endlich vier, doch nur auf zwei Jahre, vor allem das gewaltige Rochelle, wo ſich nun die angeſehenſten Oberhäupter wieder einfanden, und die Königin von Navarra Hof hielt; ferner Cognac, das durch einen glücklichen Widerſtand gegen den Herzog von Anjou namhaft geworden, Montauban in Languedoc, und la Charité, das einen wichtigen Loirepaß beherrſchte. Dahin war es gekommen, daß die Regierung ſich unfähig erklärte, ihre wichtigſte Pflicht, die Erhaltung der innern Ruhe wirklich zu erfüllen; nur auf bewaffnete Aufſtellung mitten im Frieden glaubten die Hugenotten ſich verlaſſen zu können.

Die Hülfe der Deutſchen mit Männern, der Engländer mit Geld war ihnen nützlicher geweſen, als die italieniſch-ſpaniſche Unterſtützung ihren Gegnern. Mit tapferem Mannesmuth hatten ſie zuerſt den Anfall der katholiſchen Mächte ausgehalten.

Drittes Capitel.

Gegenſatz Coligny's und der Königin Mutter. — Bartholomäusnacht.

Vielleicht der berühmteſte Mann der damaligen Welt war der Führer, unter deſſen Leitung ſo Großes gelungen war, Gaſpar Coligny.

Er gehörte einem alten Geſchlecht des hochburgundiſchen Adels an; ſein Vater hatte ſich zur Seite der Könige Ruf im Kriege und Anſehen im Staat erworben; nach deſſen frühem Tode hatte es ſeine Mutter, eine Schweſter des Connetable, die ſich, ſo viel man weiß, zu der kirchlichen Abweichung in ihrer allgemeinſten Form hinneigte, den Beruf ihres Lebens ſein laſſen, ihre drei Söhne zu erziehen.

Wer die Brüder neben einander ſah, erſtaunte über die Verſchiedenheit ihres Naturells. Der älteſte, Odet, der ſich dem geiſtlichen Stande widmete, und in Folge der Beziehungen ſeines Oheims zu dem König, und des Königs zum römiſchen Stuhle, ſchon in frühen Jahren zur Würde eines Cardinals erhoben ward, zeigte ſich wohlwollend, freigebig, liebenswürdig im Umgang; der jüngſte, Dandelot, hatte ein Feuer, das die kühnſten Pläne eingab, und zu jeder Unternehmung vorwärts trieb; der mittlere, Gaſpar, war in ſich gekehrt, ſprach langſam und wenig, und kümmerte ſich nicht viel um Andere. Am Hofe fühlte er ſich nicht an ſeiner Stelle; er verſchmähte Begünſtigungen, bei denen nicht das volle Gefühl des perſönlichen Stolzes beſtehen konnte; ſeinen Feinden gute Miene zu machen, verſtand er nicht. Bei weitem beſſer befand er ſich im Feldlager, wie Heinrich II. und ſein Oheim es

wünſchten; er war durch und durch Soldat. Mit den Tapferſten wetteiferte er hier um den Preis der Tapferkeit; was ihn vor allen andern auszeichnete, war ein angeborner Sinn für Mannszucht und die innere Organiſation eines Heeres: lange nach ihm iſt man auf die Regeln der Disciplin zurückgekommen, die er zuerſt aufgeſtellt hat. Mit derſelben Strenge aber ſorgte er wieder für ſeine Truppen. Die Feinde zwang er durch unnachſichtige Wiedervergeltung, den Krieg nach Völkerrecht zu führen; beinahe ſchrecklich war er gegen die Bauern, die ſich an Soldaten vergriffen. Aus St. Quentin, wo er belagert wurde, jagte er die Bürger, welche an der Vertheidigung oder den Befeſtigungsarbeiten keinen Antheil nehmen wollten, ohne Erbarmen fort; er bedrohte die Widerſpenſtigen mit dem Tode. Als allen ſeinen Vorkehrungen zum Trotz gerade das beſte Bollwerk von dem Feinde genommen ward, hat er verſchmäht mit den Fliehenden zurückzuweichen; ruhig ließ er ſich von einem Spanier gefangen nehmen und bedeutete denſelben, daß er ſich nach keiner weiteren Beute umzuſehen brauche, denn ſein Gefangener ſei der Admiral von Frankreich. Er hat dieſe Belagerung ſelbſt geſchildert, nicht, weil er ſich entſchuldigen wolle, denn ſollte ihn jemand anklagen, dem werde er zu antworten wiſſen, wie es einem Mann von Ehre gezieme, ſondern weil, da ſo viel Falſches in die Welt geſchrieben werde, ein Jeder, der bei einer Sache am Platze geweſen, die Pflicht habe Irrthümern vorzubeugen. Seine einfache Darſtellung, ein Denkmal hiſtoriſcher Gewiſſenhaftigkeit, zeugt doch zugleich, wie von patriotiſchem Selbſtgefühl, ſo von einer ſtarken geiſtlichen Anregung. Nur in dem Willen Gottes ſieht er die Urſache des Unfalles, dem geheimnißvollen Willen, dem er ſich als ein

Christ unterwerfen müsse, ohne ihn zu ergründen. Gewöhnlich setzt man seinen Uebertritt zu der reformirten Lehre in die Zeiten dieser Gefangenschaft; in dem Sturm und der vollen Beschäftigung des Krieges hätte er auch wohl nicht die Zeit gefunden, welche die Sache selbst und seine Natur forderten, sich um religiöse Fragen zu bekümmern; die Gefangenschaft gab ihm die unfreiwillige Muße dazu. Calvin stand mit ihm und seiner Gemahlin im Briefwechsel.

Als er durch den Frieden frei geworden war, hat er nach und nach hervortretend in seinem Schloß Chatillon sich ein protestantisches Hausweſen, das dann viele andere zum Muster nahmen, eingerichtet. Er selbst hielt das Morgengebet, versammelte alle die zum Haushalt gehörten in den gesetzten Tagen und Stunden zur Predigt und dem Gesang der Psalmen; vor dem Genuß der Eucharistie suchte er die mit einander zu versöhnen, von denen er wußte, daß sie entzweit seien.

Doch war ihm nicht bestimmt, in der Einfachheit eines patriarchalischen Wesens als priesterlicher Hausvater zu leben; er ward als großes Parteihaupt in die Angelegenheiten von Frankreich und Europa verwickelt.

Die äußern Kämpfe, die er da bestand, schlage ich noch nicht so hoch an wie die innern. Denn das war das Geschick der damals lebenden Menschen, sich in dem Widerstreit der religiösen Anschauungen und der gewohnten bürgerlichen Pflichten, die nun nicht mehr zusammenfielen, wie vordem, selbstständig ihren Weg zu suchen.

Jeder Schritt, den er that, hatte sein Bedenken; die große Lebensfrage aber trat erst dann ein, als Guise mit seinen Verbündeten im Jahr 1562 die Staatsgewalt in Besitz nahm, und das Edict vom Januar, auf dem die Sicherheit

der Glaubensgenoſſen beruhte, rückgängig machte. Coligny kannte ganz den Umfang der Macht, in deren Beſitz die Feinde gelangt waren, und die Unzuverläſſigkeit einer entgegengeſetzten Partei, die noch keine feſten Formen hatte; wie viel Abfall, üble Nachrede, wie viel Unglück werde da zu erwarten ſein, und wie viel Gefahr, Verbannung oder der Tod. Er fragte ſeine Gemahlin, ob ſie Seelenſtärke genug habe, das alles auszuhalten, auch den Ruin ihrer Kinder. Dieſe Frau, Charlotte de Laval, war in dieſem Augenblick noch entſchloſſener als er ſelber. Denn nicht zur Unterdrückung Anderer werde er die Waffen ergreifen, ſondern zur Rettung ſeiner Glaubensbrüder, deren Qual ſie nicht ſchlafen laſſe, aus den Klauen der Gewalt. Er müſſe ſich losſagen von der Klugheit dieſer Welt; ihm habe Gott die Wiſſenſchaft eines Capitäns verliehen und er ſei ſchuldig, ſie anzuwenden; wenn er dieſe Pflicht nicht erfülle, fügte ſie hinzu, ſo werde ſie dermaleinſt vor dem Richterſtuhle Gottes gegen ihn zeugen. [1]

Auf welche Gefahren und Bedrängniſſe ſie ſich aber auch nun gefaßt machen mochten, ſo mußte ihnen noch ſchwereres begegnen, als ſie ahnen konnten. In der Mitte der wilden Leidenſchaften, die durch die Verbindung von Partei und Religion, von Vertheidigung, Recht und Rache entbrannten, führte der Weg zuweilen an einem moraliſchen Abgrund hin. Als Poltrot das Unheil, welches Guiſe den Glaubensgenoſſen

[1] Aubigné, der z. B. über die Verſammlung von Bayonne nichts wußte, in deſſen Buch ſich überall die Excerpte aus Thuanus, de la Planche und Andern unterſcheiden laſſen, bringt doch auch oft eigene Erfahrungen und Erkundigungen von Werth bei, die man nur ausſondern müßte. Hier folgen wir ſeiner Erzählung. Histoire universelle I, III, 2. Er ſchlägt ſie beſonders hoch an: »comme une histoire que j'ai apprise de ceux, qui étaient de la partie.«

zufügte, an dem Urheber zu rächen unternahm, hat das Coligny nicht befördert aber auch nicht gehindert. Er ließ der Vergeltung, wie er ſie verſtand, ihren Lauf.

Und wie konnte er es mit der angeborenen loyalen Geſinnung vereinigen, daß er ein Heer bekämpfte, welches im Namen des Königs verſammelt war? Coligny blieb immer dabei, daß er nur mit einer Faction ſchlage, die den königlichen Namen mißbrauche. Alles was gegen ihn geſchah, die Urtel, die wider ihn ergingen, die Achtserklärung, von welcher er betroffen war, leitete er nur daher, daß dieſe Faction ihn haſſe, weil ſich Gott ſeiner zum Beſten ſeiner Kirche bediene.[1] Indem man ſeine Beſitzthümer aus ſeinem Hauſe wegführte oder zerſtörte, hätte er Koſtbarkeiten des Hofes, die in ſeine Hand fielen, nicht angerührt; er ſprach nie ohne Ehrerbietung weder von dem König, noch von der Königin Mutter, noch von dem Herzog von Anjou, der ihm in Waffen gegenüberſtand. In dieſen zwieſpältigen Gefühlen führte er ſeinen Krieg.

Die ganze Verantwortlichkeit, der ganze Haß fiel nach und nach auf ſein Haupt; doch war er der Sache nicht vollkommen Meiſter. Die Waffen wurden ergriffen, die Abkünfte geſchloſſen, ohne ſeine volle Beiſtimmung. Das iſt nun einmal die Stellung eines Parteihauptes.

Nur in der Kriegführung ſelbſt, wenn man im Schlagen begriffen war, nahm er auf keine Einrede Rückſicht, da war er ganz General, ſie waren ganz Soldaten. Er ſagte wohl, es ſei beſſer, daß man unter ſeinen Freunden ihn table ohne Grund, als daß der Feind mit Grund über ihn ſpotte. Im

[1] Par la seule haine, qu'on me veut, de ce qu'il a pleu à dieu de se servir de moi pour assister son église. Schreiben an ſeine Kinder 16. Oct. 1569.

offenen Felde iſt er oft geſchlagen worden, aber er gehört zu den tiefen und nachhaltigen Naturen, deren Mannhaftigkeit im Unglück wächst. „Wir waren verloren," ſagte er einmal mit dem Worte eines alten Griechen, „wenn wir nicht verloren waren." Wie ſpäter Wilhelm III. und Washington, ſo ſtand auch Coligny nach einem erlittenen Verluſte um ſo feſter wieder auf den Füßen. Nicht auf den Enthuſiasmus von Triumphen ſondern auf die Empfindung ſeiner Unentbehrlichkeit war das Anſehen, das er genoß, gegründet. Wie lernte man, wenn er einmal erkrankte, an den Fehlern, die dann vorkamen, ſeinen Werth ſo bald erkennen. Alles beugte ſich ſeiner ſtolzen und gelaſſenen Perſönlichkeit. Als ein Verdienſt vom erſten Range bewunderte man, daß er dieſe Armee in Zucht und Gehorſam erhielt, ſich in die frembartige Weiſe der deutſchen Reiter fand, wie die Franzoſen ſagten, ihre rohe Bizarrerie beherrſchte, ebenſo wie er die angeborene Beweglichkeit des franzöſiſchen Adels meiſterte, mit dem er umging, als wenn er ein Recht auf den Oberbefehl habe. Unter dieſen Glaubens- und Kriegsgenoſſen, die alle ſeines Gleichen waren, erſchien er zugleich wie ein Cenſor und wie ein König. Kleine Vertraulichkeiten, die er erwies, machten, eben um ſeiner gewohnten Zurückhaltung willen, doppelten Eindruck: man rühmte ſich ihrer unter Freunden.[1]

Eine der großartigſten, aber verkennen wir es nicht, zugleich anomalſten Stellungen, die je in einer Monarchie

[1] Der Venetianer Aluiſe Contarini vergleicht ihn mit Hannibal; er rühmt, che avendo perso tante battaglie si è conservato sempre in riputatione con tutti, massime i Reistri e Lancichenech, i quali se ben erano creditori di molte paghe, e se ben hanno molte volte perse le sue bagaglie e carrette piene di rubbamenti che avean fatti mai pero si sono ammutinati.

vorgekommen ſind. Ein bloßer Edelmann, dem ſich eine zahlreiche, bewaffnete, im Fortſchritt begriffene Partei mit unbedingter Hingebung angeſchloſſen hat, und durch ihren Gehorſam, ihre Geldleiſtungen gleichſam eine unabhängige Gewalt gibt; jeden Augenblick könnte er ſie wieder zu den Waffen aufrufen. Aber weit über Frankreich hinaus reichten ſeine Verbindungen. Alles was ſich in den Gebieten des Königs von Spanien den proteſtantiſchen Meinungen zuneigte, richtete ſeine Augen auf ihn: nicht allein in den Niederlanden, er hat geſagt, überall; er brauche nur ein wenig von ſeinem Pulver, um alle ſpaniſchen Provinzen in Bewegung zu ſetzen. Die deutſchen Fürſten, welche bei dieſem europäiſchen Brande, ſo nahe, wie ſie ſagten, ihren Wänden, für ſich ſelbſt zu fürchten anfingen, ſahen in ihm ihren Vorkämpfer. Die Truppen, die unter ihm gedient, trugen ſeinen Namen in den deutſchen Oſten.

Davon findet ſich keine Spur, daß er dieſe Stellung zu einem perſönlichen Zweck habe benutzen wollen. Er hatte Ehrgeiz, der aber trug nur eine religiös patriotiſche Farbe.

Niemand fühlte tiefer als er, was es werth ſei, daß den bürgerlichen Kriegen mit allen ihren Greueln, die er der Befehlshaber ſah und verdammte, aber nicht verhindern konnte, ein Ende gemacht wurde; er war glücklich, daß er wieder mit ſeinem König gut ſtand; nur zum Nutzen der Krone, des Reiches und der Religion ſollten alle jene Verbindungen dienen.

Frankreich wendete ſich jetzt von dem Bündniß mit Spanien zu einer Annäherung an England. Der Bruder des Admirals Cardinal Chatillon war es, der eine Vermählung der Königin Eliſabeth mit dem Herzog von Anjou in Vorſchlag brachte. Aus dem Ernſt, mit welchem über die religiöſen

Bedingungen unterhandelt ward, ſollte man ſchließen, daß es damit auf mehr als auf Schein abgeſehen war. Die Sache ſcheiterte endlich daran, daß der franzöſiſche Prinz eine Freiheit für die Ausübung der katholiſchen Religion forderte, die mit den in England eingeführten Geſetzen nicht vereinbar war. Doch ließ man darum den Plan nicht fallen. Sein jüngſter Bruder, Herzog von Alençon, war bereit, ſich jeder Beſchränkung zu unterwerfen, wenn die Königin ihm ihre Hand reichen wolle. Catharina verſprach ihrem Geſandten Belohnungen, wie ſie nie einem andern zu Theil geworden ſeien, wenn er dieſe Vermählung zu Stande bringe. Die Abſicht war alsdann, Maria Stuart in Schottland herzuſtellen, jedoch unter franzöſiſch-engliſchem, nicht unter ſpaniſchem Einfluß.

Die Eiferſucht der beiden Mächte gegen Spanien ward durch den Bund, den Philipp II. mit den Venetianern und dem Papſt gegen die Osmanen ſchloß, und den großen Sieg von Lepanto, den die Verbündeten erfochten, verdoppelt. Die europäiſche Geſchichte wird immer bei der politiſchen Lage und Stimmung jener Jahre verweilen, da ſie ein Ereigniß von der größten Bedeutung herbeigeführt hat. Dieſe Menſchen und dieſe Umſtände gehörten dazu, um die Entſtehung der Republik der vereinigten Niederlande möglich zu machen. Ohne den gemeinſchaftlichen Gegenſatz der Engländer und Franzoſen gegen Spanien wären die Schiffe des Prinzen von Oranien ohne Zweifel zu Grunde gerichtet worden; als es den Geuſen gelungen war, Brielle und Vlieſſingen zu beſetzen, haben ſie ſich dort nur dadurch gehalten, daß die Eroberung von Mons, die hauptſächlich durch franzöſiſch-hugenottiſche Truppen unter dem Grafen Ludwig von Naſſau geſchah, die Spanier nöthigte, ihre Streitkräfte zu theilen.

Für Frankreich knüpften ſich noch andere große Ausſichten an dieſe religiöſe Stellung. Sie erleichterte die Concurrenz des Hauſes Valois mit dem Haus Oeſterreich um die polniſche Krone. Hat man doch ſogar davon geſprochen, daß man bei der nächſten Erledigung des kaiſerlichen Thrones den König von Frankreich zu demſelben berufen könne, weil er zugleich den Proteſtanten und den Katholiken verpflichtet ſei und ſich geneigt zeige, die Ideen der Pacifikation aufrecht zu halten.

Dazu gehörte aber, daß in Frankreich ſelbſt eine vollkommene Verſtändigung und Verſöhnung, wenn nicht der beiden Parteien, aber doch des königlichen Hauſes und der Regierung mit den Hugenotten zu Stande gebracht wurde.

Die damalige Staatsverwaltung pflegte nicht Miniſter einzuſetzen oder abzuſetzen — nur bei wenigen Aemtern fand das zuweilen ſtatt — die Veränderungen des Syſtems beſtanden darin, daß die Männer, deren Geſinnung der jedesmaligen Richtung der höchſten Gewalt am meiſten entſprach, die Stelle, die ihnen im Conſeil ohnehin gebührte, in Beſitz nahmen, die andern vor ihnen wichen, um ihnen Raum zu machen.

So waren damals die Söhne des Connetable, beſonders der Marſchall Franz Montmorency, in dem Staate mächtig. Sie hatten den Frieden geſchloſſen und repräſentirten die Ideen der Verſöhnung.[1] Von ihnen kam der Vorſchlag, den Prinzen Heinrich von Navarra, der als das Oberhaupt der Hugenotten erſchien, mit der jüngſten Tochter Catharinas, Margarethe von Valois zu vermählen. Karl IX. ging leicht darauf ein, denn das werde wunderbar dienen, die Entzweiungen der Parteien zu beruhigen. Und auch den Hugenotten war es

[1] So ſagt Marguerite ſelbſt; Mem. S. 24. La maison de Montmorency étaient ceux, qui en avaient porté les premières paroles.

nach einigem Bedenken nicht zuwider. Der Prinz sei standhaft genug, um nicht in die Netze seiner Schwiegermutter zu fallen, vielmehr werde er auf seinen künftigen Schwager den König einen für die Religion heilsamen Einfluß ausüben.

Und so lebendig war die Hoffnung eines innigen Einverständnisses, daß der Admiral, trotz der bitteren Feindschaft, die er so oft erfahren hatte, den Gedanken faßte, sich selbst an den Hof zu begeben. In einer Berathung zu Rochelle erklärten sich die meisten seiner Freunde dagegen, weil der große Führer auf dem ihr Heil beruhe, sich nicht in die Mitte der alten Feinde wagen sollte; aber der Admiral bestand darauf. Nachdem ihnen so viel gelungen sei, im Gegensatze mit dem König, so würden sie alles erreichen, wenn sie die königliche Gunst besäßen; oftmals habe er sich den Meinungen der Andern gefügt, dießmal bitte er sie, seinem Urtheil zu folgen. In der That ward er, als er anlangte, auf das Beste aufgenommen. Die Königin empfing ihn mit Zeichen von Freundschaft und Gnade, König Carl IX. sagte ihm, er sei so willkommen, wie irgend Jemand seit vielen Jahren am Hofe gewesen sei;[1] er zeigte ihm die ganze Bewunderung, welche die kriegslustige Jugend dem kriegserfahrnen Alter so gern widmet.

In der That regte sich in Carl IX. eine Ader für die Vorschläge und Absichten des Admirals.

Großes Vergnügen machte es ihm an sich, mit Kriegscapitänen umzugehen, von Kriegserlebnissen, Kriegsregeln zu hören und sich in der Hoffnung künftiger Thaten zu wiegen.

[1] So ließ Walsingham in England melden; der Gesandte de la Mothe Fenelon meldet es nach Frankreich; der König sagt, es sei ganz wahr, I, 268.

Er glaubte, bestimmt zu sein, die alten Ansprüche seiner Vorfahren durchzufechten; Mailand hielt er für sein unbezweifeltes Eigenthum, und liebte italienische Ausgewanderte um sich zu versammeln. In der bevorstehenden Vermählung seiner Schwester mit dem Prinzen von Navarra, sah er einen Anlaß, den Krieg jenseit der Pyrenäen zu führen. Auch die niederländischen Flüchtlinge, unter andern Ludwig von Nassau, hatten bei ihm Zutritt. Bis tief in die Nacht saß der junge König in einsamen Zwiegesprächen mit Coligny zusammen, der bestimmt schien, die Geschicke von Frankreich zu lenken und für so mächtig galt, wie einst der Connetable am Hofe Heinrichs II.

In diesem selbst erwachten hierüber die kühnsten Pläne. Die indirekte Förderung der niederländischen Sache genügte ihm noch nicht; er machte allen seinen Einfluß geltend, um es zum offenen Krieg mit Spanien zu bringen. Seine Gründe waren: König Philipp II. sei von Geldmitteln entblößt, das französische Kriegsvolk nach so vielen Waffenthaten im Innern dem spanischen an Uebung überlegen; durch ein Unternehmen nach außen werde der König von Frankreich alle Factionen um sich vereinigen. Er möge nur seine Kräfte ungetheilt nach den Niederlanden werfen, alle dortigen Landschaften würden ihm zufallen.

Dagegen ließ sich nun mancherlei einwenden, und die andere Partei säumte nicht, es vorzubringen. Sie erklärte es für eine schreiende Undankbarkeit, daß der König diejenigen angreifen wolle, von denen er im letzten Kriege so viel Beistand erhalten habe. Nicht so schwach sei Philipp II., um nicht die Ruhe in seinen Provinzen herstellen und alle seine Macht alsdann gegen das zerrüttete Frankreich wenden zu können; aber gesetzt, man trage den Sieg davon, so wäre

auch das ſehr gefährlich, der König würde ſein Glück den Hugenotten zu danken haben. Dieſe würden ſtark und ſtärker werden, jede Sache leiten wollen, nach der höchſten Gewalt in geiſtlichen und weltlichen Dingen trachten und vielleicht gar die eigenen Unterthanen von der alten Religion zur Rebellion nöthigen. Denn wenn das katholiſche Volk nichts Gutes mehr von ſeinem Könige erwarten dürfe, ſo werde es ſich an die katholiſchen Großen halten. Man ſetzte einen Plan in Umlauf, nach welchem die katholiſchen Aſſociationen ſich unter dem Gouverneur der Provinzen und einem zuverläſſigen Oberhaupte vereinigen ſollten, eben ſo eng wie die Hugenotten, um einen großen Schlag gegen ſie zu führen. Noch ſei es möglich, ſie ſammt und ſonders zu vertilgen, der König müſſe genöthigt werden, zu erkennen, daß er im Irrthum ſei.[1]

Eine Berathſchlagung, welche die ganze Schwierigkeit darſtellt, in die ein von zwei Parteien zerſetzter Staat nothwendig geräth, wenn in auswärtigen Geſchäften ein Entſchluß zu ergreifen iſt. Eine jede hat alsdann das eigene Beſtehen noch mehr, als den allgemeinen Vortheil vor Augen. Welch ein Umſchwung der Dinge hätte darin gelegen, wenn es den Hugenotten gelungen wäre, die großen auswärtigen Intereſſen der franzöſiſchen Macht mit ihren beſonderen zu identificiren. Das machte aber wieder, daß alle Vortheile, welche das Unternehmen, das ſie forderten, darbot, für die katholiſch Eifrigen gar nicht vorhanden waren; dieſe ſahen darin nur die Gefahr der Kirche und des Staates.

Im Juli 1572 ſchien es doch nicht anders, als daß es zum Kriege gegen Spanien kommen werde und müſſe.

[1] Discorso sopra gli umori di Francia di Mr. Nazzaret. 1570 Bibl. Barb. zu Rom.

Ein vom Admiral vorbereiteter Freiſchaarenzug unter dem Capitän Genlis, der in die Niederlande einzudringen ſuchte, war in der Gegend von Mons geſchlagen und zerſtreut worden. Dabei war dem Herzog ein Brief in die Hände gefallen,[1] welcher die Theilnahme Carls IX. an dieſen Bewegungen unwiderleglich bewies: er hatte darin dem Grafen von Naſſau verſprochen, alle Kräfte, die Gott ihm gegeben, anzuwenden, um die Niederländer von dem auf ihnen laſtenden Drucke zu befreien. Alba ſprach ſich darüber in rückſichtsloſen Worten aus. Der König dagegen verhieß den Niederländern eine noch beſſere Unterſtützung.

Noch einmal haben mißtrauiſche Freunde den Admiral gewarnt, ihn an die feindſelige Geſinnung einiger Mitglieder des königlichen Hauſes, ſowie des Conſeils, an die alten von Bayonne her verlauteten Drohungen erinnert, aber man begreift, daß das keinen Eindruck auf ihn machte. Er wußte wohl, daß er Feinde hatte; mehr noch als die Königin fürchtete er die Ungunſt des Herzogs von Anjou, aber er hoffte ihn durch gute Dienſte zu gewinnen. Der König, ſagte er, ſei durch ſeine Verhältniſſe zu den Niederländern, zu England, zu einigen deutſchen Fürſten gebunden; Gott habe ſein Herz gelenkt, ſeine Geſinnung könne er nur rühmen. Jetzt habe er eine Flotte in der Nähe von Rochelle aufgeſtellt, aber es ſei ein verwerflicher Argwohn, zu meinen, daß ſie gegen dieſe Stadt beſtimmt ſei, ſie ſolle der ſpaniſchen Flotte warten, ſie ſchlagen, und dann gegen Vlieſſingen fahren. Eben in dieſen maritimen Ausſichten bewegte ſich Coligny, gemäß dem Titel, den er führte,

[1] Alba an Zayas: J'ai en mon pouvoir une lettre du roi de France, qui vous frapperait de stupeur si vous la voyiez. 19. Juli 1572 bei Gachard II, 269.

am meiſten. Es war ein alter Gedanke von ihm, proteſtantiſche Colonien in Amerika zu gründen; der erſte Verſuch war an der Unzuverläſſigkeit des Unternehmers, dem die Sache anvertraut worden, geſcheitert; dem zweiten in Florida hatten die Spanier aus nationaler und religiöſer Eiferſucht ein gräßliches Ende gemacht. Aber im Jahre 1571 ſchickte Coligny aufs neue einen Seecapitän, des Namens Minguetiere aus, um ſich vor allem eine genauere Kunde von dem ſüdlichen Amerika zu verſchaffen. [1]

Er hatte im Sinne, zugleich die Niederlande von Spanien loszureißen, und die Macht des Königs Philipp in Indien anzugreifen, ſich an die Spitze der Mächte zu ſtellen, die einſt das maritime Uebergewicht über die ſüdliche Welt davontragen ſollten; ſeiner Nation und ſeinem Glauben an der Herrſchaft über die andere Hemiſphäre Antheil zu verſchaffen. Von dieſem Gedanken war er ſo erfüllt, daß er alle Warnungen, wie ſie denn auch meiſtens aus kleinlichen Wahrnehmungen herkamen, verſchmähte. Er ſchien zu empfinden, daß der Verdacht, der im Jahr 1567 zur Erhebung der Waffen geführt hatte, ungegründet geweſen war; er wollte ſich nicht durch einen ähnlichen ſtören, ſeine alten Tage trüben laſſen. Und lieber wolle er ſterben, als in dieſer ewigen Beſorgniß vor einer Macht, die nun einmal über ihm ſei, den Reſt ſeines Lebens hinbringen: was liege zuletzt daran, er habe genug gelebt. Dem großen Entwurf gegenüber hatte ihm das Leben ohne denſelben keinen Werth mehr.

Und noch ließ ſich alles dazu an, als würde derſelbe ausgeführt werden.

[1] Pour bien remarquer les lieux — dresser une parfaite representation de tous ces quartiers. Popelinière II, lib. 25, p. 21.

Ueber jenen Unfall von Genlis, die ſchlechte Behandlung der Gefangenen, die beleidigenden Aeußerungen des Herzogs von Alba, der, wie der König ſagte, ihm gleichſam den Proceß machte, erhob ſich in Paris eine allgemeine Bewegung, alles forderte den Krieg, der König ſchien ihn zu wollen. Der venetianiſche Geſandte, der damals von ſeiner Signorie nach Frankreich geſchickt worden war, um den Ausbruch eines Krieges zwiſchen Spanien und Frankreich, der alle weiteren Unternehmungen gegen die Osmanen unmöglich gemacht haben würde, zu verhindern, verſichert, der Krieg habe damals unvermeidlich geſchienen, alle Stunden habe man Ausfertigungen ergehen laſſen, um Kriegsvölker in die Waffen zu bringen, eine große Anzahl von Hauptleuten habe ſich zum Dienſt zu Pferd und zu Fuß angeboten. [1]

Da war jedoch noch die Eine Frage übrig, was Königin Catharina Medici, die bisher zu allen Handlungen im Reiche den entſcheidenden Antrieb gegeben hatte, zu dieſem Unternehmen ſagen würde.

Vergegenwärtigen wir uns bei dieſem wichtigſten Moment ihres Lebens ihre Stellung und ihre Eigenſchaften.

Das Haus Medici zu Florenz, dem Catharina angehörte, hatte im funfzehnten Jahrhundert durch hohe Bildung, Ueberlegenheit des Geiſtes und eine glückliche Politik geglänzt, welche den Frieden in Italien erhielt; im ſechzehnten kämpfte

[1] Juan Micheli 1572. Successo non solo molestissimo all Amiraglio, ma a tutta la Francia, trovandovisi un gran numero di gentilhuomini e di persone di rispetto. — La guerra per 4 o 6 giorni continui fu tenuta per ferma et se ne parlavā publicamente come di cosa accordata. E gia si erano fatte et si facevano tutte l'ore espeditioni di cavalleria et fanteria. Daß jener Unfall die Franzoſen entmuthigt haben ſollte, ließ ſich ohnehin nicht denken.

es mit allen Mitteln der Gewalt für Behauptung der bestrittenen Herrschaft. Aus diesen Conflicten ging das Buch Macchiavellis vom Fürsten hervor; es ist für Lorenzo di Medici, den Vater Catharinas, geschrieben worden. Dann erschien dort, einer andern Linie entsprossen, der Begründer des Großherzogthums Cosimo: von dem die Ausgewanderten sagen, in ihrem schönen Tyrrhenerlande, wo sonst Gerechtigkeit und Ehre so viel gegolten, erscheine jetzt der als der Beste, der sich am meisten mit Blut befleckt und die meisten Wittwen und Waisen gemacht habe; Cosimo regierte mit Strenge, List und Rache.

Catharinas älteste Erinnerungen führten ihr nicht wie den meisten andern Fürstinnen eine ruhige unter fürsorgender Pflege gedeihende Jugend, sondern Scenen der heftigsten religiös-politischen Parteiung vor. Als vater- und mutterlose Waise war sie in dem Kloster delle Murate zu Florenz untergebracht worden; aber die Nonnen nahmen Partei für und wider sie,[1] so daß man für nöthig hielt, sie aus dem Kloster wegzuführen; sie verließ es unter heftigem Weinen, denn sie fürchtete, getödtet zu werden.

Als sie herangewachsen war, wußte ihr weltkluger Oheim, Papst Clemens VII. eine Vermählung zwischen ihr und dem zweiten Sohne König Franz I. zu Stande zu bringen. Was den König darauf einzugehen bewog, war die Besorgniß, daß sie sonst mit dem damaligen Herzog von Mailand verheirathet und Frankreich um so mehr von Italien ausgeschlossen werden würde.[2]

[1] Varchi Storia fiorentina XI, 374 si cominciò prima a bisbigliare e poi a romoreggiare.

[2] Loaysa an Carl V., 9. Juni 1531. Es grande el temor que tiene (el rey de Francia) que el Papa case su sobrina con el duque de Milan.

Dagegen ward bei dieſer Vermählung die Ausſicht, ein italieniſches Fürſtenthum, zugleich auf die mediceiſchen und die franzöſiſchen Anſprüche gegründet, in Italien zu errichten, mit großer Beſtimmtheit feſtgehalten. Urbino, Modena, Piſa, wo möglich Mailand und Genua ſollten dazu gehören.

Das waren aber Pläne, deren Ausführung niemals möglich wurde. Catharina ſollte nicht als italieniſche, ſondern als franzöſiſche Fürſtin leben. Immer höhere Stufen hinan führte ſie hier ihr Geiſt und ihr Schickſal.

Anfangs ging der ältere Bruder ihres Gemahls dieſem voran. Der Tod deſſelben, der den König und das Land tief betrübte, eröffnete ihr die nächſte Ausſicht zum Thron.

Um ſo mehr aber machten ihr ihre Freunde einen Vorwurf daraus, daß ſie lange Zeit ohne Kinder blieb; wir berührten, wie ſie einmal in Gefahr gerieth, von ihrem Gemahl entlaſſen zu werden, aber ihr Erbieten, alles über ſich ergehen zu laſſen, entweder ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, oder auch am Hofe zu bleiben, um der glücklicheren Frau zu dienen, die man mit ihrem Gemahl verheirathen würde, entwaffnete jede Antipathie.

Sie bekam Kinder: als Gemahlin des Königs, Mutter künftiger Könige, nahm ſie eine hohe Stellung ein. Ohne große Schwierigkeit war aber dann auch dieſe nicht. Die Herzogin von Valentinois, wahrſcheinlich nicht mehr eine Nebenbuhlerin im eigentlichen Sinne, übte doch auf ihren Gemahl einen unbeſchreiblichen Einfluß aus. Catharina mußte ihr eine Hingebung zeigen, die ſie weit entfernt war zu fühlen, um nur dann und wann eine kleine Befriedigung ihres Ehrgeizes zu erlangen. Von allen Geſchäften ausgeſchloſſen, ſchien ſie nur ihrem Gemahl, ihrer Umgebung und einigen perſönlichen Liebhabereien

zu leben. Auch ſie ließ die in ihrer Familie gleichſam erbliche Vorliebe für Kunſt und Pracht nicht vermiſſen; das an ſich nicht unbedeutende Einkommen, das ihr bewilligt war, reichte doch für ihre Freigebigkeit niemals hin. Etwas recht eigentlich Franzöſiſches glaubte ſie zu thun, wenn ſie den Hof ſo glänzend erhalte, wie er unter Franz I. geweſen ſei; ſie machte ſich ein Geſchäft daraus, und zeigte ein beſonderes Talent dazu; für Aufzüge, Tänze, Spiele beſaß ſie eine angeborene Erfindungsgabe; ſie war die Seele aller Feſtlichkeiten. Nach der Sitte der Zeit nahm ſie auch an den männlichen Vergnügungen Theil. Sie galt für liebenswürdig, geiſtreich, angenehm,[1] und wenn man ſie hört, fühlte ſie ſich glücklich und befriedigt. Sie ſagt ſpäter, es habe ihr damals nichts am Herzen gelegen, als die Liebe ihres Gemahls; ſie habe keine andere Sorge gehabt, als daß ſie einmal nicht ganz wie ſie wünſchte von ihm geliebt werden könne.[2] Wenn er vom Hofe abweſend war, während der Feldzüge, erſchien ſie in Trauer.

Sie behauptete den unerklärlichen, immer geläugneten und immer wieder vorkommenden Zug des gemeinſchaftlichen Familienbewußtſeins zu beſitzen, dem das in Raum und Zeit

[1] Lorenzo Contarini Relatione 1550. È donna piu giovane del re 13 giorni solamente, non bella ma savia — amata da ognuno e dal re particolarmente per il suo ingegno e bontà e quanto alle cose ordinarie assai ben trattata, ha 200ᵐ sc. da spendere ogni anno se ben non li bastano perchè è liberalissima, ha gran corte di uomini e di donne.

[2] Schreiben an Eliſabeth von Spanien: Vous m'aves veue si contente comme vous, ne pensant jeames avoyr autre trisbulatyon que de n'estre asses aymaye a mon gré du roy vostre pere, qui m'onoret pluls que je ne merites mès je l'aymai tant que je aves toujours peur, come vous saves. Paris Negotiations sous Françoys II.

Entfernte als gegenwärtig erſcheint; von jedem Unfall, den ein Glied der Familie betraf, durch eine Erſcheinung oder einen Traum im voraus zu wiſſen. Auch den Unfall ihres Gemahls in jenem Turnier hatte ſie, wie ſie ſagte, geahnt; niemals wollte ſie den Platz wieder betreten, wo es gehalten worden war: ihr Wagen nahm einen Umweg, wenn er in die Nähe deſſelben kam.

Unter der Regierung ihres älteſten Sohnes, der nunmehr folgte, zog man ſie etwas mehr zu den Geſchäften heran, ſchon um durch ihren Namen die öffentlichen Erlaſſe zu autoriſiren. Eines durchgreifenden Einfluſſes konnte ſie ſich nicht bemeiſtern, bei dem Uebergewicht der Guiſen, das ſie ertragen mußte. Maria Stuart hatte den Vortritt vor ihr. Doch ſtanden die Sachen bereits ſo, daß ſie es wagen durfte, zuweilen eine Abweichung von der vorwaltenden Strenge durchblicken zu laſſen.

Mit der Thronbeſteigung ihres zweiten Sohnes kam endlich die Zeit, wo ſie eine politiſche Rolle ſpielen konnte und übernehmen zu müſſen glaubte.

Beſonders ſind es die perſönlich-dynaſtiſchen Geſichtspunkte, die ſie dabei hervorkehrt. Den Guiſen rechnete ſie es als ein Vergehen an, daß ſie unmittelbar nach dem Tode Franz II. daran dachten, Maria Stuart mit dem Prinzen Don Carlos von Spanien zu vermählen, während ſie ihre jüngſte Tochter für dieſen Prinzen beſtimmt hatte. Sie fand es unerträglich, daß Unterthanen ſich mit dem Hauſe von Frankreich in einen Wettſtreit einlaſſen wollten.

Wenn ſie aber im Getümmel der Parteiung um ſich her ſah, ſo fand ſie auch keine andere zuverläſſige Stütze; wie ſie in einem ihrer Briefe ſagt, Gott habe ihr ihren Gemahl

genommen, ihren älteſten Sohn, und ſie mit drei kleinen Knaben zurückgelaſſen, in einem Reich voll Entzweiungen, ohne daß ſie einen Menſchen wüßte, auf den ſie ſich verlaſſen könne, der nicht ſein eigenes Intereſſe leidenſchaftlich verfolge. „Aber ich will trachten," fügte ſie hinzu, „meine Macht zu behaupten, zur Erhaltung meiner Kinder."

Man hat ihr in ihren erſten Jahren eine gewiſſe Vorliebe für den Proteſtantismus zugeſchrieben, und einige Anwandlungen kirchlicher Heterodoxie mag auch ſie gehabt haben, wie andere Damen des Hofes; aber wie wäre eine ernſte Hinneigung zu dem Calvinismus bei einer lebensluſtigen italieniſchen Fürſtin zu erwarten geweſen, deren eigene Vergangenheit ſo eng mit dem Papſtthum verknüpft war. Sie blieb immer der Meinung, daß der Katholicismus die Religion des Königs und des Staates ſein müſſe. Darum war ſie jedoch nicht den ſtrengſten Doctrinen des Katholicismus principiell zugethan; ihre Welterfahrung, ihre Verbindung mit dem römiſchen Stuhle ſelbſt lehrte ſie nicht in der Religion nur die Religion zu ſehen.

Ihr vornehmſter Geſichtspunkt war, die höchſte Gewalt zu behaupten, die ihren Söhnen gebühre, und deren Verwaltung ihr, obwohl einer Fremden, und bei zweifelhaftem Recht, zum größten Theil oblag.

Wie das Jahrhundert überhaupt, ſo neigte ſie ſich auch in Bezug auf die öffentlichen Dinge dem Geheimnißvollen und Wunderbaren, das in ihnen mitwirke, zu. Auf einem der Thürme des Schloſſes zu Blois zeigt man einen Pavillon, der ihrem Aſtrologen zu ſeinen Beobachtungen und Berechnungen diente; denn ſie liebte die Aſtrologie, wie einſt ihr Oheim Clemens VII. Man hat ſie des Atheismus beſchuldigt, für den damals ein

anderer Florentiner, ihr Verwandter, Petro Strozzi, am franzöſiſchen Hofe eine Art von Schule gegründet habe. Es mag ein Atheismus geweſen ſein, wie er bei den italieniſchen Philoſophen der Zeit vorkommt, welche die Zweifel des Alterthums an der Unſterblichkeit der Seele erneuerten, und dagegen den himmliſchen Intelligenzen, dem Einfluß der Dämonen eine unermeßliche Kraft zuſchrieben. Auch Amulette zeigt man, welche Catharina Medici getragen haben ſoll, aus Menſchenblut, Thierblut und allerlei Metallen, mit Namen der Dämonen und magiſchen Figuren; eines ihrer Armbänder, mit talismaniſchen Charakteren und dazwiſchen den Namen Gottes. Die zuſammenwirkenden Kräfte des Himmels und der Erde, die man zu erforſchen und zu beherrſchen ſucht, ſollen dienen, das perſönliche Glück hervorzubringen oder zu feſſeln.

Catharina Medici war von großer und zugleich gedrungener kräftiger Geſtalt; in ihrem olivenfarbigen Geſichte bemerkte man die vorliegenden Augen und die aufgezogenen Lippen des Papſtes Leo X., ihres Großoheims. Anhaltende ſelbſt heftige Leibesbewegung war ihr Natur und Bedürfniß; zur Seite der Männer ritt ſie zur Jagd, ſie verfolgte das Wild, feſt zu Pferd, im Dickicht der Gehölze, über Stock und Stein; ohne Rückhalt gab ſie ſich dann den Genüſſen der Tafel hin. Aber zugleich war ſie unermüdlich beſchäftigt, wie mit ihren perſönlichen Angelegenheiten, ihren Bauunternehmungen, deren ſie immer vier bis fünf unter den Händen hatte, der Erziehung und Leitung ihrer Kinder, ſo hauptſächlich mit den allgemeinen Geſchäften des Staates nach Innen und nach Außen. Sie beſaß was man die Macht nennen konnte, aber dieſelbe nach ihrem Gutdünken ausüben zu können, war ſie weit entfernt. Sie befand ſich in der Lage eines durch die Umſtände

emporgehobenen Gewalthabers, der ſich jeden Augenblick gefährdet ſieht, und ſeine ganze Thätigkeit darauf richten muß, ſich nur zu behaupten. Es waren nicht bloß perſönliche Intereſſen, mit denen ſie zu kämpfen hatte, ſondern der ſtarke Gegenſatz allgemeiner Ideen, deren Kraft aber doch wieder den vorwaltenden Perſönlichkeiten zu gute kam. Sie beförderte die ſchwächere Partei, ſo lang ſie ihr dienen konnte, doch mit Vorſicht;[1] der ſtärkeren ſelbſtſtändig werdenden ſetzte ſie die andere entgegen, ohne ſich ihr doch vollkommen anzuſchließen; ſie wollte ſie beide brauchen, beherrſchen, ſich nicht von ihnen brauchen, beherrſchen laſſen. Niemand traute ihr, ſie traute Niemand. Gar mancher Mann, ſagt ein Venetianer, möchte die Fechtkunſt vergeſſen haben in ihrer Lage, wo Freund und Feind nicht mehr zu unterſcheiden war; ſie mußte Leute um Rath fragen, die ihr, wie ſie wohl wußte, ihre wahre Meinung verheimlichten. In ihrem Cabinet war ſie voll Aerger und Schmerz; wenn der Augenblick der Audienz kam, trocknete ſie ihre Thränen und erſchien mit heiterem Antlitz. Ihre Maxime war, Jedermann äußerlich zufriedengeſtellt von ſich zu laſſen. Aber indem ſie eine beſtimmte Antwort zu geben ſchien, bemerkte man bald, daß ſie noch nicht die letzte Entſcheidung ausgeſprochen hatte; indem dieſe noch erwartet wurde, wechſelte ſie plötzlich ihre Rede. Nie verlor ſie das Entgegengeſetzte, das ihr Einhalt gebot, aus den Augen. Gar viele ihrer ſchriftlichen Weiſungen in den auswärtigen Angelegenheiten, die aber mit den innern auf das genaueſte zuſammenhingen,

[1] Sigismondo di Cavalli: La regina per conservarsi sola in sede molto tempo andò schernendo con favori et inalzare or l'una or l'altra parte secondo che a lei pareva necessario dar contrapeso a quella che piu pareva di spingersi innanti.

ſind uns übrig; ſie zeigen ein ſtarkes Bewußtſein des Momentes, Feinheit der Auffaſſung, Eigenthümlichkeit und Energie des Ausdruckes, und haben eine ſonderbare Naivetät in dem Anrathen geheimer Mittel und Wege.

In die welthiſtoriſchen Gegenſätze warf Catharina die furchtſame Beſonnenheit, die unerſchöpfliche Verſatilität eines weiblichen Geiſtes, der in allem ſeine eigene Sache ſieht. Den Takt ihrer Lage beſaß ſie in jedem Augenblick. Ihr Ehrgeiz galt ihr für mütterliche Pflicht: ihr Stolz war, daß ſie ſich behauptete; ſie ſagte, habe ſie die Laſt der Regierung nicht immer auf ihrem Kopf getragen, ſo habe ſie dieſelbe doch immer hinter ſich her gezogen, d. h. nicht aus den Händen gelaſſen. Nur auf dieſen Erfolg kam es ihr an, nicht auf die Mittel. In den Meinungen, die man lehrte, ſah ſie nicht ihren Inhalt, noch ihren Werth, ſondern nur die Motive der Politik, die ſich damit verbanden. Sittliche Gebote waren für ſie nicht da, wenn ſie auch an dem Laſter kein Vergnügen fand; Menſchenleben galt ihr nichts; ſie bekannte ſich zu der italieniſchen Moral, der Moral ihres Hauſes, daß zur Behauptung der Gewalt alles erlaubt ſei.

Nach dem Frieden von 1570 herrſchten die Beſtrebungen der Verſöhnung vor. Catharina hatte nicht allein nichts dagegen, ſondern ſah es gern, daß ihre jüngeren Kinder ſich den verſchiedenen Parteien zugeſellten. Ihr zweiter Sohn Anjou machte mit den Guiſen gemeinſchaftliche Sache; der dritte, Alençon, ſchloß ſich den Montmorency an. Ihre älteſte Tochter war in das Haus Lothringen vermählt; die jüngſte gab ſie dem aufwachſenden Bourbon, dem Haupte der Hugenotten; die weiteſten Ausſichten knüpften ſich für ſie an dieſe Verhältniſſe. Ihre Kinder fühlten zuweilen, daß ſie einem

Zweck dienten; ſie waren meiſtens unter einander entzweit; ſie liebten die Mutter nicht, doch wurden ſie immer von ihr beherrſcht.

Da gelangte nun, inmitten der allgemeinen Fluctuation, ein Mann zu großer Autorität, der ſeiner Doctrin mit Eifer anhing, und es unternahm, der franzöſiſchen Politik eine derſelben entſprechende, nur von ihm ſo gefaßte Richtung zu geben, Frankreich wider Spanien in offenen Kampf zu führen.

Catharina, die einſt im Gegenſatz gegen Spanien Königin von Frankreich geworden war, konnte nicht ſpaniſch geſinnt ſein; aber ein offener Krieg mit dieſer Macht, deren Hülfsquellen ſie überaus hoch anſchlug, und die ein Princip repräſentirte, mit welchem ſie, wenn ſie ſich ihm nicht anſchloß, doch auch nicht brechen wollte, lag jenſeit ihrer Politik.[1] Und wie ſollte ſie ferner zugeben, daß ein ſolches Unternehmen durch einen von ihr unabhängigen, ja ihr entgegengeſetzten Einfluß entſchieden würde. Die Vertraulichkeit ihres Sohnes mit dem Admiral war ihr ſchon eine Zeit daher widerwärtig; ſie beklagte ſich, daß er denſelben zu oft ſehe, ſie ſelbſt zu wenig. Wäre aber jetzt ſein Wille durchgegangen, ſein Plan vielleicht ſogar gelungen, ſo wäre er ihr ſo unerträglich geworden, wie jemals Franz von Guiſe.

Die Königin machte eben bei ihrer lothringiſchen Tochter einen Beſuch, als jene Aufregung in Paris eintrat, die einen Krieg erwarten ließ; ſie eilte mit dem Entſchluß zurück, der Sache um jeden Preis ein Ende zu machen.

[1] Aluiſe Contarini: Marzo 1572. Per molti inditii si vede che la mente della regina madre non è di lasciar romper l'amicitia colla Spagna per i pericoli e danni che potria correr la Francia delle armi di Spagnoli abondanti di danari copiosi d'amici gagliardi di forze, uniti accorti.

Ihren auf Erfahrung begründeten Vorstellungen gab Carl IX. sogleich nach, daß die Sache, ehe man weiter gehe, noch einmal im Conseil berathen werden müsse.

Coligny wandte hiegegen ein, daß das Conseil größtentheils aus Männern bestehe, deren Lebensstellung oder Natur ihnen den Frieden wünschenswerth erscheinen lasse; was könne es helfen, mit Leuten zu streiten, die nun einmal nicht zu überzeugen seien? Der König versprach ihm, Kriegsverständige dazu zu berufen, wie die Herzoge von Montpensier und Nevers, den Marschall Cossé, gegen welche nichts zu erinnern war.

So kam es zu einer neuen Berathung, in welcher nun der Admiral seine Meinung mit Feuer und Beredtsamkeit vortrug, in der Hoffnung mit der Macht seiner Gründe die Zweifelnden zu sich herüber zu ziehen. Aber in dieser Versammlung war ihm die Stimmung der Gemüther nicht günstig. Die Mutter und der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou, waren entschieden gegen ihn; da zuletzt auch der König selbst diesen beistimmte, so wurden die Vorschläge Coligny's einstimmig verworfen. Coligny war nicht gemeint, sich dabei zu beruhigen; für sich selbst hatte er dem Prinzen von Oranien Hülfe zugesagt; er bemerkte jetzt, der König werde hoffentlich nichts dawider haben, wenn er mit seinen Freunden und vielleicht in Person dieselbe leiste. Nicht ohne Erstaunen ward diese Eröffnung aufgenommen; ein Wort gab das andere. „Madame," sagte Coligny endlich, „der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vortheil verheißt; verhüte Gott, daß nicht ein anderer ausbricht, dem er nicht ausweichen kann." Wiewohl sich diese Worte auf den flandrischen Krieg beziehen sollten, in den Frankreich auf die eine oder die andere Weise

verwickelt werden müſſe, ſo ſah doch die Königin darin eine Drohung, gleich als ſei der Admiral geſonnen, neue Unruhen zu erregen und zu abermaligem Bürgerkrieg zu ſchreiten.

Sie war eine Italienerin; ſie hatte noch nicht mit ihm abgerechnet. Hatte er ſich nicht einſt ihrer Regentſchaft entgegengeſetzt, und ein andermal durch plötzlichen Ueberfall, wie den ganzen Hof, ſo auch ſie ſelbſt, in ſeine Gewalt bringen wollen? Sie behauptete, einer ihrer zuverläſſigſten Vertrauten und Anhänger ſei durch Veranſtaltung des Admirals umgekommen. Schon im Jahr 1568 hatte ſie Rache an ihm zu nehmen gedacht; aber er war ihr zu ſtark geweſen, er hatte ihr ſeinen Frieden aufgenöthigt: jetzt wollte er ihr ſeine Politik aufzwingen. Der Admiral, dem die regelmäßig eingehenden Beiträge der Hugenotten anſehnliche Geldmittel verſchafften, beſaß durch ihre unbedingte Hingebung an ſeine Perſon eine beinahe unabhängige Macht; man ſagte von ihm, er könne ein Heer eher in vier Tagen aufbringen, als der König in vier Monaten. Er war ihr nicht allein verhaßt, ſondern, wenn er lebte, gefährlich; ſie beſchloß, ſich ſeiner zu entledigen.

Es war die Woche, in welcher die Vermählung zwiſchen ihrer Tochter und Heinrich von Navarra, durch welche die Parteien verſöhnt werden ſollten, gefeiert ward. Eben dazu waren die Hugenotten ſo zahlreich herbeigekommen. Mit wie ganz anderen Gedanken und Entwürfen aber wurden nun dieſe Feſtlichkeiten durchbrochen!

Als ſich der Admiral Freitag den 22. Auguſt aus dem Louvre, wo er dem Conſeil beigewohnt hatte, nach ſeiner Wohnung begeben wollte, ward aus dem Fenſter eines Hauſes, an dem er vorüberritt, und das einem Anhänger der Guiſen gehörte, auf ihn geſchoſſen. Er hatte es einer zufälligen

Bewegung des Leibes zu danken, daß er nicht getödtet wurde; der Schuß ging ihm in Hand und Arm.

Jedermann schrieb die That der Rachsucht der Guisen zu, der König drohte, sie dafür zu strafen. Umsichtige Beobachter wollten das jedoch von Anfang an nicht glauben: denn wie sollten die Guisen im Angesicht des Hofes es gewagt haben, ihrer Privatrache freien Lauf zu lassen. Es war so und doch auch nicht so; der päpstliche Nuntius gibt folgenden Aufschluß.

Als die Königin sich einmal entschieden hatte, etwas gegen den Admiral zu unternehmen, wendete sie sich an die Wittwe des Herzogs Franz von Guise, wie sie eine Italienerin, aus dem Hause Este, die schon oft, aber immer vergeblich, um Rache gerufen hatte. Jetzt willigte die Königin ein; beide vereinigten sich zum Untergang des Admirals und zogen ihre Söhne, die eine den Herzog von Anjou, die andere den jungen Herzog von Guise ins Geheimniß. Die ausschweifendsten Pläne wurden vorgeschlagen. Der junge Guise meinte: seine Mutter solle den Admiral, wenn er sich im Kreise des Hofes unter den Damen der Königin befinde, mit eigener Hand erschießen:[1] denn schießen lernten diese Damen auf der Jagd. Das wurde jedoch verworfen und der Mordversuch einem Vertrauten aufgetragen, der sich dort im Hause verborgen hielt, bis der Admiral vorüberritt.

Wäre der Admiral getödtet worden — so lautet die Behauptung der Meisten, die den Begebenheiten näher standen — so würde die Königin mit ihrem Opfer zufrieden gewesen

[1] Salviati 24. Aug. 1512. Madama de Nemours fu da Mr. de Guise suo figlio stimulata a tirare l'archibusata mentre l'Amiraglio fusse con la regente.

ſein; allein er war am Leben geblieben und konnte nun erſt recht gefährlich werden.

Die Hugenotten ſchaarten ſich mit verdoppeltem Eifer um ihn und forderten Gerechtigkeit; ihre Erklärungen klangen wie Drohungen, eingegeben von einem trotzigen Bewußtſein der Macht. Schon wendete ſich der Verdacht auf die wahre und vornehmſte Urheberin; es kamen ihr Aeußerungen zu Ohren, einſt bei einem Abendeſſen, wahrſcheinlich übertriebene, nach denen ſie für ſich ſelbſt zu fürchten hätte. Der perſönlichen und allgemeinen Gefahr gegenüber, durch das einmal Geſchehene fortgezogen, gab ſie noch weiter zurückliegenden Entwürfen des Blutes und der Gewalt Raum. Die Hugenotten waren in ihren Händen, ſie brauchte nur zu wollen, ſo waren ſie alle verloren.

Von jeher iſt von den Meiſten angenommen worden, daß Catharina Medici ſeit Jahren alles für dieſen Moment vorbereitet habe: alle Begünſtigungen der Hugenotten, alle Verträge und Friedensſchlüſſe ſeien nur eben Acte der Hinterliſt geweſen, um ihr Vertrauen zu gewinnen und ſie dann dem Verderben zu überliefern.

Schon längſt aber hat man dagegen bemerkt, daß ein von ſo weiter Ferne her angelegtes Stratagem der Natur der franzöſiſchen Dinge widerſpreche, und in ſich ſelbſt beinahe unmöglich ſei.[1] Auch uns auf unſerem Wege ſind viele Umſtände begegnet, die es ſehr unwahrſcheinlich machen. Wenn

[1] Cavalli führt den guten Grund an: Se prima dell archibuggiata vi fusse stato questo pensiero di distruggerli (Vgonotti), cosi facilmente si poteva far come segui da poi senza poner in dubbio, che per la ferita buona parte se ne andassero (Relatione di 1574).

man wohl behauptet hat, daß der König von Spanien und der Herzog von Alba davon im voraus unterrichtet, damit einverſtanden geweſen ſeien, ſo iſt das ohne Zweifel zu verwerfen. Wir finden vielmehr, daß die Spanier ſo eben den vollen Ausbruch des Krieges fürchteten; der Cardinal von Lothringen hat den Herzog von Alba durch eine eigene Sendung vor den Feindſeligkeiten ſeines Hofes warnen laſſen. Mit jenen durch die gemäßigte Partei eingeleiteten engliſchen Unterhandlungen meinte es die Königin, wie ihre Briefe beweiſen, ſehr ernſtlich; ein dynaſtiſches und mütterliches Intereſſe war dabei im Spiel, das nicht erheuchelt ſein kann. Ueberdieß war, wie wir berührten, die Vermählung ihrer Tochter mit dem König von Navarra, welches die Grundbedingung von allem iſt, nicht von der Königin, ſondern von dem friedlichen Montmorency vorgeſchlagen worden.

Sollten da nicht doch zuletzt diejenigen Recht behalten, welche alles von einer momentanen Aufwallung der Königin, ja vielleicht des Pariſer Volkes herleiten? Unverwerflichen hiſtoriſchen Ereigniſſen gegenüber, läßt ſich auch das wieder nicht annehmen.

Es liegt ſchon darin etwas, daß die Königin von jeher geäußert hatte, ſie werde ſich an den Hugenotten rächen. Im Vertrauen erinnerte ſie ſelbſt an das Beiſpiel der Königin Blanca, welche Ketzer und Rebellen zugleich beſiegt und die Macht ihres Sohnes erneuert habe, ſie hatte eine alte Chronik darüber geleſen: dem venetianiſchen Geſandten ſagte ſie einſt, ſie wünſche nicht, daß die Hugenotten erführen, ſie ſei mit dieſer Geſchichte bekannt geworden. Hat ſie die Vermählung ihrer Tochter nicht zuerſt vorgeſchlagen, ſo hat ſie dieſelbe doch eifrig betrieben und darauf beſtanden, daß

ſie in Paris vollzogen würde. In Bezug auf dieſelbe ſind dem päpſtlichen Legaten und dem päpſtlichen Nuntius Andeutungen geſchehen, welche ſehr beſtimmt lauten. Der Legat, Cardinal von Aleſſandrien, der nach Frankreich geſendet ward, um jene Heirath rückgängig zu machen und eine ganz andere in Vorſchlag zu bringen, beklagt ſich in ſeinen Depeſchen oftmals, wie wenig er ausrichte, unerwartet aber meldet er zuletzt, daß er eine nicht ungünſtige Abfertigung erhalten habe.[1] Er theilt dieſelbe nicht wörtlich mit, aber der Mann, der damals dieſen Cardinal als Auditor begleitete und ſpäter den römiſchen Stuhl ſelbſt beſtieg, Clemens VIII., hat angegeben, der König habe geſagt, er denke an nichts, als ſich noch an ſeinen Feinden zu rächen, und habe kein anderes Mittel als dieſes.[2] Der Nuntius Salviati verſichert ebenfalls, der König habe ihm in Blois geſagt, er ſchließe jene Vermählung nur, um ſich von ſeinen Feinden zu befreien.[3] So hatten auch einſt in den italieniſchen Republiken hochzeitliche Feierlichkeiten zu großen Parteiexekutionen gedient. Was iſt da wahr, was iſt es nicht? War eine große Gewaltthat beabſichtigt, von langer Hand her vorbereitet, oder war es Ernſt mit jenen engliſchen Verhandlungen, die noch im Lauf des Sommers auf das lebhafteſte gepflogen wurden, und mit der wenigſtens indirekten Feindſeligkeit gegen Spanien? Die Frage wäre nie zu entſcheiden, wenn wir es mit einem einfachen Gemüthe zu thun hätten,

[1] Lettere e negotiati del Sr. Cl. Alessandrino, in der Bibliothek Corſini zu Rom. Schreiben an Ruſticucci 6. März 1572. »con alcuni particolari che io porto, de quali ragguagliero n. Sne a bocca posso dire di non partirmi affatto mal expedito.«

[2] Der von Allen gegen Lingard citirte Brief Oſſats vom 22. September 1599. Lettres d'Ossat lib. V, nr. 26.

[3] Salviati bei Makintosh History of Engl. III, 336. App.

in welchem entgegengesetzte Pläne sich nothwendig ausschließen. Allein es gibt auch solche Seelen, in denen das nicht der Fall ist; zwei Saiten an ihrem Bogen zu haben, wenn das eine nicht gelingt, auf das andere zurückkommen zu können, ist ihnen Bedürfniß und Natur; es gibt, daß wir so sagen, eine innere Zweizüngigkeit, welche das Entgegengesetzte zugleich beabsichtigen kann. Indem Catharina noch mit Eifer die Pläne verfolgt, welche der einen Richtung ihrer Wünsche und Interessen entsprechen, hegt sie doch in der zurückgezogenen Tiefe der Seele das Gefühl, daß ihr die Mittel, die sie ergreift, auch noch zu andern Zwecken dienen können. Eine Versöhnung mit den Hugenotten war ihr nicht unlieb, inwiefern sie dadurch eine größere und glänzendere Stellung in Europa gewann. Aber mit Vergnügen sah sie dieselben nach Paris strömen, in die Mitte einer Population, der man nur den Zügel zu lassen brauchte, um sie zu verderben. Sollten sie weiter gehen, als sie dachte und wünschte, oder für jeden andern Fall hatte sie ein unfehlbares Mittel wider sie in den Händen. Seit jener Anwesenheit Condé's in der Hauptstadt war das Pariser Volk mit Wuth gegen die Hugenotten erfüllt. Es wollte Keinen dieses Glaubens in seiner Mitte dulden, selbst während der Friedensunterhandlungen drohte es den Gegnern, die zu denselben in die Stadt kamen, mit Tod und Verderben. In diesem Sinne war die bürgerliche Miliz organisirt; die Macht des Hofes und sein Wille gehörten dazu, das Volk im Zaum zu halten. Nur die Zuversicht Coligny's in die Größe und Zukunft seiner Sache, welcher der Sieg auf Erden bestimmt sei, macht es begreiflich, daß er sich in die Mitte dieser feindseligen, gährenden und so leicht aufzuregenden Menge begab, die nur mit verhaltener

Wuth ſeine und der Seinen Anweſenheit ertrug. Wer den Gegenſatz der hier mit einander in Berührung kommenden Elemente wahrnahm, ahnte Unheil. Die Prediger in Genf, die Cardinäle in Rom ſahen, ſagten eine Kataſtrophe voraus, der Admiral Coligny hegte ein unbedingtes Vertrauen auf die Geſinnung und das Wort des jungen Königs. Nachdem er verwundet war, überlegten die Hugenotten, ob ſie nicht bewaffnet, wie ſie waren, die Stadt verlaſſen und ihn trotz des Zuſtandes, in dem er ſich befand, mit ſich wegführen ſollten. Der junge Teligny, ſein Schwiegerſohn, verſicherte den Uebrigen, man habe nichts zu fürchten, er kenne den König bis auf den Grund ſeines Herzens und ſei ſeiner Zuverläſſigkeit gewiß.[1]

Und kein Wunder, wenn Carl IX. aufrichtig erſchien; denn er war es. Alles Vorhergegangene, von ihm in ſeiner Weiſe nur flüchtig begriffen, war ihm in der kriegeriſchen Aufwallung der letzten Tage verſchwunden.

Ganz anders Catharina. Daß ſie mit der Einladung zur Hochzeit von Anfang eine Abſicht gegen den Admiral verband, iſt höchſt wahrſcheinlich; doch war der Gedanke mehr als eine Möglichkeit ins Auge gefaßt, als eine Entſchuldigung geäußert worden; ſie ließ Coligny auf ſeinem Wege fortgehen, bis er ihr ſelber unerträglich wurde; dann ließ ſie auf ihn ſchießen. Daß dieß geſchehen war, hatte die Dinge auf einen Punkt gebracht, wo ſie auch dabei nicht ſtehen bleiben konnte. In ihrem Rathe führten beſonders einige Italiener das Wort:

[1] que c'estoit faire injure au roi, de révoquer en doute sa parole et sincérité. Die älteſte Lebensbeſchreibung Coligny's iſt für das, was bei den Hugenotten geſchah, von Werth; aus den Aufzeichnungen eines Augenzeugen. 127.

Birago, jetzt Großsiegelbewahrer, ein geborner Mailänder, der schon immer die Rücksichten, die man nahm, verdammt und den Rath gegeben hatte, sich der Verdächtigen zu versichern, Lodovico Gonzaga, Herzog von Nevers, Albert Gondi, Herzog von Retz; sie waren sämmtlich der Meinung, die Sicherheit der Königin und des Königs fordere, daß man sich der Anführer der Hugenotten durch den Tod entledige. Der Herzog von Anjou und ein natürlicher Bruder des Königs, Angoulême, sowie Marschall Tavannes, nahmen an der Berathung Theil und erklärten sich einverstanden. Es blieb nur noch übrig, die Einwilligung des Königs zu erlangen.

Noch war Karl IX. der Meinung, daß der Angriff auf den Admiral bestraft, und jede Bewegung der Stadt, etwa zu Gunsten der Guisen, niedergehalten werden müsse. Jetzt erst ward er unterrichtet, daß das Attentat nicht von diesen allein, sondern zugleich von seiner Mutter und seinem Bruder ausgegangen war; er ward an Charry erinnert, einen unter wenigen zuverlässigen Getreuen, dem er für seine Erziehung Dank schuldig geworden war, und den der Admiral habe umbringen lassen, an den früher bekannten und niemals ganz aufgegebenen Gedanken, sich für alle erfahrene Unbill zu rächen, an die Gefahr, die jetzt mit einer Erhebung der Hugenotten, die sich schon wider die Königin richte, verbunden sein werde: noch sei man ihrer mächtig, man habe sie gleichsam alle im Käfig: wolle man denselben aufschließen und den Löwen herausbrechen lassen, welche Verwüstung werde er anrichten; — schon höre man, daß die hugenottische Streitmacht auf einen nahen Termin nach Melun zusammenberufen sei; man dürfe so lange nicht warten, nicht einen Krieg von den verderblichsten Folgen für Krone und Land ausbrechen lassen.

Es war ein ungeheurer Schritt, der dem jungen König angemuthet wurde. So mancherlei Intereſſen des Staates ſeine Mutter hervorhob, ſo war ſie doch in dieſem Falle vor allen Dingen eine rachſüchtige und ehrgeizige Italienerin; ſie hatte ſich mit der Leidenſchaft anderer Privaten verbündet; ſollte der, welcher die höchſte Gewalt beſaß, die Heiligkeit der ihm anvertrauten Würde vergeſſen, die Rachſucht der Partei billigen, die er bisher immer verdammt, dem Blutdurſt eines großen Theils der Pariſer Bevölkerung, den er bisher noch zurückgehalten hatte, freien Lauf laſſen? Darin, daß Catharina Medici dieß wollte, liegt ihr großes politiſches Verbrechen: gegen ihren Sohn, gegen ihr Haus, gegen das Königthum überhaupt. Sie fühlte nur wie ein Parteihaupt, dem ein uſurpatoriſches Fürſtenthum zu Theil geworden iſt, ungefähr wie ihr Stammesvetter Coſimo, nicht wie eine geborene Königin. In der Lage, in die ſie gerathen war, der Beſorgniß, die ſie jetzt für ihre Stellung und ſelbſt für ihr Leben hegen mußte, blieb ihr kein Ausweg, als zu dem blutigen Werk zu ſchreiten, das ihr für einen ſolchen Fall ſchon lange im Sinne lag.

So unbedingt die Autorität war, welche Catharina über ihren Sohn ausübte, ſo hat er ihr doch dießmal einigen Widerſtand entgegenſetzt. Das Vorhaben ſchien ihm grauſam: ſie antwortete mit einem italieniſchen Spruch, zuweilen ſei die Milde Grauſamkeit und Grauſamkeit Milde. Er fürchtete den ſchlechten Eindruck, den es in der Welt machen werde; aber man antwortete, daß ſich mit der Feindſeligkeit der beiden Parteien, mit dem Namen der Guiſen alles entſchuldigen laſſe. Er konnte ſich nicht entſchließen die Freunde aufzuopfern, mit denen er auf das vertraulichſte umgegangen war, wie Coligny

und La Rochefoucauld, der noch dieſen Abend im heitern Scherz bei ihm zugebracht hatte; aber Catharina beſtand darauf; es kam ſo weit, daß die Mutter und der Bruder ihm drohten, ſich vom Hofe zu entfernen; denn man könne ihnen nicht zumuthen, einem Verderben zuzuſehen, dem ſo leicht abgeholfen werden könne; daß ſie ihm Mangel an Muth vorwarfen.[1] Dieſer Vorwurf machte allem Widerſtand ein Ende, Carl IX. ergriff den Gedanken ſogar mit der ganzen angebornen Hitze ſeines Temperamentes.

Noch ſpät am Abend — 23. Auguſt — ward der Prevot des marchands, Charron, zugleich mit ſeinem eben abgetretenen Vorgänger, Marcel, nach dem Louvre berufen. Man legte Marcel, der als kundig und einflußreich bekannt war, die Frage vor, wenn der König der Pariſer Bevölkerung in einer dringenden Angelegenheit bedürfe, auf welche Anzahl er dann rechnen könne? Marcel antwortete, je nach der Zeit, die man ihm laſſe, in einem Monat wolle er 100,000 Mann bereit haben. Aber wie viel in einer Woche? Er nannte eine entſprechende Anzahl. Wie viele heute am Tage? Er meinte ſofort über 20,000 Mann verfügen zu können. Man fragte ihn weniger, weil man in Verlegenheit geweſen wäre, Arme zur Ausführung der gefaßten Beſchlüſſe zu finden, als weil man

[1] Sigismondo Cavalli Relatione di 1574. Stette piu d'un ora e mezza renitente, finalmente combattuto della madre et del fratello consenti: e vedendo la regina, che, se la cosa si fusse diferita niente, portava pericolo di scoprirsi venne a questo per far risolvere il re, di chiedergli licenza di ritirarsi in qualche parte e cosi fece Monsr. Noch wichtiger als Cavalli iſt mir der Bericht Michelis geworden, welcher gedruckt zu werden verdiente. Ich bemerke nur noch, daß die dem Herzog von Anjou in den Mund gelegte Erzählung mir aus vielen, anderswo zu erörternden Gründen unächt und aus einer andern Quelle zu ſtammen ſcheint.

noch immer bewaffneten Widerſtand der Hugenotten für möglich hielt. Charron wurde beauftragt, die Bürger nach ihren Quartieren in die Waffen treten und die Thore ſchließen zu laſſen.

Vor einigen Jahren hatte Catharina Medici an der aufgeregten Menge von Paris einen heftigen Widerſtand gefunden, jetzt trat ſie mit derſelben in einen furchtbaren Bund. Rachſucht, Ehrgeiz, Ueberzeugung, die Lage und Gefahr des Moments bewirkte jetzt, daß ſie die Wuth des Volkes zu Hülfe rief. Doch ward die Sache nicht ganz dem blinden Triebe überlaſſen, auch in dieſer Unordnung war — und vielleicht iſt dieß das ſchrecklichſte — eine gewiſſe Ordnung.

Die beiden Prinzen von Geblüt, Navarra und Condé, wollte man verſchonen, aber dem Herzog von Montpenſier wurden diejenigen aus ihrer Umgebung bezeichnet, die er umbringen laſſen ſollte. [1]

Guiſe, Aumale und der Baſtard von Angoulême übernahmen den Admiral und ſeine nächſten Angehörigen zu ermorden. Es gibt eine Erzählung, und faſt ſcheint ſie die wahre, nach welcher der Admiral in ſeinem Zimmer überfallen, ohne daß man auf ſeine grauen Haare Rückſicht genommen hätte, zum Tode verwundet, aber noch lebend zum Fenſter hinausgeſtürzt worden ſein ſoll. Er habe ſich, ſagt man, mit dem linken Arm an einer Säule des Fenſters feſthalten wollen, da habe man ihn mit neuen Verwundungen in den Hofraum hinabgeſtoßen, wo Guiſe und Angoulême den in dieſem Augenblicke ſeinen Geiſt Aufgebenden empfingen. [2]

[1] Der in Spanien von dem Sekretär der Geſandtſchaft Olargui erſtattete Bericht. Bei Gachard: im Bulletin de l'Academie de Bruxelles XVI, 252.

[2] Serranus: IV, 33. Nondum mortuus Amiralius brachio

Hierauf wurden La Rochefoucauld mit ſeinem Sohn, der Schwiegerſohn Colignys, Teligny, Briquemont mit ſeinen Söhnen und alles was ſie umgab, getödtet und ihre Leiber auf die Straße hinabgeſchleudert, wo das Volk ſie entblößte.

Denn indeß hatte die Pariſer Mette, wie man die Maſſacre in Erinnerung an die ſicilianiſche Veſper nannte, allenthalben begonnen; um drei Uhr, beim Läuten der Sturmglocke ſtürzte ſich das Volk überall auf die Häuſer der Hugenotten, um ſie zu morden und ihren Nachlaß zu plündern, unter dem Geſchrei: der König wolle es und befehle es. Auf die ihnen gebotene Gaſtfreundſchaft trauend, waren ſie gekommen, jetzt wurden ſie in ihren Betten aufgeſucht und ohne Unterſchied niedergemacht, wer die Waffen getragen und wer ſie nicht getragen, Vornehme und Geringe, Herren und Diener; die Freunde, die dem König von Navarra von den entfernteſten Grenzen zur Feier ſeiner Hochzeit gefolgt, ihr Blut beſpritzte ſein Bett; mit den Fremden auch die Alteinheimiſchen. Der eifrige Reformator der Univerſität, La Ramée, ward von einem Collegen, deſſen Unwiſſenſchaftlichkeit er oft bekämpft hatte, in ſeinem Verſteck aufgeſucht und bezahlten Mördern überliefert. Es war eine Verbindung von öffentlicher Verdammung und privater Rache, wie ſie ſeit den Proſcriptionen des Sulla in der Welt nicht vorgekommen. Waren es nicht eben dieſe Greuel des Bürgerkrieges, welche die moraliſche Grundlage der Monarchie gebildet hatten? Aber jetzt vergaß dieſe ihres welthiſtoriſchen Urſprungs, ſie machte mit denen gemeinſchaftliche Sache, deren Haß ſie hätte zügeln ſollen; man verliert ihre Spur in dieſen Orgien des Blutes.

fenestrae columnam complectitur; ibi acceptis aliquot vulneribus in aream deturbatur.

Mündliche Befehle, mit Windeseile von Stadt zu Stadt getragen, autoriſirten überall den Fanatismus. Nach den gemäßigtſten Berechnungen ſollen in Paris bei 2000, in Frankreich bei 20,000 Menſchen maſſacrirt worden ſein; auch als man der losgelaſſenen Wuth Einhalt gebot, flammte ſie immer wieder von neuem auf; ſie lebte in ihrer eigenen Bewegung, nach Blut verlangend, von Blut ſich nährend; die Geiſter erfüllten ſich mit wilden Phantaſien, in denen ihnen vor ſich ſelber und vor den Elementen graute.

Es mochte acht Tage nach dem Blutbad ſein, als Carl IX. einſt in der Nacht ſeinen Schwager Heinrich rufen ließ. Der fand ihn, aus dem Bett aufgeſprungen, weil ihm ein wildes Getöſe verwirrter Stimmen den Schlaf raubte. Auch Heinrich glaubte dieſe Stimmen zu vernehmen, als ob es in der Ferne ſchreie und heule, tobe, fluche und ſeufze wie am Tage der Maſſacre. Man ſchickte in die Stadt um zu fragen, ob keine neue Unordnung ausgebrochen ſei; die Antwort war, in der Stadt ſei alles ruhig, die Verwirrung ſei in der Luft. Heinrich hat dieſer Geſchichte nicht gedenken können, ohne daß ſich ihm die Haare ſträubten.

Viertes Capitel.

Uebergang der Regierung von Carl IX. auf Heinrich III.

Es lautet unglaublich, dennoch verhält es ſich ſo; auch nach dem Ereigniß der Bluthochzeit meinte die Königin Catharina eine vermittelnde Haltung behaupten zu können.

Indem man auf beiden Seiten nicht anders dachte noch

denken konnte, als daß ſich der franzöſiſche Hof den Beſtrebungen der unverſöhnlichen Reaction gegen die Proteſtanten angeſchloſſen habe, vermied die Königin, einen päpſtlichen Legaten, der damals anlangte, zu empfangen; als deſſen Einzug nicht länger verſchoben werden konnte, verließ ſie mit ihrem Sohne Paris, um nicht Zeuge davon ſein zu müſſen.

Ueber die Handlung, wie ſie jetzt geſchehen, ſprach ſich der Herzog von Alba gegen ſeine Freunde mit lebhafter Mißbilligung aus; denn dieſe formloſen Gewaltſamkeiten, zu denen der Fanatismus der Menge aufgerufen worden, widerſprachen ſeiner Sinnesweiſe; aber er knüpfte die Erwartung daran, daß nun, nachdem die vornehmſten Feinde ſeines Königs umgekommen ſeien, die franzöſiſche Politik auf die Bahn der ſpaniſchen einlenken werde. König Philipp fühlte ſich durch das Ereigniß, das ihm ganz unerwartet kam, zu einer Annäherung angeregt, und ließ dem franzöſiſchen Hof ſeine Hülfe zur völligen Ausrottung der Hugenotten anbieten. Dieſer antwortete ihm mit dem prächtig lautenden, aber unter den damaligen Umſtänden höchſt auffallenden Worte, ein König von Frankreich dürfe nur mit ſeinem eigenen Volke verbündet ſein.

Die gräßliche That war der Königin, die ſie vollzog, gleichſam ſelbſt unerwartet gekommen; auf eine Veränderung ihrer Politik war ſie nicht vorbereitet. Sie hielt daran feſt, ihren Sohn Anjou auf den polniſchen Thron zu erheben; ſie hoffte dieſen ſelbſt oder doch Alençon zum Protector der Niederlande berufen, den Letzteren auch jetzt noch mit der Königin von England vermählt zu ſehen. Die innern Unruhen dachte ſie unter dem allgemeinen Schrecken dadurch zu beendigen, daß ſie zwar Verſammlungen und Predigten verbot, aber der individuellen Gewiſſensfreiheit keinen Eintrag thun

zu wollen erklärte. Das ſei eine Ordnung der Dinge, der ſich in England der Katholicismus unterwerfe.

Der engliſche Geſandte hat ihr geſagt, der Unterſchied ſei nur, daß ſeine Fürſtin ſich nicht zu dem Gegentheil verpflichtet habe. Dazu kam aber, daß auch Niemand dem neuen Verſprechen traute.

Es gab unter den Hugenotten Einige, die geneigt waren, ſich zu fügen, und es faſt für eine Pflicht hielten, da der König, ihr Herr, jetzt ein Mann geworden ſei und ſelbſt befehle. Unter dem Schrecken, der über Frankreich lag, gingen Manche in die Meſſe. Aber die Meiſten zogen in Betracht, daß keine Zuſage irgend einer Art Zutrauen verdiene; von zwei Uebeln habe man bekanntlich das kleinere zu wählen, das liege hier in der fortgeſetzten Feindſeligkeit; im Mißtrauen ſei das Heil: Und wie weit ſchlimmer, von beſtellten Mördern erwürgt zu werden, als bei einem Kampfe zu fallen, der vor Gott und Menſchen recht ſei: denn nicht mit dem König ſtreite man, ſondern mit Verbrechern, die unter ſeinem Namen wüthen. Wie Rochelle, ſo weigerte ſich Nismes und Sancerre königliche Truppen aufzunehmen. Feurige Prediger, alles an alles ſetzend, entflammten die Gemüther durch die Aufforderung, der Gerechtigkeit Gottes zu dienen, deren Arm ſich ſchon gegen die Schuldbefleckten erhebe, die Tyrannei in den Tyrannen zu vertilgen.

Vier königliche Heere rückten ins Feld, um die Städte zur Unterwerfung zu nöthigen, das ſtärkſte von ihnen gegen Rochelle. Aber da zeigte ſich noch eine andere Art von Rückwirkung des Geſchehenen; die Angreifenden waren unter einander uneins. Nicht wenige von den tapfern Kriegsmännern waren von Abſcheu ergriffen; mit dem Menſchen, der den

Admiral verwundet hatte, oder dem es Schuld gegeben wurde, wollten ſie nicht dienen. Mitten in die geſellſchaftlichen Vergnügungen drängte ſich die Erinnerung des Bluts. Unter den Würfeln des jungen Guiſe auf dem Spieltiſch glaubte man Blutstropfen erſcheinen zu ſehen; mit Entſetzen brach man das Spiel ab. Bei der Annäherung einer engliſchen Flotte faßten die beiden Prinzen von Geblüt, die im Heer waren, Alençon und Heinrich von Navarra den Entſchluß, ſich auf dieſelben zu retten und nach England zu fliehen. Unter den Truppen zeigte ſich eine Partei der Mißvergnügten und der geheimen Proteſtanten. Im Lager ſelbſt hat man den Gedanken gehabt, Gerechtigkeit wegen der Ermordungen zu fordern, und dieſelbe nöthigenfalls mit Gewalt zu erzwingen.

Daraus folgt nicht, daß nicht der militäriſche Angriff noch immer ſehr ernſtlich geweſen wäre; viele Tauſende ſollen bei dem Sturme umgekommen ſein, aber in der Stadt vergaß Niemand, daß man zugleich für alle geiſtigen Güter und die Exiſtenz kämpfe; die Vereinigung der Eingeborenen und der Flüchtlinge, in dem großen Gedanken der Religion, zeigte ſich unüberwindlich; die gefährlichſten Stürme wurden heldenmüthig ausgehalten, die kühnſten Ausfälle gewagt; man ſah eroberte Fahnen auf den Wällen erſcheinen; glückliche Zufälle wurden als eine augenſcheinliche Gnade des Himmels, der die Seinen in ihren Aengſten erhöre, betrachtet.

Drei Momente wirkten zuſammen, der Heldenmuth der Vertheidigung, die Entzweiung der Angreifenden und die in den auswärtigen Angelegenheiten angenommene gemäßigte Haltung, daß die Hugenotten im Juli 1573 doch wieder ein ziemlich günſtiges Edict erlangten. Darin war den drei Städten Rochelle, Montauban und Nismes, ſowie den Inhabern der

hohen Gerichtsbarkeit, freie Religionsübung gewährt, allen Uebrigen Handel und Wandel in Ruhe vergönnt. Sancerre, das eine Belagerung erduldet hatte, wie einſt Numantia, erhielt durch die Vermittlung der polniſchen Geſandten, aus deren Händen der Herzog von Anjou die Einladung zur Annahme der polniſchen Krone empfing, denn auch dieſe beruhte damals auf einer verſöhnlichen Stellung zwiſchen zwei religiöſen Parteien, den Frieden.

Am Jahrestag der Bartholomäusnacht fühlten ſich die Proteſtanten wieder ſtark genug, um auf einer Zuſammenkunft zu Milhaud die volle Freiheit der Religionsübung zu verlangen.

In dem aber verſetzte ſich die Zwietracht des Lagers an den Hof. Nach der Abreiſe Anjou's nahm Alençon die bevorzugte Stellung in Anſpruch, die ſein Bruder bisher inne gehabt hatte, und da ſie ihm nicht gewährt wurde, zeigte er offene Widerſetzlichkeit. Man beſchuldigte ihn, er habe mit Heinrich von Navarra vereinigt, — es iſt die Verſchwörung von La Mole und Coconas — daran gedacht, die Königin Catharina vom Hofe zu verjagen oder geradezu umzubringen, der Sohn die Mutter. Catharina hielt für nöthig, die beiden Prinzen in engem Gewahrſam zu halten; ihre vornehmſten Vertrauten, die Marſchälle Coſſé und Montmorency ließ ſie in die Baſtille bringen.

Aus den Aktenſtücken der Verhandlungen läßt ſich das Maß der Schuld nicht mit Beſtimmtheit ermitteln, was aber daraus hervortritt, das iſt der höchſt außerordentliche Zuſtand dieſes Hofes und die Stimmung der Gemüther. Alençon glaubt von ſeiner Mutter gehaßt zu werden, ſie ſetze ihn nicht allein zurück, ſondern ſie wolle ihn verderben: der König von Navarra beſorgt mehr als einmal, dem Tode geweiht zu ſein.

Dagegen zittern König und Königin bei der geringſten Bewegung für das eigene Leben; es iſt von Wachsbildern die Rede, durch die man unter abergläubiſchen und heidniſchen Ceremonien das Leben des Königs habe abkürzen wollen. Magie und geheimnißvoller Aberglaube ſpielen auch in anderen perſönlichen Beziehungen eine Rolle. In dieſen Dingen haben beſonders die Italiener, zu allem fertig, verwegen und perſönlich zuverläſſig, ihre Hand; wie jener Coſimo Ruggiero, der Lehrer Alençons, der ſich durch keine Qual der Tortur ein Geſtändniß entreißen ließ.

Beim Anblick dieſer Verwirrungen ſucht das Auge unwillkürlich nach dem König Carl IX.

In ſeinen früheren Jahren hatte er viel Theilnahme erweckt: er erſchien gutmüthig, angenehm, freigebig, und zeigte Sinn für Poeſie und Muſik. Um ſeinen ſchwachen Körper zu ſtärken, hielt man ihn zu Leibesanſtrengungen an, welchen er ſich denn mit einer Art von Leidenſchaft hingab. Es machte ihm Vergnügen, in der Schmiedewerkſtatt, die man ihm eingerichtet, wenn er etwa einen Harniſch fertigte, ganz in Schweiß gebadet gefunden zu werden. Oft ſetzte er ſich ſchon zu Mitternacht zu Pferd, um zur Jagd zu reiten; er ſuchte die größte Ehre darin, in ſeinen Leibesübungen Jedermann hinter ſich zu laſſen, zu übertreffen. Aber dabei geſchah wenig für ſeine geiſtige, nichts für ſeine moraliſche Ausbildung. Nachzudenken, den Geſchäften des Staates, in denen doch nichts ohne ihn geſchehen konnte, ernſtliche Aufmerkſamkeit zu widmen, ſelbſt Entſchlüſſe zu faſſen war nicht ſeine Sache[1]; die

[1] Sigismondo di Cavalli 1574. Al re pareva bella cosa, aver chi el governasse e senza altro fastidio potere attendere ai suoi piaceri.

Aufregung, in welche ihn die Dinge verſetzten, pflegte ſich in wilden Flüchen zu entladen. Eine Zeitlang beſchäftigten Kriegsentwürfe gegen Spanien, zur Eroberung von Mailand, oder zur Wiederherbeibringung von Navarra, unter der Führung des Admirals ſeinen Ehrgeiz und ſeine Phantaſie; aber der innern Heftigkeit, die in ihm gepflegt war, konnte in dem leidenſchaftlichen Treiben der religiös-politiſchen Parteiung um ihn her auch eine andere Richtung gegeben werden; eben die Freunde und Genoſſen, in deren Umgang er ſich gefiel, erſchienen ihm dann als ſeine gefährlichſten Feinde. So ward es möglich, daß er ſich, in unglückſeliger Stunde, nach einigem Widerſtreben doch zu jener That hinreißen ließ, die ſein Andenken dem Haß und der Verwünſchung der Jahrhunderte preisgegeben hat. Er ſelbſt iſt von den Nachwirkungen derſelben nie frei geworden. Er fühlte durch, daß man ihn für einen Menſchen von ſchlechtem Herzen hielt, in dem eine unbezähmbare Wildheit ſchlafe. Man wollte bemerken, daß er Niemand gerade anzuſehen wage; bei ſeinen Audienzen ſchließe er die Augen; wenn er ſie öffne, wende er den Blick nach oben, laſſe ihn aber ſogleich wieder ſinken. Endlich vernahm man von ihm, daß er nun anfangen wolle, ſelbſt zu regieren, König zu ſein; aber ſchon war es zu ſpät. Aufregung zugleich und Depreſſion der Seele, die Unruhe der immer um ihn her auftauchenden Verſchwörungen, das Uebermaß fortdauernder Anſtrengung eines ohnehin ſchwachen Körpers voll verdorbener Säfte, führten ihn zu einem frühen Tode (30. Mai 1574), ehe er noch das vierundzwanzigſte Jahr vollendet hatte.[1]

[1] Daß die unter andern auch durch die Henriade in Umlauf gejetzten Vorſtellungen übertrieben ſind, ſieht man aus den faſt mediciniſchen Berichten des florentiniſchen Geſandten bei Alberi 416. Recht gut iſt Sig.

In der That war er nie aus dem Taumel der leidenſchaftlichen Bewegung zu vollem Selbſtbewußtſein erwacht, von ſeiner Mutter hatte er ſich nie emancipirt. Wenige Stunden vor ſeinem Verſcheiden ſetzte er ſie bis zur Rückkehr ſeines Bruders aus Polen zur Regentin ein; ſein letztes Wort war: meine Mutter.

Und wohl hielt nun Catharina, in der wir keine Spur einer Regung des Gemüthes finden, welche ihre Thatkraft gelähmt hätte, die Ruhe des Landes im Allgemeinen aufrecht, aber es geſchah nur dadurch, daß diejenigen, welche ſie ernſtlich hätten ſtören können, die beiden Prinzen, die beiden Marſchälle ſich in ihrem Gewahrſam befanden. Indeß war doch alles voll Gährung und neuer Manifeſtationen von Ungehorſam und bevorſtehendem Abfall.

Was man an ſich annehmen könnte, verſichert der venetianiſche Geſandte ausdrücklich: alle verſtändige Männer, ohne Unterſchied des Bekenntniſſes, fand er über die Blutnacht entſetzt und beſchämt; die abſolute Gewalt, ſagten ſie, habe doch wenigſtens Gerechtigkeit zur Bedingung, dieß ſei aber eine Handlung geſetzloſer Tyrannei: ſolle es in Frankreich dahin kommen, daß man ſich nicht mehr ruhig in ſein Bett legen könne aus Furcht über Nacht umgebracht zu werden? Nur der Königin, die aus dem tyranniſchen Blute der Medici ſtamme, und ihren Italienern ſeien Dinge der Art möglich.[1] Man fand

Cavalli: La morte del povero principe si causò per una pessima abitudine acquistata dal mal modo di vivere per la quale cascò ammalato da una estraordinaria ebulitione di sangue che tutta la massa era corrotta e se bene parve, che da essa se ne levasse però da poi mai stette bene. Dazu ſei dann die geiſtige Unruhe gekommen.

[1] Micheli: attribuendolo alla regina come Italiana Fiorentina et di casa di Medici, di sangue, dicono essi tiranno, perciò

es nicht unglaublich, daß ſie ſich das Regiment der Türken zum Muſter genommen habe.

Wenn aber durch die Combination der Perſonen und Umſtände die Idee der Gewalt, welche das uſurpatoriſche Fürſtenthum, das die italieniſchen Republiken unterwarf, in ſich trug, auf eine große Monarchie Einfluß gewann, ganz im Widerſpruch mit dem Begriffe, welcher dieſer urſprünglich zu Grunde lag, mußten da nicht aus der Mitte der Verletzten entgegengeſetzte Lehren hervorgehen? Schon einige Zeit daher hatten ſie ſich gezeigt. Dem Factionsweſen, das unter Heinrich II. erſchien, ſetzte ſchon damals La Boetie eine kleine Schrift entgegen, in der er die höchſte Gewalt als die Herrſchaft einer Faction betrachtet, die von einem Einzigen abhange, und die Frage aufwirft, warum ſich nicht alle Anderen gegen dieſen Einen verbinden. Man hatte das Büchlein bisher nur von Hand in Hand gegeben, jetzt ward es öffentlich bekannt. Aber die That der St. Barthelemy rief noch ganz andere Aeußerungen des eine Theorie zu ſeiner Rechtfertigung ſuchenden Widerwillens hervor; mit ihr im Gegenſatz erſchienen die Ideen der Volksſouveränetät in der Literatur; der Erſte, der ſie nicht aus dem Standpunkt der Religion, wie manche kirchliche Schriftſteller, beſonders die Jeſuiten, ſondern aus politiſch-hiſtoriſchen Gründen verfocht, war ein den Mordverſuchen von 1572 mit Mühe entkommener, nach der Schweiz geflüchteter Franzoſe, Franz Hottmann. Er hatte die Geſchichte der alten Franken ſtudirt; die ariſtokratiſch-militäriſche Gemeinde des Märzfeldes mit der Staatsgeſellſchaft verwechſelnd, beſtand er darauf, daß der König gewählt werden und die ganze Maſſe des Volkes bei

odiosissima siccome per causa sua è in universale tutta la natione italiana con pericolo che un giorno non la faccia male.

dieſer Wahl concurriren müſſe: denn freie Menſchen ſeien nicht dazu da, um ſich der Herrſchaft der Willkür zu unterwerfen, nicht wie eine Heerde von Vieh könne man ſie führen. Dieſelbe Anſicht beherrſchte die Schrift des angeblichen „Junius Brutus gegen die Tyrannen.“ Nur durch die Sanction des Volkes, ſagt dieſer, beſtehe der König, die Wahl ſei ein unveräußerliches Recht des Volkes: erſt das Volk, dann der König; der König müſſe dem Volke zu Rechte ſtehen. Sie wichen von den Ideen, auf welche die romaniſch-germaniſchen Staaten gegründet ſind, ſo weit ab, wie die Anhänger Machiavells; nach den ſchrecklichen Erfahrungen der letzten Jahre konnten ſie Beifall damit finden. Gedanken, die man ſich bisher bloß in die Ohren geraunt hatte, predigte man jetzt von den Dächern.

Auch noch eine andere Folge aber hatten jene Ereigniſſe. Von dem allgemeinen Mißvergnügen befördert, erhob ſich mitten im Lande eine neue Bildung der Oppoſition; der Gouverneur einer großen Provinz, und zwar nicht etwa ein proteſtantiſch geſinnter, unternahm zugleich freiwillig und dahin gedrängt eine Meinung zu verfechten, welche mit nichten die der Regierung war.

Als im Jahr 1568 der ſo eben geſchloſſene Friede gebrochen und der Weg der Mäßigung wieder verlaſſen ward, bemerkte man eine neue Partei angeſehener Leute, die aus Rückſichten des Staats auf demſelben beharren wollten, und welche man die Politiker nannte. An ihrer Spitze ſtanden die Söhne des Connetable, Marſchall Franz von Montmorency und ſeine Brüder, katholiſch wie ihr Vater, aber ſyſtematiſchere Gegner des Cardinals von Lothringen; denn mit der Faction hängt nun einmal alles zuſammen, wie weit es

auch darüber hinausreichen mag. Durch den Frieden von 1570 erlangten ſie, wie berührt, einen Augenblick das Uebergewicht, die Maßregeln der Verſöhnung waren ihr Werk; deßhalb wurden ſie aber auch von dem plötzlichen Rückfall zur Gewaltſamkeit um ſo mehr betroffen; der Marſchall ſoll dem Blutbad nur durch einen Zufall entronnen ſein. Eben an ihn ſchloſſen ſich dann im Lager vor Rochelle die Mißvergnügten; es iſt kein Zweifel, daß er an den Bewegungen Antheil nahm, mit denen der Herzog von Alençon den Hof erfüllte. Ihn ſelbſt hielt die Königin gefangen, ſein Bruder, Heinrich von Montmorency, genannt Damville, Gouverneur von Languedoc, war ihr nicht minder verdächtig; ſie wünſchte ihn in ihre Hände zu bringen, oder wenigſtens aus der Provinz zu entfernen: Damville behauptet mit großer Beſtimmtheit, man habe ihn ermorden wollen.

An dem aber fand ſie einen Mann, der ſich nicht allein in Acht nahm, ſondern auch zur Wehre ſetzte. Nicht gern ließ er die Abgeordneten der Königin in ſeine Nähe kommen: er hielt ſich eine ihm perſönlich ergebene Garde; man weiß viel von einem gezähmten Wolf zu erzählen, wie ſelten auch eine ſolche Zähmung vorkommt, der ihm eine wunderbare Anhänglichkeit gezeigt habe; in ſeinem Zimmer ſchlief der ſtarke Mann, Capitän Aragon, der wohl auf der Brücke von Avignon ein ſtattliches Thier mit Einem Hieb in zwei Theile geſpalten hatte. Der Uebertragung ſeines Gouvernements auf einen Andern, welche die Königin ausſprach, begegnete Damville durch eine um ſo engere Verbindung mit ſeiner Provinz, und zwar mit den beiden Religionsparteien. Eben in Languedoc hatten ſich die Hugenotten ſeit der Bluthochzeit eine beſonders wohlgeordnete Organiſation gegeben. Sie beſaßen

eine Menge von Schlöſſern und kleinen Städten; in jeder Landſchaft, die ſie beherrſchten, ſtellten ſie einen Oberſten auf, der denen, welche man angreife, bewaffnete Hülfe leiſten ſollte. In Montauban war der Mittelpunkt für Hochlanguedoc und Guienne, in Nismes für Niederlanguedoc, Rovergue, die Cevennen; Deputirte der verſchiedenen Landſchaften umgaben den militäriſchen Befehlshaber. Die Reformirten hatten auch hier nicht eigentlich die Menge für ſich, aber einen großen Theil des Adels, etwa 200 Edelleute in Languedoc, die meiſten jungen Männer, welche einige Studien hatten, beſſere Bürger, und Handwerker, deren Geiſt von der Laſt der Arbeit nicht unterdrückt wurde. Es ſchien nicht über allen Zweifel erhaben, ob ſie ſich mit Damville, der ihrer Confeſſion nicht angehörte, vereinigen dürften, aber ſie erkannten ſein ganzes Verdienſt, des erſten Mannes, ſagten ſie, der ſich daran erinnere, was er Gott, der Krone und dem Gemeinweſen ſchuldig ſei, und die wie von einem Schlaganfall betäubten Geiſter wieder erwecke. Und was konnte ihnen beſſeres als eine ſolche Hülfe begegnen. Ihre Verbindung mit den Prinzen von Geblüt hatte ihnen nach langem Kampf einen ſichernden Frieden verſchafft; die Verbindung mit dem Gouverneur einer großen Provinz ſollte ihnen, da die Edicte zurückgenommen worden waren, deren Herſtellung auswirken. Denn eben vor allen Dingen die Erneuerung der Pacifikationsedicte verlangte Damville und die ganze politiſche Partei. Ein großer Theil des katholiſchen Adels, dem man ſchon längſt vorgeworfen, daß er den hugenottiſchen, in dem ſeine Verwandten ſeien, nicht ernſtlich genug bekämpfe, ſchloß ſich an den Gouverneur an. Wenn die Parlamente an den Grundſätzen der verfolgenden Religion feſthielten, ſo war dieß eher ein Motiv

für den Adel, der dieſe Rechtsgelehrten haßte, weil er von ihnen in ſeinen Herrenrechten beſchränkt ward, und Unrecht zu leiden behauptete, ſich den Hugenotten zu nähern. Im Auguſt 1574 kam es in Milhaud zu einer vorläufigen Abkunft, in welcher die Hugenotten ſich bereit erklärten, Damville als Gouverneur in Languedoc anzuerkennen, dieſer dagegen ſich anheiſchig machte, in keiner Stadt, wo die Reformirten Meiſter ſeien, den katholiſchen Gottesdienſt einzuführen; ein Rath von Mitgliedern beider Confeſſionen ſollte dem Gouverneur in der Verwaltung zur Seite ſtehen. [1]

So verſuchte man in dieſer Provinz die alten Edicte, welche die Regierung abgeſchafft hatte, wieder herzuſtellen, und beiden Parteien möglich zu machen, neben einander zu leben. Die Eigenmacht, mit der das geſchah, entſchuldigte man damit, daß eine aus Fremden beſtehende Faction die höchſte Gewalt in Beſitz genommen habe, das Reich, den Adel, die Prinzen von Geblüt und mit ihnen alle Bildung und gute Sitte zu vernichten ſuche; man hoffte, wenn der neue König ankomme, und die Lage der Dinge kennen lerne, werde er alles beſtätigen.

Das ließ ſich mit einigem Grund erwarten, da Heinrich III., der ſein polniſches Reich, ohne darauf Verzicht zu leiſten, doch mit einer Ungeduld, die wie eine Flucht ausſah, verlaſſen hatte und jetzt zurückkam, auf ſeiner Reiſe von Venedig her Damville einlud, mit ihm die Mittel zur Pacifikation zu beſprechen. In Piemont traf der Marſchall mit dem König zuſammen, der ihn dann ſeiner Abſicht den Frieden herzuſtellen verſicherte, und ihm die Weiſung gab, nach Languedoc zurückzukehren und das Weitere zu

[1] Vaiſſette Histoire de Languedoc V, 322.

erwarten.[1] Als Damville in Beaucaire anlangte, ließ er die Glocken läuten, und verkündigte der versammelten Bürgerschaft, der Wille des Königs sei, daß beide Parteien friedlich mit einander leben sollten.

Wenn schon ein Privatmann, der sein Vaterland liebt, entfernt von demselben, und weniger beherrscht von momentanen Eindrücken, sich im Großen und Ganzen zu durchdenken sucht, was demselben fromme, wie unendlich viel mehr ist das von einem Fürsten zu erwarten, welcher zur Regierung desselben herbeieilt. Heinrich III. scheint auf seiner Reise Gedanken gehegt zu haben, von denen er später bedauert, daß man sie nicht ausgeführt habe. Er meint, gleich bei seiner Ankunft hätte eine allgemeine Ständeversammlung berufen werden müssen, um mit beiden Theilen festzusetzen, was für das Ganze diene; für Ordonnanzen, auf den Grund ständischer Beschlüsse erlassen, würde er haben auf Gehorsam rechnen und denselben unweigerlich erzwingen können; in der nämlichen Versammlung hätte man an die Schuldentilgung gehen und die Ausgaben, wie für den Hof, so für alles andere festsetzen, alsdann den Nachbarn erklären sollen, daß der neue Fürst mit ihnen Freundschaft halten wolle, aber feste Verträge und klare Verhältnisse verlange: eine Feststellung der religiösen, finanziellen und auswärtigen Angelegenheiten würde eine glückliche und kräftige Regierung möglich gemacht haben.[2]

[1] So erzählt Damville in seinem Manifest, Nov. 1574 bei Le Laboureur II, 135; er sagt nichts von den Nachstellungen, denen er ausgesetzt gewesen sein soll.

[2] Schreiben an Villeroy, bei Groen van Prinsterer Suppl. 232. »Il falloit moy venu à la couronne, faire une assemblée d'états et résolvant tant avec les uns qu'avec les autres ce qui pouvoit

Es erhellt nicht, ob über Ideen dieſer Art förmlich Rath gepflogen worden iſt; an und für ſich konnten die dem König von ſeiner Mutter entgegengeſchickten Mitglieder des Conſeils nicht dafür ſein. In deren Sinne lag es nicht, ein neues Regiment anzufangen, ſondern das alte, wie es war, fortzuſetzen. Catharina beſtand darauf, der letzte Wille Carls IX. ſei, daß die beſtraft werden ſollten, die ſich zuletzt gegen ihn erhoben, dahin allein gehe ſein Auftrag an den Nachfolger. Mit ihr war wieder der Cardinal von Lothringen, der die Macht ſeiner überredenden Beredtſamkeit aufbot, um jede Abweichung von dem ſtrengen Syſtem zu verhindern.[1] Die Verhandlungen endigten damit, daß Heinrich III. das politiſche Erbe ſeines Bruders annahm, und ſogar noch einen Schritt weiter zurückthat. Er verkündigte, daß er die Freiheit des Gewiſſens anerkenne, aber keine Religionsübung, die von der katholiſchen abweiche, dulden wolle; nur denen verſprach er Frieden, welche die Waffen niederlegen und ſich ihm unterwerfen würden.

Erneuerte er aber die Politik Carls IX., ſo mußten ſich auch alle alten Feindſeligkeiten gegen ihn erheben.

Montmorency, in Lyon vor Gericht gezogen und zugleich im obern und niedern Languedoc und von der Provence her angegriffen, trat nun in definitiven Bund mit den Hugenotten des geſammten Südens und Weſtens. Sie erkannten ihn als ihr Oberhaupt an, er nahm ihre Führer in den

réunir le tout, faire le jurer et le signer par tous les principaux et les compagnyes.

[1] Wir lernen dieſe Thatſache aus der Rede, die Heinrich IV. am 3. November 1599 an die Deputirten des Parlaments von Guienne hielt. Lettres missives IV, 183.

Rath auf, an deſſen Gutachten er in Sachen der Juſtiz, Polizei und Finanzen gebunden ſein wollte. Regelmäßige Provinzial- und Generalverſammlungen wurden angeordnet, zu gemeinſamer Bewaffnung auf den Grund gegenſeitiger Duldung: in den Orten gemiſchten Bekenntniſſes ſollten die einen und die andern die Hände zu Gott erheben, und geloben, Frieden zu beobachten. Der Name Montmorency rief den Adel des Reichs zur Theilnahme auf; in nicht geringer Anzahl geſellte ſich derſelbe den Waffen und den Tendenzen Damvilles bei. Merkwürdig bleibt beſonders der Graf von Ventadour, welcher noch einmal die Berufung eines Nationalconcils forderte, um endlich die Zweifel über die Religion zu heben; bis zu deſſen Entſcheidung müſſe ſich ein jeder zu der einen von beiden Confeſſionen halten.[1] Mit den religiöſen verband man aber auch politiſche Forderungen: man drang auf Abſchaffung des Verkaufs der Aemter, Berufung der allgemeinen Stände, Zurückführung der Steuern auf das Maß der Zeiten Franz I. Die Provinzialſtände von Dauphiné, Provence und Burgund erhoben laut ihre Stimme für dieſe und ähnliche Zugeſtändniſſe.

Der Angriff der königlichen Truppen auf Languedoc hatte nicht viel zu bedeuten. Damville ſagte, es werde ihm leichter, ſie abzuwehren, als ſeine Bundesgenoſſen auf dem Wege der Geſetzlichkeit zu halten. Denn auf dem glaubte er ſich noch immer zu befinden, da auch der neue König von jener Faction von Fremden beherrſcht ſei, welche er ſchon immer als eine dem Reiche feindliche bezeichnet habe.

[1] Serranus Commentarii, die überhaupt für dieſe Zeit leicht das Beſte enthalten möchten, haben V, 186 die ausführlichſte Erwähnung dieſer Entwürfe. Auch bei Thuanus findet ſich ein Auszug L. XII, 170.

Einen nicht geringen Zuwachs an Anſehen gab es ihm, daß der Herzog von Alençon endlich Gelegenheit fand, den Hof zu verlaſſen und ſich den Mißvergnügten anzuſchließen: alle ihre Klagen und Beſchwerden machte er zu den ſeinigen. Wenn der Name der Hugenotten dabei ein wenig in den Hintergrund trat — man ſprach nicht mehr von einem Religionskrieg, ſondern von einem Krieg zum öffentlichen Wohl, wie zu den Zeiten Ludwigs XI. [1] — ſo blieb doch das religiöſe Element noch immer ſehr wirkſam. Bald nach Alençon riß ſich auch der junge Heinrich von Navarra vom Hofe los; er hielt für gut, unverzüglich wieder zum reformirten Bekenntniß zurückzutreten. Was die Parteien vereinigte, war namentlich die Zuſage der Politiker, für die Herſtellung des Edictes vom Januar zu wirken, worauf eben alle Wünſche der Reformirten gerichtet waren.

Zu einer Entſcheidung konnte ſie es indeſſen auch dießmal ohne eine Theilnahme der benachbarten religionsverwandten Völker und Stämme nicht bringen.

Auch dießmal gab England Geld, Deutſchland Männer. Dieſe vereinigten ſich um den jungen Condé, der ſich bei den erſten Maßregeln gegen Alençon und Navarra aus der Picardie nach Deutſchland geflüchtet hatte. Es war wieder Johann Caſimir von der Pfalz, der die Schaaren zuſammenbrachte und im December 1575 an die franzöſiſche Grenze führte. Ganz ohne eigene Abſicht waren damals auch die Deutſchen nicht; vielmehr für Deutſchland die großartigſte hatten ſie in Sinn gefaßt. Johann Caſimir ließ ſich von den Oberhäuptern

[1] Giovanni Micheli 1576: non considerandosi per capo principale il fatto della religione, si è trasferito e mutato il nome d'Vgonotti in quello di malcontenti.

der Hugenotten verſprechen, daß er zum Adminiſtrator der Bisthümer Metz, Toul und Verdun ernannt werden ſollte, was dieſe Städte und Länder mit Deutſchland wieder in Verbindung gebracht haben würde.[1] Aus Franzoſen und Deutſchen bildete ſich nach und nach eine bedeutende Macht; im März 1576 muſterte Alençon 30,000 Mann, die ihn aufforderten, ſie nun geradezu nach Paris zu führen, um die Greuelthaten der Bartholomäusnacht an den Mördern zu rächen.

Heinrich war nicht ganz ungerüſtet, auch er hatte deutſche Reiter und Schweizer außer den Franzoſen, die ſich um ihn ſammelten. Später hat er gemeint, das Beſte würde geweſen ſein, ſeinem Bruder muthig entgegenzugehen. Das war aber nicht die Art ſeiner Mutter und ſeiner Miniſter; da die Regierung ſich noch als den ſchwächeren Theil fühlte, begann ſie zu unterhandeln.

Vor allem kam es darauf an, Alençon zu befriedigen, es ward ihm eine Ausſtattung gewährt, welche mit der königlichen Autorität beinahe unverträglich war: auch für Condé ward geſorgt; dann ward, und wie man behauptet, durch den Einfluß der Schweizer auf ſeinen Vater, auch Johann Caſimir von jenen Forderungen abzuſtehen vermocht; der König übernahm, ſeine Truppen wegen ihres Soldes zu befriedigen. Der Pfalzgraf begab ſich hierauf auf den Rückweg.

Die Erörterung der politiſchen Beſchwerden ward auf den Reichstag verſchoben, welcher noch in demſelben Jahr ſtattfinden ſollte: die religiöſen Angelegenheiten empfingen ſogleich ihre Erledigung. Nicht eigentlich das Edict vom Januar wurde den Proteſtanten zugeſtanden; von Paris und den nächſten Umkreis auf zwei Lieues blieben ſie ausgeſchloſſen; aber

[1] Languet Epistolae arcanae I, 186.

übrigens wurde ihnen freie Religionsübung im ganzen Reiche bewilligt, Berechtigung zu allen Aemtern, für ihre Rechtsſtreitigkeiten eine aus beiden Bekenntniſſen zuſammengeſetzte Appellationsinſtanz in den Parlamenten. Eigene feſte Plätze in Guienne, Auvergne, Languedoc, wurden ihnen zu ihrer Sicherheit eingeräumt.[1]

Die Politiker hegten hierauf die kühnſten Erwartungen; Marſchall Damville brachte aufs neue ein Nationalconcilium in Vorſchlag, zu welchem auch die Proteſtanten ihre Deputirten ſchicken ſollten, um „durch eine wirkliche Reformation des Clerus den göttlichen Zorn zu beſänftigen". Am Hofe, in den Provinzen durch mächtige Perſönlichkeiten repräſentirt, glaubten ſie, nachdem dieſe Entſcheidung von ihnen ausgegangen war, fortan herrſchen zu ſollen. Sie waren ſtark, dazu jedoch nicht ſtark genug; ihr Auftreten hat eine große und weite Wirkung hervorgebracht, aber nicht eine ſo raſch durchgreifende, wie ſie erwarteten; die Kräfte, welche ſie beſiegt zu haben meinten, ſetzten ihnen noch einmal den nachdrücklichſten Widerſtand entgegen.

Vor allen dem König war das Geſchehene unerträglich. Es beleidigte ſein Selbſtgefühl, daß ihm durch ſiegreiche Erhebung ſeiner Vaſallen und fremde Hülfstruppen ein Geſetz gleichſam auferlegt worden war, das er in ſeinem Herzen, denn bei allem äußerlichen Schwanken war er durch und durch katholiſch, mißbilligte. Aber auch in dem Lande erweckten die Intereſſen der Corporationen oder der Provinzen und hauptſächlich die fortſchreitende katholiſche Reſtauration, die Einwirkung der jeſuitiſchen Predigt und Lehre einen Geiſt des Eifers,

[1] Paix, genannt de Monsieur. Mai 1576. Bei Popelinière II, 399.

der von keiner Verſöhnung wiſſen wollte. Die Parlamente hatten keine Neigung, die Reformirten in die ihnen bewilligten Kammern, in ihre Mitte aufzunehmen. In den großen Städten wollte man von dem Gottesdienſt der Hugenotten nichts hören, man empfing ſie, wo ſie ſich zu demſelben verſammeln wollten, mit Hohngeſchrei, mit Flintenſchüſſen. Wenn ein Artikel des Friedens des Prinzen von Condé die Stadt Peronne als beſondern Sicherheitsplatz bewilligte, ſo erweckte das in den dortigen Bürgern und dem benachbarten Adel den lebhafteſten Widerſpruch. Sehr möglich, daß man auch von den Niederlanden her alles that, um es zu verhindern; Peronne hätte leicht zu einem Ausgangspunkte fortwährender Angriffe für die Hugenotten dienen können. Und noch ein anderes höheres Motiv könnte man angeben. Wenn der Geiſt provincieller Abſonderung unter einem mächtigen Oberhaupt in Languedoc den Proteſtanten zu Statten gekommen war, ſo erhob ſich derſelbe jetzt in der Picardie zu Gunſten der Katholiken. Der Gouverneur Humieres, durch einen Rechtsſtreit, der zwiſchen ihm und den Montmorency's ſchwebte, beſonders angetrieben, ſie entfernt zu halten, vereinigte Adel, Geiſtlichkeit und Bürger zu einer Aſſociation gegen die Zulaſſung der Reformirten. Den nächſten Vorwand mag die Beſorgniß gegeben haben, daß die noch nicht völlig befriedigten deutſchen Reiter umkehren und Condé mit Gewalt einſetzen möchten: aber die Tendenz ging zugleich auf die ſtrenge Aufrechterhaltung des alten kirchlichen Syſtems. Der Geiſt der katholiſchen Aſſociation, der ſchon ein paarmal, 1564, 1568, ſich geregt hatte, erhob ſich überall von neuem.

Wie gingen in Frankreich von jeher die Wogen der Meinung ſo gewaltig und hoch. Von Moment zu Moment fluthen ſie in entgegengeſetzten Strömungen. Der allgemeine Zug

der Geiſter nach der Reform war jetzt nicht mehr; aus dem Gegenſatz gegen die Blutnacht war eine Richtung auf eine gemäßigte, verſöhnende Politik hervorgegangen, eben deren Erfolge riefen aber das Selbſtgefühl des katholiſchen Elementes auf, das nun plötzlich den Boden wieder einnahm. Man erkannte die ganze Veränderung der Stimmung bei den Wahlen zu der Ständeverſammlung, die ſofort angeordnet wurde. Wie ſehr hatten ſich die Proteſtanten und die Politiker in ihren Berechnungen darüber getäuſcht. Die Reformirten wurden ſo gut wie ausgeſchloſſen, die Mehrheit der Stimmberechtigten war allenthalben gegen ſie.

Wenn man fragt, welches Verhältniß die Regierung zu der reactionären Bewegung hatte, ſo iſt kein Zweifel, daß ſie dieſelbe billigte. Mit allen Kräften, die ihr damals zu Gebote ſtanden, beförderte ſie Wahlen der Katholiken: obgleich die Akten jener Aſſociationen zuweilen in verfänglichen Ausdrücken abgefaßt waren, ſo findet ſich doch nicht, daß der König an denſelben Anſtoß genommen hätte; er wünſchte vielmehr, daß ſie allenthalben und mit demſelben Eifer wie in der Picardie geſchloſſen würden, auf ſein Geheiß breitete man ſie aus.

Er hat nicht verhehlt, daß es ihm bei den Unterhandlungen von 1576 nur darauf ankam, ſeinen Bruder von den Verbündeten zu trennen, ihre Truppen zu entfernen; das ihm aufgezwungene Edict zu beobachten, ſei niemals ſein Sinn geweſen. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, welche ihm die umgewandelte Stimmung der Nation darzubieten ſchien, ſich von demſelben los zu machen.

Am 6. December 1576 wurde die Verſammlung der Stände in Blois eröffnet, doch war das nicht eine ſolche, wie ſie Proteſtanten und Mißvergnügte gewünſcht und gehofft, nicht einmal

eine ſolche, wie ſie der König urſprünglich im Sinne gehabt hatte, wo in freier Uebereinkunft mit den verſchiedenen Parteien eine haltbare und allgemein genügende Ordnung hätte aufgeſtellt werden können; hier war nur eine Partei vertreten und der König ſuchte dieſe noch weiter vorwärts zu treiben, als ſie zu gehen beabſichtigte.

Es iſt merkwürdig zu beobachten, wie ſich der Hof bemühte, eine ſtändiſche Erklärung im entſchiedenſten Sinne zu Ungunſten der Reformirten hervorzurufen. Selbſt die Führer der Geiſtlichkeit und des Adels waren Anfangs nicht eigentlich geſonnen, auf die Ausſchließung derſelben aus dem Reiche anzutragen. Königin Catharina mußte bei den einen und den andern ihren Einfluß dafür verwenden; die hierauf bezügliche Stelle in der Rede des Sprechers der Adelscurie hat ſie ſelbſt verfaßt, der König hat ſie verbeſſert. Im dritten Stand hat es der ausdrücklichen Erklärung bedurft, daß der König es wünſche, aber ſelbſt dann iſt der Beſchluß derſelben nicht ſo entſchieden geweſen, wie ihn der Sprecher Verſoris auszudrücken ſich erlaubte.

So kam es noch im Laufe des Decembers zu einer Aufforderung der Stände an den König, daß er nur Eine Religion im Reiche dulden möge. Heinrich III. erklärte ſich damit vollkommen einverſtanden, denn er habe es bei ſeiner Krönung geſchworen und gegen dieſen ſeinen erſten Eid verpflichte ihn kein anderer. [1]

[1] In dem Journal von Nevers, das vom December 1576 bis in den März 1577 reicht, haben wir über die Berathungen des Hofes, und das Schwanken ſeiner Abſichten eine authentiſche Mittheilung. Ein Auszug davon iſt in den Mémoires de Nevers I. 166, wiederholt im 13. Band von Mayer S. 97; vollſtändiger findet ſich das Tagebuch in dem 3. Band des Journals von Eſtoile 1744. Ich halte mich ganz daran.

Ein allgemeiner Krieg gegen die Hugenotten ſchien hierauf unvermeidlich, zumal da ſie ſofort aufgeſchreckt ſich ſchon ſelber wieder im Felde zeigten. Am Hofe überlegte man ſehr ernſtlich, in welches Verhältniß man die beſoldeten Truppen zu den durch die Provinzialaſſociationen unter die Waffen gerufenen Edelleuten ſetzen, wie man die feſten Plätze der Hugenotten angreifen und zugleich im offenen Felde gegen ſie vordringen könne. Man trat mit deutſchen Rittmeiſtern in Verbindung, um abermals ein Heer von Reitern in Dienſt zu nehmen.

Sollten nun aber wirklich die franzöſiſchen Stände nach allen den Erfahrungen, die man über die Widerſtandsfähigkeit der Hugenotten gemacht hatte, ſich zu einem Vertilgungskrieg wider dieſelben entſchließen? Sollten ſie ſich, nachdem ſo oft und laut über das Anwachſen der Schulden, die Noth und Armuth des Volkes, die Verwirrung der Finanzen geklagt worden war, zu neuen großen Bewilligungen verſtehen? Es zeigte ſich bald, daß ihr Eifer ſo weit nicht reichte.

Der erſte Vorſchlag der ihnen gemacht wurde, ging auf eine Verwandlung der indirekten Steuern in eine direkte, die nach der Zahl der Feuerſtellen im Reiche erhoben werden ſollte: man berechnete dieſe auf drei Millionen und hoffte davon fünfzehn Millionen Livres zu ziehen. Allein wie hätte ein ſo wenig gereifter, ungefährer, weit ausſehender Entwurf, durch deſſen Ausführung alles noch mehr als bisher in die Hände der als räuberiſch angeſehenen, zum Theil fremden Finanzbeamten gerathen wäre, ſich Beifall verſprechen können? Er ward ohne weiteres abgelehnt. Auch eine mäßigere Forderung, die auf außerordentliche Bewilligung von zwei Millionen lautete, ward von den Deputirten des dritten Standes zurückgewieſen; denn in ihrer Inſtruction ſei nur davon die Rede, daß der König

von ſeinen Schulden frei gemacht, nicht davon, daß eine andere neue Laſt übernommen werden ſolle. Endlich trug der Hof auf einen Verkauf von Domänen an, den man ihm, ſo meinte er, nicht werde abſchlagen können. Damit aber erweckte er nicht allein eine vorübergehende, ſondern faſt eine ſyſtematiſche Oppoſition. Der Deputirte von Vermandois, der gelehrte Johann Bodin, trat mit der Behauptung auf, dem Fürſten ſei nur der Gebrauch des öffentlichen Landes überlaſſen, das Eigenthum deſſelben gehöre dem Volke. In den Provinzialverſammlungen, aber auch nur in dieſen würde allerdings eine Domänenveräußerung beſchloſſen werden können, doch ſei das nicht anzurathen, denn der dritte Stand würde den dadurch entſtehenden Ausfall ſpäter auf eine andere Weiſe zu decken haben.

Auch in den andern Ständen kamen Anſichten von ausnehmender Tragweite vor. Man hat den Gedanken geäußert, daß nur das, was in den Ständen ſtreitig geblieben, einer neuen Beſprechung mit dem königlichen Rath unterworfen werden, alles aber, worüber ſie ſich vereinigen würden, unmittelbar Geſetzeskraft erlangen ſollte.[1] Man wollte ferner die ſtändiſchen Beſchwerden nicht mehr der Entſcheidung des königlichen Conſeils allein anheimgeben, ſondern eine Deputation ernennen, die mit demſelben darüber berathen und beſchließen ſollte; man dachte daran, die Zahl der Mitglieder des Conſeils feſtzuſetzen und die ungeeignet Scheinenden zu entfernen.

[1] Recueil de tout ce, qui s'est negocié en la compagnie du tiers, état pris des Mémoires de M. Bodin. Bei Maier 13, 299. Bodin iſt in ſeinem politiſchen Werke auch über die Domänen ausführlich, jedoch drückt er ſich da nicht ſo republikaniſch aus, obwohl er am Grundſatz feſthält. De republica VI, 1002. Eine aliénation perpetuelle war durch ein Edict Carls IX, Februar 1566, zu Moulins beſonders verboten.

So geriethen die Stände, anſtatt ſich dem König in ſeinen kriegeriſchen Abſichten unbedingt beizugeſellen, in Streitigkeiten über die Verfaſſung mit ihm, auf die er einzugehen vermied, deren Bedeutung ihm aber vollkommen einleuchtete.

Auch im Conſeil ſelbſt erhob man Einwürfe gegen das Vorhaben. Bellievre machte auf die unheilvollen Wirkungen aufmerkſam, welche die Behauptung, daß der König durch ſeinen Krönungseid von Verpflichtungen, die er in aller Form übernommen habe, im voraus frei geſprochen ſei, auf die auswärtigen Verhältniſſe ausüben müſſe.

Schon war alles wieder zweifelhaft, als am 28. Februar 1577 eine feierliche Berathung über die einzuſchlagende Politik in dem verſammelten Conſeil eröffnet ward. Die geiſtlichen Mitglieder deſſelben, die Cardinäle, forderten nach wie vor die Herſtellung der Einheit der Religion, denn man müſſe ſich trotz aller Schwierigkeiten auf Gott verlaſſen. Ihnen ſchloſſen ſich die Herzoge von Guiſe, Nevers und Mayenne an. Nevers noch in dem vollſten katholiſchen Eifer empfahl den Krieg wie einen Kreuzzug: die Koſten dazu meinte er durch Darbringungen vor dem Hochwürdigſten, nicht für den König, ſondern für Gott zu gewinnen. Dagegen aber erklärten ſich andere, die für nicht minder gute Katholiken gehalten ſein wollten, die tapfern Marſchälle Biron und Coſſé, mit beſonderem Nachdruck der Herzog von Montpenſier, der auf einer Reiſe zum König von Navarra ſich die Ueberzeugung verſchafft hatte, daß auch von der hugenottiſchen Seite her einige Nachgiebigkeit zu erwarten ſei. Man war geſpannt, wie nun die Königin Mutter, die in allen Dingen noch immer das Meiſte vermochte, ſich ausſprechen würde; leicht beweglich wie ſie war, und in ihrer jedesmaligen Richtung entſchieden, trat ſie

zu den Gemäßigten über. Sie ſagte, man könne kaum leben, woher wolle man die Mittel zu einem Kriege nehmen, wie dieſer werden müſſe? Würde dabei das Reich zu Grunde gehen, ſo würde auch die Religion verloren ſein, mit jenem dagegen werde ſich dieſe erhalten. Für Andere möge es, bei dem Ruin des Staates, ein Troſt ſein, daß ſie die Religion aufrecht zu erhalten glauben; zu denen gehöre ſie nicht: ſie rathe dem König, vor allem ſein Reich und ſeine Perſon zu erhalten: eines Tages werde die göttliche Macht die beiden Religionen vielleicht wieder vereinigen.

In dieſem Sinne ſchloß hierauf der König. Denn es müſſe, ſagte er, auch erlaubt ſein, unter veränderten Umſtänden ſeine Meinung zu ändern.

Berathungen und Beſchlüſſe von einer unermeßlichen Wichtigkeit. Die Proteſtanten hatten die Verſammlung der Stände gefordert, in der Hoffnung, bei denſelben Zuſtimmung zu finden und eine durchgreifende Reform im Sinne der Beſchlüſſe von 1560, 1561 ins Werk geſetzt zu ſehen; der König hatte darum die Stände berufen, weil er mit ihnen den Krieg gegen Politiker und Hugenotten zu erneuern gedachte. Die Stände traten keinem von beiden Theilen bei. Sie waren katholiſch, ſie verriethen nicht die mindeſte Sympathie mit den Hugenotten, aber ſo groß war ihre Hingebung an die Krone mit nichten, daß ſie ihr die Mittel zu einem neuen Kriegsunternehmen hätten gewähren mögen.

Dahin führte das Hin- und Wiederwogen der entgegengeſetzten Kräfte überhaupt nicht, daß die eine oder die andere

[1] Thuanus Lib. LXIII, p. 180 »quod concordibus ordinum suffragiis decerneretur, id ratum esset: in quo dissiderent, id a rege e reginae parentis regii sanguinis principum et Franciae pariüm et XII ordinum delegatorum sententia decideretur.«

Partei auf vollkommenen Sieg hätte hoffen können. Die Krone mußte auf den Weg zurückkehren, den ſie von Anfang an eingeſchlagen hatte, die eine Partei neben der andern zu dulden. Es zeigte ſich unmöglich, die alten Geſetze der katholiſchen Kirche an den Neugläubigen zu vollſtrecken; das einzig Erreichbare ſchien noch, die denſelben gegebenen Zugeſtändniſſe auf ein ſolches Maß zu bringen, daß der Katholicismus neben ihnen ohne Gefahr beſtehen könnte.

Indeſſen war der Krieg ſchon allenthalben ausgebrochen und mußte zu Ende geführt werden. Freiwillige Dienſtleiſtungen des Adels, Beiträge der Geiſtlichkeit, Bewilligungen des Papſtes ſetzten den König in Stand, einen Feldzug zu beginnen. Als er die Stände über ihre geringe Theilnahme ziemlich ungnädig entließ, ſagte er ihnen, er wolle nicht Böſes mit Böſem vergelten, er wolle ſie allerdings gegen die Hugenotten vertheidigen, aber eine neue Verwüſtung des Reiches könne er dabei nicht veranlaſſen, ſein Sinn ſei nur auf einen dauerhaften Frieden gerichtet.

Der Krieg des Jahres 1577 iſt einer der wenigen Kriege, bei denen man ein beſtimmtes, nahes Ziel verfolgt, und ſich dann begnügt hat, dieß zu erreichen. Zwei königliche Armeen erſchienen im Feld, die eine unter dem Bruder des Königs, dem der Herzog von Guiſe zur Seite ſtand, die andere unter dem Herzog von Mayenne; jene eroberten zwei der vornehmſten Feſtungen der Proteſtanten, La Charité und Iſſoire, dieſer drang ſiegreich in Poitou vor, entſetzte einige bedrohte Plätze, eroberte andere und pflanzte einmal ſeine Kanonen eine Viertelſtunde weit von Rochelle auf; auch die Flotte von Rochelle erlitt einen Verluſt.

Indem man aber eine raſche Verfolgung dieſer Vortheile erwartete, hielt König Heinrich III. plötzlich inne. Das

Gerücht von einem großen antikatholiſchen Bunde, der gegen ihn geſchloſſen ſei und von dem Anzug eines neuen deutſchen Heeres reichte hin, ſeine friedlichen Entſchlüſſe zur Reife zu bringen. Königin Catharina übernahm ſie bei dem Papſt zu entſchuldigen.[1]

So war man auch auf der andern Seite geſinnet. Damville faßte im erſten Feuer den Plan, die türkiſche Flotte nach Aiguesmortes zu berufen, was denn die Spanier, den Papſt und den franzöſiſchen Hof auf friedliche Gedanken bringen werde, aber ſchon wußten die Proteſtanten, daß der König nicht auf Verderben ſinne, und wollten zu ſo verzweifelten Maßregeln ihre Beiſtimmung nicht geben. Damville näherte ſich hierauf wieder dem Hofe, in allen ſeinen Briefen drückte er Friedensliebe aus.

Heinrich III. hielt ſich damals in Poitiers auf, die Unterhandlungen fanden meiſt zu Bergerac zwiſchen dem König von Navarra und dem Herzog von Montpenſier ſtatt. Gleich bei der Eröffnung derſelben erklärte Heinrich von Navarra recht feierlich, in dem letzten Edicte ſeien allerdings einige Punkte enthalten, die man nicht werde ausführen können, die man ſtreichen müſſe.[2] Er verſprach bei der Verſammlung der Kirchen daran zu ſein, daß ſie alles fallen laſſe, was die Ruhe von Frankreich ſtören könne.

Bei dem beiderſeitigen Ernſt vereinigte man ſich auch bald zu dem Vertrag, der von Poitiers oder Bergerac den Namen führt, und faſt der wichtigſte aller dieſer Verträge iſt.

Vornehmlich wollte man der Beſorgniß, daß der Proteſtantismus das ganze Reich überfluthe, welche zu den letzten Unruhen den vornehmſten Anlaß gegeben hatte, ein Ende

[1] Das Hauptedict von Poitiers; die beſondern anfangs geheim gehaltenen Artikel ſind zu Bergerac 17. Sept. 1577 datirt.

[2] Discours adressé au duc de Montpensier bei Berger I, 147.

machen. Die Religionsübung ward den Orten zugeſtanden, wo ſie gerade damals am Tage des Abſchluſſes ſtattfinde, dem hohen Adel in ſeinen Häuſern ſollte ſie unbenommen, aber übrigens auf Einen Platz in jedem Amtsbezirk eingeſchränkt und von der Hauptſtadt auf zehn Lieues ausgeſchloſſen ſein. Die Hugenotten willigten ein, daß die gemiſchten Kammern nur in den vier ſüdlichen Parlamenten eingerichtet wurden, nur darüber hielten ſie, daß ſie zu allen Aemtern fähig blieben.[1] Der König gewann es über ſich, wegen der am Bartholomäustage 1572 vorgefallenen Exceſſe ſein Mißfallen auszuſprechen; alle Gouverneurs und Beamten ſollten in die Stellen zurückkehren, die ſie vorher bekleidet hatten. Er erkannte den König von Navarra und den Prinzen von Condé als ſeine getreuen Unterthanen an. Dem letztern wurde ſein Anſpruch auf die Picardie vorbehalten, ſtatt Peronne behielt er die viel bedeutendere Stadt Jean d'Angely zu ſeiner Sicherheit. Indem alle andern Plätze zurückgegeben werden ſollten, wurde noch den Hugenotten geſtattet, deren zwei in Languedoc, zwei in Provence, zwei in Dauphiné und drei in Guienne mit ihren Glaubensgenoſſen zu beſetzen; der König machte ſich anheiſchig, die Koſten dieſer Beſatzungen zu tragen.

Die Zugeſtändniſſe, die den Hugenotten gemacht wurden, ſollten ihnen eine geſicherte Exiſtenz verſchaffen; die Beſchränkungen, welche ſie erfuhren, die Beſorgniſſe der Katholiſchen heben; Niemand war glücklicher über die Abkunft als der König. Er nannte den Frieden ſeinen, des Königs Frieden, und ſagte, es ſei ſo gut als habe er die Artikel mit eigener Hand geſchrieben; er hatte den Gedanken, der Stadt Poitiers den Namen Friedensſtadt beizulegen.

[1] Maffei Gregorio XIII, I, 295.

Der Friede ist, wie das Resultat aller frühern, so die Grundlage der spätern Verhältnisse und Zustände. Er enthält nicht eine ideale, sondern nur eine faktische Lösung der großen obschwebenden Fragen. Er bezeichnet den Punkt, wohin das Gewicht und die Energie der gegen einander in Kampf geführten Kräfte die Dinge geführt hatten.

Bei der Ausführung ist man noch auf einige Schwierigkeiten gestoßen, oder neue Hindernisse haben sich ihr entgegengesetzt; es ist sogar in Guienne noch einmal zu einer kecken und einseitigen Waffenerhebung gekommen; neue Verabredungen haben getroffen werden müssen, zu Nérac im Februar 1579, zu Fleix im November 1580; aber dabei ist man doch immer bei dem in Poitiers Verabredeten stehen geblieben; Frankreich schien sich dabei beruhigen zu wollen; und vielleicht würde es sich in der That dabei beruhigt haben, hätte es nicht eine Macht neben sich gehabt, die eine Abkunft solcher Art nicht dulden wollte, sondern es sich zum Geschäft machte, sofort die Stoffe einer entgegengesetzten Bewegung zu neuen Stürmen um sich her zu versammeln.

Fünftes Buch.

Heinrich III. und die Ligue.

Wie im Alterthum Athen nicht zu denken wäre ohne Sparta, Rom ohne Carthago, ſo ließe ſich im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert Frankreich ohne den Gegenſatz der ſpaniſchen Monarchie nicht denken noch verſtehen.

Was war es, worüber Franz I. und Carl V. in ihrer Zeit kämpften? Der Kaiſer ſuchte das allgemeine Uebergewicht, das mit dem Begriffe ſeiner Würde verbunden war, geltend zu machen, Franz I. hielt die franzöſiſche Idee, die Idee von Frankreich aufrecht.

Ein gefahrdrohendes Kaiſerthum gab es jetzt nicht mehr. Aber der Sohn und Erbe des Kaiſers, durch den Beſitz ausgebreiteter Landſchaften und des indiſchen Goldes mächtig, erneuerte den Anſpruch auf eine vorwaltende Autorität in der Welt; indem er als Vorkämpfer des angefochtenen alten Glaubens auftrat, fand er in den Anhängern deſſelben eine Beiſtimmung, die ihm die Stellung und Macht eines allgemeinen Parteihauptes über ganz Europa verſchaffte.

Der Gedanke Coligny's war geweſen, die Kraft der proteſtantiſchen Antriebe und Verbindungen mit dem franzöſiſchen Intereſſe zu vereinigen, Frankreich an die Spitze der

antiſpaniſchen Mächte zu ſtellen; er war darüber umgekommen. Aber die Regierung, die ſeiner Richtung nicht folgen wollte, fühlte doch auch keine Neigung, ſich dem ſpaniſchen Syſteme anzuſchließen; ſie hätte dabei ihre Selbſtſtändigkeit zu verlieren gefürchtet; wir ſahen, welchen Antrieb dieſe Beſorgniß zu den Pacificationen gab, die doch zuletzt den Platz behielten. Nach langen zweifelhaften, immer wieder auftauchenden, und immer wieder erſtickten Kämpfen hatte die reformirte Meinung eine feſte Stellung gewonnen, die ſich täglich mehr befeſtigte. Die Anerkennung derſelben, wiewohl der Regierung abgezwungen, bildete doch, das Land im Ganzen angeſehen und der Thatſache nach, einen Theil der franzöſiſchen Selbſtſtändigkeit.

Man durfte an ſich nicht erwarten, daß ſich der König von Spanien mit einem Zuſtand wie dieſer befreunden oder nur vertragen würde. Aber dazu kam, daß der niederländiſche Krieg fortdauerte, der nicht verfehlen konnte, von Zeit zu Zeit die frühere Theilnahme der Hugenotten wieder zu erwecken oder den alten Ehrgeiz in der franzöſiſchen Regierung aufzuregen. Philipp II. ſorgte nur für ſich ſelbſt, wenn er alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel ergriff, um den ihm widerwärtigen Tendenzen in Frankreich die ihm befreundeten ſtrengkatholiſchen entgegenzuſtellen.

Die Ligue iſt mehr als man glaubt ein Werk von Spanien und Philipp II.; ſie bildet ein Moment und zwar das entſcheidende in dem Gegenſatz der beiden Monarchien. In dem innern Frankreich ſelbſt, das trotz der Pacification, die es ſich gegeben, durch den Fortgang der allgemeinen Gegenſätze und die alten Leidenſchaften in ſteter Aufregung erhalten wurde, fand Philipp ſeine beſten Waffengefährten. Der

damalige König von Frankreich vermochte auf die Länge nicht, ſeine Unterthanen zuſammen zu halten.

Heinrich III. und ſeine Regierung in den Friedensjahren.

Heinrich von Valois hatte als Prinz eine hohe militäriſche Stellung eingenommen, und ſich, mit größerem oder geringerem Verdienſt kriegeriſchen Ruf erworben; aber wie erſtaunten ſchon die Polen, bei denen dieſer Ruf zu ſeiner Wahl beigetragen hatte, als er bei ihnen anlangte. Sie erwarteten eine ſtolze Geſtalt, rauhe Sitten, Geſpräche von Krieg und Waffen; ſtatt deſſen ſtellte ſich ihnen ein junger Mann von zartem Körperbau dar, der Edelſteingehänge in den Ohren trug, und ſich nach den Vergnügungen der franzöſiſchen Geſellſchaften zurückſehnte.

Dieſe zu genießen, in ſeiner Weiſe, war die Abſicht und der Wunſch des Fürſten, als er jetzt nach dem Frieden von Poitiers in ſeiner Hauptſtadt einzog, um daſelbſt ſeine Wohnung zu nehmen, anhaltender als es bisher ein franzöſiſcher König gethan hatte.

Er liebte nicht zur Jagd zu gehen; ſelten ſah man ihn reiten, obgleich er ſich zu Pferde gut ausnahm; alle heftigen Leibesbewegungen waren ihm verhaßt.

Wie ſein Bruder Carl als der Stärkſte und Unermüdlichſte hatte glänzen wollen, ſo ſuchte Heinrich eine Ehre darin, als der zierlichſte wohlgekleidetſte zu erſcheinen. Nur mit Menſchen deſſelben Geſchmacks liebte er umzugehen. Er erfand neue Formen der ſtrengſten Etikette.

Mitten unter den gewaltſamen Naturen, die ihn umgaben, nach ſo viel Unthaten und Bürgerkriegen, deren Stoff noch immer glimmend jeden Augenblick in helle Flammen auszubrechen drohte, wollte er ein Palaſtleben führen, zuſammengeſetzt aus Uebungen der Frömmigkeit, ſtädtiſchen Vergnügungen, Zurückgezogenheit und dem Genuß der Verehrung, die der höchſten Gewalt zukommt.

Seine Art und Neigung war es nicht, mit alten Heerführern, Staatsbeamten oder Gelehrten Geſpräche zu pflegen, die ihn hätten unterrichten können. Er umgab ſich mit jungen, munteren Leuten, von angenehmem Aeußern, die in Sauberkeit der Kleidung, Zierlichkeit der Erſcheinung mit ihm wetteiferten: anfangs zehn oder zwölf an der Zahl; aus denen jedoch ſchon im Jahre 1579 ihrer vier als erklärte Günſtlinge hervortraten, die man am Hofe wohl die vier Evangeliſten nannte, St. Lüc, d'O,[1] Arques und Caumont. Günſtling zu ſein, war nicht eine Sache des momentanen Wohlgefallens, ſondern eine Art von feſter Stellung. Zuweilen zog ſich der König mit ihnen auf das Land in eines ſeiner Schlöſſer zurück, wo er nur als Hausherr und Wirth angeſehen ſein wollte, und alles ſchien ſehr harmlos. Wenn er zurückkam, zeigte ſich jedoch bald, daß die jungen Freunde vielen Einfluß auch auf den Staat hatten.

Auch darin ſuchte ſich Heinrich III. von ſeinem Bruder zu unterſcheiden, daß er der Mutter nicht ſo unbedingt in den Staatsgeſchäften folgte. An den Berathungen des Morgens nahm ſie immer den vornehmſten Antheil, aber häufig

[1] Hieronymo Lippomano Relatione di Francia 1580. d'O würde hiernach um vieles jünger ſein müſſen, als man ihn gewöhnlich ſein läßt. Auch der Secretär Lippomano's (506) gibt ihm 1579 nur 28 Jahre.

wurden die daſelbſt gefaßten Beſchlüſſe einſeitig von dem König abgeändert.[1] Noch weniger war es ſein Sinn, der Eigenmacht und dem Familienintereſſe der großen Geſchlechter, die immer weiter um ſich griffen, freie Hand zu laſſen. Es ſchien ihm beſſer nur eben die zu befördern, die ihr Herkommen ſeiner Gunſt verdankten. Arques ward zum Herzog von Joyeuſe und zum Gouverneur der Normandie mit Havre de Grace, Caumont zum Herzog von Epernon, und nach und nach zum Gouverneur von Metz, Boulogne, Calais und von Provence ernannt. Jener erhielt überdieß mit der Würde eines Admirals beſondere Rechte über die Marine, dieſer durch das Amt eines Generalcolonels der franzöſiſchen Infanterie einen ungemein bedeutenden Einfluß auf die Beſetzung der Officierſtellen in der Armee.[1]

Hierdurch ſtieß nun aber Heinrich III. eben mit dem mächtigſten Element in ſeinem Reich und Staat zuſammen.

Was ſich ſchon in früheren Zeiten angebahnt, Selbſtmacht und Unabhängigkeit der großen Gouvernements, war während der Bürgerkriege recht eigentlich ausgebildet worden. Die beiden auf einander folgenden Minderjährigkeiten in einem Zeitraum von Verwirrungen und Verlegenheiten aller Art, wo die Regierung eine Stütze in ihren Unterthanen zu ſuchen genöthigt war, die Unbeſtimmtheit der Rechte, das Schwanken des Syſtems hatten dem Ehrgeiz und der Eigenſucht einiger großen Familien, mit allen denen, die ſich ihnen anſchloßen,

[1] Priuli Relatione 1583: voltando sottosopra le deliberationi che sono fatte alla presenza della madre, senza dargliene alcuna parte: il che viene attribuito parte all' umor del re, ch'è fatto molto ardito nelle resolutioni e presume grandemente del suo giuditio parte ancora all' autorita che hanno seco li suoi favoriti, con li quali in camera sua privatamente ragiona di tutte le cose.

freie Bahn gemacht. Im Tumult des Krieges und der Parteiung, wo ein Jeder für ſich ſelbſt zu ſorgen, von ſich ſelbſt Rath zu nehmen hatte, und ſich auch durch Vertheidigung des eigenen perſönlichen Intereſſes ein Verdienſt erwerben konnte, waren die Gouverneurs der Provinzen zu einem Gefühl von Selbſtſtändigkeit, ja ſogar die Befehlshaber in Feſtungen und Städten zu einer wenig abhängigen Stellung gelangt.[1] Viele gehörten vornehmen Geſchlechtern an: alle wurden durch die Parteiung mit einander verbunden. Es führte ſich ein, daß weder die Befehlshaber in den Städten, noch die Gouverneurs in den Provinzen, nach dem Gutdünken der höchſten Gewalt von ihren Stellen entfernt werden konnten. Nur durch Urtheil und Recht meinte ein Jeder ſeine Stelle verlieren zu können; bei Erledigungen durch den Tod mußte auf die Verwandten, Verbündeten Rückſicht genommen werden. Der Gedanke der Erblichkeit regte ſich auch in der militäriſchen Organiſation, wie er in dem Gericht und in der finanziellen Verwaltung bereits vorwaltete.

Wie mußte es nun dieſe mächtigen Gewalthaber berühren, wenn der König ihre Anſprüche nicht anerkannte, und Andere in die Stellen beförderte, an die ſie Anrechte und Anwartſchaften beſaßen. Dem König ließ ſich kein gegründeter Vorwurf machen: denn ohne Zweifel war er zu dem befugt, was er that; aber eben von ihm hatte man das nicht erwartet, und welche Leute zog er vor!

[1] Aluiſe Contarini 1572. Governi non sono solamente nei piu grandi del regno, ma anco son tutti hereditarii, di modo che quando manca un governator, il re è constretto per non discontentar i heredi, consentir, che i figliuoli, se sono in età o almanco i piu stretti parenti entrino in loco del morto.

Der tapfere Carl Briſſac, der einen Erbanſpruch auf jene Stelle eines Generalcolonel zu haben glaubte, ſah ſich durch einen eingebildeten jungen Menſchen ohne Verdienſt verdrängt. Der Herzog von Mayenne, an den die Anwartſchaft auf die Admiralswürde von ſeinem Schwiegervater her gekommen war, gab dieſelbe, wiewohl er eine Geldentſchädigung erhielt, doch nur mit dem äußerſten Widerwillen auf. So ſah ſich Emery de Villiers des Gouvernements von Caen beraubt, Mandelot in ſeinem Gouvernement von Lyon geſtört, eben durch die Günſtlinge und ihre Angehörigen. Auch ferner hatten ſie nicht viel Gutes zu erwarten, da die Menſchen, die ſie bedrängten, am Hofe die mächtigſten blieben.

Die beleidigten Gewalthaber waren nun meiſtens eben die, welche in der Religionsſache die katholiſche Partei ergriffen hatten und welchen die Duldung der Hugenotten, in denen ſie geſchworene Feinde ſahen, unerträglich vorkam. Sie fanden natürliche Verbündete an einem Theile der katholiſchen Geiſtlichkeit, die ihren Anſpruch an die ausſchließende kirchliche Herrſchaft in Frankreich keinen Augenblick aufgab, und überdieß in mannichfaltigen Streithändeln mit dem König ſtand.

Mit der im Innern vordringenden Reſtauration der katholiſchen Ideen war auch eine Erneuerung der hierarchiſchen Anſprüche, der Krone gegenüber, verbunden; die Männer alter Zeit, die in der Verfechtung derſelben umgekommen, wie Thomas von Canterbury, wurden der Ehrfurcht der Zeitgenoſſen in lebendige Erinnerung gebracht.

In der Verſammlung von 1579 bis 1580, welche die Geiſtlichkeit nicht in Paris hielt, um nicht dort durch locale und momentane Rückſichten gefeſſelt zu werden, ſondern in Melun, ward eine Remonſtranz aufgeſetzt, in der die beiden

vornehmſten clericalen Forderungen — Einführung der Schlüſſe des tridentiniſchen Conciliums und Wiederherſtellung der freien Wahlen — erneuert wurden: der Biſchof von Bazas trug ſie dem König mit vieler Salbung vor; Heinrich III. wies ſie jedoch nachdrücklich von ſich. „Wenn der Clerus ſich reformiren wolle, ſo könne er es auf den Grund der alten kirchlichen Satzungen ſelber thun: er brauche ſich nur zu entſchließen, den dritten Theil ſeines Einkommens wie vor Alters wieder den Armen zu widmen: auf die Einführung des tridentiniſchen Conciliums bringe ſelbſt der Papſt nicht mehr, da die franzöſiſchen Verhältniſſe dazu nicht paſſen.“ Was die freien Wahlen anbelangt, ſo ſagte er, das Recht zu den Bisthümern und Abteien zu ernennen, habe er von ſeinen Vorfahren ererbt, von denen es mit Bewilligung des Papſtes und der Kirche ausgeübt worden ſei, und er denke es zu behaupten. Er machte ſie auf das Parteiunweſen und die Simonie aufmerkſam, die mit den Wahlen verbunden ſeien, und auf die Gefahr, in der gar Mancher von ihnen ſelbſt ſich befinden dürfte, wenn es zu einem andern Syſtem komme, nicht wieder gewählt zu werden. [1]

Einen nicht geringen Einfluß hatte aber die Corporation des Clerus auf die Staatsverwaltung, ſchon in Folge der finanziellen Contracte, die ſie mit der Krone eingegangen war. Um ihre Pflichten erfüllen zu können, forderte ſie die Befreiung der Provinzen, die von den Hugenotten eingenommen ſeien: ſie drückte ſich nicht anders aus, als wenn ſie von der Occupation durch einen auswärtigen Feind ſpräche. So wenig war

[1] Die Nachricht von Thuanus, lib. LXXIII., muß aus dem Procès verbal über die Verſammlung zu Melun berichtigt werden, aus der unſere Notizen ſtammen.

ſie mit der geſicherten Stellung, welche die Krone den Reformirten gewährt hatte, einverſtanden.[1]

Ihr Widerſtreben erhielt verdoppeltes Gewicht durch die Unordnung des Geldhaushaltes, die ohnehin Alles in die äußerſte Verwirrung brachte.

Was iſt es geweſen, ſagt ein Schriftſteller der Zeit, was den Fürſten vom Hauſe Valois ihr Anſehen in der Welt verſchafft hat? Außer ihren heroiſchen Thaten war es vornehmlich die Aufmerkſamkeit, die ſie ihren Finanzen widmeten, die gerechte Vertheilung ihres Einkommens, worin ſie eine der vornehmſten Pflichten eines Monarchen ſahen.

Den alten Valois war in der That nichts mehr zu Statten gekommen, als daß ſie meiſtens bei Gelde waren. Carl V. und Carl VII., vor allen andern Ludwig XI., aber auch Ludwig XII. und Franz I. verſtanden es, Ordnung in ihrem Staatshaushalt zu halten: nur dadurch vermochten ſie ihre Kriege glücklich zu führen. Schon Heinrich II. ließ dieß Talent, dieſe Aufmerkſamkeit vermiſſen. Hauptſächlich Geldmangel nöthigte ihn zu dem Frieden von 1559; bei ſeinem plötzlichen Tode hinterließ er eine für Frankreich unerhörte Schuldenlaſt.

Noch viel verderblicher aber wurde die Verwaltung ſeiner Söhne und ihrer Mutter Catharina Medici.

Die momentanen Bedürfniſſe des Krieges nöthigten zu den äußerſten Anſtrengungen. Es kamen Jahre vor, in denen man den doppelten Betrag der Einkünfte außerordentlich

[1] In der Aſſemblée, pour l'audition et clôture des comptes du receveur general, wird beſchloſſen: seront remontrées les necessités des provinces, occupées par l'ennemi, lesquelles attendent et requièrent le secours de S. M. pour leur délivrance.

verbrauchte. Italieniſche Geldbeſitzer beherrſchten das Creditweſen und die Adminiſtration.

Ich werde ſpäter Gelegenheit haben, auf die Finanzen im Allgemeinen zurückzukommen, hier ſei es genug, zu bemerken, daß Heinrich III., als er zur Regierung gelangte, bereits ein Deficit von einer Million fand.

Dieſer König ſuchte ſich auf die Weiſe ſeiner Vorfahren zu helfen. Zuweilen wurden die Beamten nicht bezahlt, zuweilen die Zinſen der Schulden inne gehalten, hauptſächlich aber neue Stellen creirt und verkauft, oft eben an die Geldbeſitzer, denen dann ein bedeutender Erlaß zu Theil wurde, wenn ſie unmittelbar bezahlten. Das konnte aber um ſo weniger ausreichen, da es der König als eine unentbehrliche Eigenſchaft bei dem Beſitz der höchſten Gewalt anſah, freigebig zu ſein. In einem Tagebuch der Zeit werden die gewaltſamen Mittel zu Geld zu gelangen, und die Vergeudungen deſſelben an die Günſtlinge unmittelbar nebeneinandergeſtellt und man ſieht, welch einen widrigen Eindruck beide zuſammen hervorbrachten.

Indem das Land dem Drucke der Steuern erlag, hatte der Hof nicht zu leben; bei den Muſterungen der Truppen war oft kein Pfennig Löhnung vorhanden: man hatte kein Geld die Beſatzungen in den Grenzfeſtungen zu bezahlen.

Um gegen ſo viele Uebelſtände gründliche Heilmittel aufzufinden, ward gegen Ende des Jahres 1583 eine Notablenverſammlung nach St. Germain berufen, in welcher die wichtigſten Vorſchläge einer durchgreifenden Reform gemacht worden ſind. Auch die Parlamente waren weder in der Gunſt des Königs noch im Anſehen bei der Nation[1]: man zog die

[1] Priuli: Li parlamenti si sono empiti di uomini di bassa conditione, li quali non hanno nè animo nè autorita di poter

Mißbräuche die ſich bei ihnen eingeſchlichen, die ſchlechten Folgen der Käuflichkeit der Juſtizämter in ernſtliche Berathung. Man nahm Bedacht auf die Erneuerung der alten Compagnien der Hommes d'Armes, ſowohl zur Vertheidigung des Reiches nach außen, als zur Erhaltung des innern Gehorſams; die größte Aufmerkſamkeit ward den Finanzen zugewendet, wir finden ein ausführliches Gutachten voll von geſunden Anſichten über die Herſtellung der Domänen, die Erhöhung der Pachtgelder von den indirecten Einkünften, die Herabſetzung der Taille.[1] Und nicht ohne Wirkung blieben dieſe Berathungen. Eine Anzahl von überflüſſigen Beſoldeten ward in der That von den Liſten geſtrichen. Jene Inquiſition gegen die finanziellen Beamten begann im Herbſte 1584 und nicht Wenige, eben die Reichſten und Vornehmſten ſah man entfliehen. Schon wurde auch eine Anzahl richterlicher Stellen ohne Nachſicht aufgehoben; der neue König nahm einen Anlauf, auf manche ſeiner jugendlichen Vergnügungen Verzicht zu leiſten, er ſchien ſich mehr anzuſtrengen.[2]

Die Fehler Heinrichs III. fielen Jedermann in die Augen: ſein Mangel an ſittlicher Haltung, ſeine Genußſucht, ſeine Abhängigkeit von einigen Günſtlingen gaben ein allgemeines,

difendere contra li ministri piu intimi del re il servitio et ben commun. — Das Tagebuch von L'eſtoile erwähnt ein »placard: intitulé Evangile des longs vétûs«. Il estoit fait contre ceux de la justice, auxquels on en vouloit fort et qu'on disoit par leur connivence ouvrir peu à peu la porte à ceux, qui ne demandoient qu'à lui faire violence.

[1] Articles et propositions etc. en l'assemblée à St. Germain en Laye au mois de Novembre 1583. Bei Mayer XIV, 185.

[2] Augerii Busbequii Epistolae Ep. 31: Rex urget institutum in melius conversae vitae.

nur zu wohl begründetes Aergerniß; aber zuweilen erhob er ſich auch zu der Höhe ſeines Berufes, er zeigte geiſtige Fähigkeiten, einen Begriff von ſeiner Stellung, — freilich nicht ohne Schwanken, — empfänglichen Sinn und guten Willen. Ihm hatte man doch die Pacification zu danken: außer jenen Günſtlingen ſaßen noch einige würdige und talentvolle Männer in ſeinem Rath, welche dieſelbe aufrecht erhielten. Die Regierung kannte die Mängel der Staatsverwaltung und gab ſich Mühe ihnen abzuhelfen, den Gedanken der Monarchie gegen die mächtigen Gouverneure und die Anſprüche des Clerus, die Forderungen des gemeinen Wohles gegen die Mißbräuche der Beamten der Juſtiz und der Finanzen geltend zu machen. Für die Hauptſtadt hatte noch nie ein Fürſt ſo viel gethan, wie Heinrich III. Die alten Könige zogen ihre Schlöſſer an der Loire dem Aufenthalt in Paris vor: Franz I. verweilte am liebſten in der Nähe, zu Fontainebleau oder zu St. Germain; noch häufiger hielt Heinrich II. ſeinen Hof in der Hauptſtadt: Carl IX. war durch die Unruhen des Religionskriegs meiſtentheils dahin gebannt. Zugleich freiwillig und regelmäßig nahm aber erſt Heinrich III. ſeinen Sitz in Paris, und man kann nicht beſchreiben, wie ſehr die Stadt unter ihm an Menge der Menſchen und Zahl der Häuſer zugenommen habe. Hier fand man jetzt die Inſtitute der Cultur, die man ſonſt in Italien hatte ſuchen müſſen. Nicht ohne damit bei den altgeſinnten Franzoſen anzuſtoßen, begünſtigte Heinrich III. die aufkommende Comödie ſowohl wie die geiſtlichen Ceremonien, die herüberkommenden Bruderſchaften und literariſchen Vereine:[1] er ſelbſt nahm Theil an einer Akademie, welche beides die Sprache und die Wiſſenſchaften zu

[1] Lettres de Pasquier IX, 12.

cultiviren ſich vorſetzte: er hat ſeinen Namen in ihre Statuten eingeſchrieben.

Werfen wir noch einen Blick auf dieſe Bewegung des Geiſtes, welche, wie oben angedeutet, in einem Vordringen der claſſiſchen Studien, und zugleich der ausgebildeten italieniſchen Literatur, Kunſt, Lebensweiſe in das mittelalterliche Frankreich beſtand; während des Bürgerkriegs ging ſie unaufhörlich fort und herrſchte in den Jahren des Friedens.

Blick auf die Literatur.

In Frankreich glänzten in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts ein paar Philologen, die an Umfang und Tiefe der claſſiſchen Alterthumskunde alles übertrafen, was Italien hervorgebracht hatte, und deren Gleichen es vielleicht niemals wieder gegeben hat.

Der gelehrteſte aller Buchdrucker, Henricus Stephanus, bezeichnete das ſonſt ſo unheilvolle Jahr 1572 mit einem in den Annalen der Gelehrſamkeit Epoche machenden Werke, ſeinem griechiſchen Wörterbuch, das man als die Schatzkammer für dieſe Sprache anſehen darf, in welcher die geſammte nunmehr gewonnene Kenntniß vereinigt und den folgenden Geſchlechtern überliefert ward.

Neben ihm erhob ſich über die Menge der Mitſtrebenden Joſeph Scaliger, ein Mann, der, im vollen Beſitz einer univerſalen Erudition[1], niemals ſich ſelbſt darin verlor, und für den Eigenwillen mit dem er zuweilen zu Werke geht, durch

[1] Wie ſie beſonders Caſaubonus zu würdigen wußte. Epistol. 486.

einen Scharfsinn entschädigt, der als eine Art von Divinationsgabe erscheint, und bis auf den heutigen Tag die Bewunderung verwandter Geister erweckt.

Eine Stufe tiefer finden wir gelehrte und sinnvolle Ausleger, glückliche Nachahmer der Alten in deren Sprache, wie Lambin und Muret, die das Alterthum dem allgemeinen Verständniß näher brachten. Denn wenn irgendwo, so ward in Frankreich eine durchgreifende Einwirkung der classischen Studien auf das Leben angestrebt.

Peter de la Ramée kennt man noch nicht, wenn man nur seine auf die Behandlung der Logik bezüglichen Neuerungen ins Auge faßt. Auch diese sind bemerkenswerth: seine Abwendung von der aristotelisch scholastischen Methode zur platonischen Dialektik; die Begründung der Rhetorik auf Nachahmung der Natur und der großen Autoren, frei von den hergebrachten Formeln; aber seine ganze Richtung erscheint erst in den Plänen einer allgemeinen Reform der Studien und Lehranstalten, mit denen er sich trug. In jeder Hinsicht wollte er den bisherigen Weg verlassen, das ganze Wesen der Doctoren und Professoren der Universität umgestalten, den verschiedenen Zweigen der Studien die Werke der Alten unmittelbar zu Grunde legen; in der Jurisprudenz den Codex des Civilrechts, in der Medicin Galen und Hippokrates, in der Theologie das alte und neue Testament.[1]

Daß das letztere in Paris hätte geschehen sollen, war unmöglich, weil eben darin eine der vornehmsten Forderungen lag, über welche der allgemeine Kampf entbrannt war; wollte doch die Sorbonne nicht einmal eine Abweichung von

[1] Auszug aus einer an Carl IX. gerichteten Schrift bei Crevier Histoire de l'université de Paris VI, 90.

der Vulgata dulden. Sie ſtritt darüber mit anders denkenden Mitgliedern ihrer eigenen Genoſſenſchaft und mit den aufkommenden Jeſuiten, wie denn dieſe, das Bedürfniß der Zeit erkennend, gar manches von Calvin und Beza her übernahmen.

Dagegen zeigten ſich die Anregungen der claſſiſchen Literatur in den andern Zweigen ſehr wirkſam. Aerzte traten auf, welche die bei Seite gelegten hippokratiſchen Regeln wieder in Uebung brachten; bald kam man ſo weit, wie der Reformator der Chirurgie Ambroiſe Paré ſagte, daß man nicht mehr bei dem ſtehen blieb, was man bei den Alten fand, ſondern ihre Schriften als die Warte betrachtete, von welcher aus man noch mehr entdecken könne.

In der Jurisprudenz, wo ſich Leben und Studium faſt am nächſten berühren, erhob ſich Cujacius, der durch Erforſchung und Verſtändniß der Quellen die alte Rechtswiſſenſchaft ſo recht zu ſeinem geiſtigen Eigenthum machte, und in zahlreichen Mitgliedern der großen juridiſchen Corporation nacheifernde Schüler fand, welche aus dem verſtandenen römiſchen Recht das einheimiſche zu verbeſſern ſuchten.

Den Weg zu dieſer Verbindung hatte ſchon Dumoulin gebahnt, der eben ſo kundig der alten wie der neuen Rechte die Pariſer Coutumes praktiſch commentirte, und ſich den Namen des Papinian von Paris erwarb. Von den Begriffen des römiſchen und des altfranzöſiſchen Rechtes aus ſetzte ſich Dumoulin überdieß dem Vordringen der päpſtlichen Autorität entgegen. Man kann keine zugleich nachdrücklichere und gelehrtere Vertheidigung der weltlichen Macht leſen, als ſein Gutachten gegen die Aufnahme der Schlüſſe des tridentiniſchen Conciliums. Auf dem Gebiete der geiſtlich-weltlichen Controverſe bewegte man ſich mit beſonderer Lebhaftigkeit. Etienne

Pasquier, der ſich wie die meiſten gelehrten Juriſten der politiſchen Partei anſchloß, ſuchte darin ſeinen vornehmſten Ruhm.

Neben dieſen Studien konnten die alten mythiſchen Vorſtellungen von dem Königthum der Lilien, an denen die Jungfrau von Orleans zu ihrer Zeit ſich genährt hatte, nicht länger beſtehen.[1] Aber auch auf dem zuletzt eingeſchlagenen, ganz entgegengeſetzten Wege ging man nicht fort. Auch die Literatur darf man nicht immer beim Worte nehmen. Was man für einen Fortſchritt der Ideen zu halten geneigt iſt, weiſt ſich häufig nur als eine Aufwallung des Momentes aus. Die Lehren Hotmanns und ſeiner Genoſſen, unter dem Eindruck einer von der höchſten Gewalt gebilligten Gewaltthat aufgeſtellt, mußten zurücktreten, ſobald man in Rechten und Geſchichten weiterforſchte, und in der höchſten Macht wieder eine Schutzwehr gegen die Factionen ſah. So faßte ſie damals Johann Bodin in ſeinem Buch vom Staate, dem fleißigſten, durchdachteſten und am meiſten anerkannten Werke, welches das Jahrhundert über dieſen Gegenſtand überhaupt hervorgebracht hat. Bodin verſchmäht, die Hoheit des Fürſtenthums auf eine angebliche Abdankung des Volkes zu begründen, aus der man bereits gefährliche Folgerungen abgeleitet hatte; ſelbſt das Recht der Steuerbewilligung, das er billigt und empfiehlt, fordert er gleichwohl nicht mehr unbedingt, denn es könne Fälle geben, wo der Fürſt, dem das allgemeine Wohl anvertraut ſei, die Beiſtimmung des Volkes nicht erwarten dürfe. Beſonders iſt er durchdrungen von dem

[1] Lib. I, c. VIII. Si urget reipublicae necessitas — non est expetenda consensio populi, cujus salus agitur, quae — in principis prudentia consistit (142). Der Vorrede von 1584 zufolge ſind die wichtigſten Artikel erſt für die lateiniſche Ausgabe gearbeitet.

Begriff der Majeſtät, welche dem Fürſten zukomme, über dem Niemand ſei als Gott allein; aus dieſem leitet er das Recht des Kriegs und Friedens, des Lebens und des Todes, die Exemtion von den Geſetzen, das oberſte Gericht, und beſonders die Hoheit über die Geiſtlichkeit her, deren Reichthümer, Vorrechte und ſelbſtſtändige Befugniſſe ihm verwerflich ſcheinen. Er betrachtet es als ein Unglück, wenn es in einem Reiche mehr als Eine Religion gebe; ſobald dieß aber einmal durch die Hand des allmächtigen Gottes geſchehen ſei, ſo müſſe der Fürſt die Abgewichenen lieber dulden, als den Staat gefährden, und vor allem nie die Waffen gegen ſie ergreifen; denn damit mache er gleichſam den Verſuch, ob er von ſeinen Unterthanen beſiegt werden könne oder nicht.

Einen überaus anregenden, aber zugleich beinahe überwältigenden Einfluß gewann das Studium der Alten auf die poetiſche Literatur. Von den Balladen und Rondeaux, mit denen man bisher die ungebildete Menge vergnügt haben möge, wandten ſich einige jugendliche Geiſter, von den Alten angeregt, Tag und Nacht ſie ſtudirend, zu der Nachahmung derſelben. Sie unternahmen, Homer und Pindar, die griechiſche Tragödie nicht ohne den Chor, Horaz und Virgil, Anakreon und Catull in freien franzöſiſchen Nachbildungen in ihrem Vaterlande heimiſch zu machen. Ehrgeizig, den Beweis zu liefern, daß ihrer Sprache dazu die Fähigkeit inne wohne, verſuchten ſie ſich in neuen Wortfügungen, denn eben im Gegentheil des Gewohnten ſahen ſie das Poetiſche; ſie verzweifelten nicht, ſogar das Versmaß der Alten zu übertragen, und die Proſodie zur beherrſchenden Regel der franzöſiſchen Dichtkunſt zu erheben. Es war wie eine Invaſion philologiſcher Tendenzen in das Gebiet der modernen Literatur;

einen Augenblick erfochten ſie den Sieg: Pierre Ronſard, der von einem ſeiner Bücher ſagt, es habe für die keinen Werth, die nicht Griechen und Lateiner ſeien, erſchien ſeinen Zeitgenoſſen und ſich ſelbſt als einer der größten Dichter, den die Welt jemals geſehen habe; namhafte Philologen commentirten ſeine Werke wie die der Alten. Er zeigt noch die Herbe eines neuen und einſeitigen Unternehmens, dem die individuelle Anſtrengung den Beigeſchmack des Willkürlichen gibt, von der Gediegenheit des Claſſiſchen iſt er weit entfernt, aber man müßte ſich verblenden, wenn man ihm ein glänzendes Talent der Aneignung und des Ausdrucks abſprechen wollte, oder jenen Schwung des Geiſtes, der für das Einſchlagen einer neuen Bahn ohnehin unerläßlich iſt. Seiner Zeit that er Genüge. Dieſe rechnet es ſich zum Ruhme, daß Ronſard einige der ſchönſten Stellen alter Dichter, die Jedermann für unnachahmlich hielt, — die Beſchreibung der Nacht, einer beginnenden Seefahrt, eines Sturmes bei Virgil, der ſpinnenden Parce bei Catull — oder auch ein bewundertes Sonett von Bembo, den glänzenden Anfang eines Geſanges von Arioſt, glücklich wiedergab, manchem ſchien er dieſelben ſogar zu übertreffen.[1] Ronſard, ſeine Freunde und Schüler ſchloſſen ſich an den Hof an, lebten mit ihm und von ihm, ſie waren meiſtens mit guten Pfründen verſehene Cleriker, und hielten ſich an die katholiſche Partei; aber das hinderte ſie nicht, das ganze poetiſche Heidenthum nach Frankreich herüber zu führen, und ſich jede Art poetiſcher Freiheit auch im Leben

[1] Vgl. Pasquier Recherches de la France VII, 8. St. Beuve über Desportes: naturellement paiens de forme et d'imagination les poëtes — restèrent bons catholiques en pratique et purement courtisans.

zu erlauben. Mit den Alten wetteiferten ſie auch in der kecken Nacktheit ihrer Darſtellungen.

Schon andern ernſten Männern erſchien ihr Treiben verderblich, wie viel mehr den ſittenſtrengen Hugenotten; der kauſtiſche und glaubenseifrige Aubigné wendet ſich mit moraliſchem Abſcheu davon weg.

Auch die Hugenotten hatten ihren Dichter, der die Zeiten des von Heinrich III. gewährten Friedens, welchen er in einem Gedichte feierte, dazu benutzte, um ein Werk zu vollenden, das einige Jahre lang ſich allgemeinen Beifall erwarb weit über die kirchlichen Kreiſe hinaus. Es war Guillaume de Saluſte, Seigneur du Bartas; ſein Werk, die Woche der Schöpfung.[1] Auch ihm ſtand dabei, wie es ſcheint, eine Arbeit des ſpäteren Alterthums, des Georg von Piſidien vor Augen, auch er wetteiferte dann und wann, in ſeinen Beſchreibungen mit den berühmteſten Dichtern; in ſein Schloß in Armagnac zurückgezogen, von allen theilnehmenden gebildeten Geſellſchaft entfernt, vermied er noch weniger als Ronſard gewagte Metaphern, in denen zuweilen das Niedrigſte mit dem Höchſten combinirt wird, und ſeltſame Wortbildungen: aber er iſt voll von Inhalt, reich an Bildern, nicht ohne Schwung; leicht und ungezwungen fließen ihm ſeine Worte und Verſe dahin. Von jenen Clerikern unterſcheidet ihn vor allem der Ernſt, mit den ihn ſeine religiöſe Weltanſchauung erfüllt. Er will nicht zu den Poeten gehören, welche Plato aus ſeiner Republik verbannte, weil ſie die Guten ſchlecht und die Schlechten noch verkehrter machen, durch welche der Helicon zu einem

[1] Les oeuvres poetiques et chrestiennes de G. de Saluste Sr. du Bartas prince des poëtes François (dieſen Titel führt er bei den Hugenotten, Ronſard bei den Katholiken) Genève 1632.

Ort der Ausſchweifung wird; er widmet ſich dem Dienſt der Muſe Urania, die ihm einſt einen Kranz in den jungfräulichen Händen haltend erſchienen iſt; begierig, wie er in ſeiner Beſcheidenheit ſagt, noch nicht ſein Haupt damit zu ſchmücken, ſondern ihn nur mit den Fingerſpitzen zu berühren. Er unternahm, die ganze heilige Geſchichte den Zeitgenoſſen poetiſch näher zu bringen; das verlorne Paradies, die Sündfluth, die Thaten der Erzväter, des Moſes, der Richter und der Könige hat er noch beſchrieben; ſeine Abſicht war, auch den Eintritt des chriſtlichen Weltalters zu ſchildern und mit der Vollendung aller Dinge, dem Sabbat der Sabbate zu ſchließen. Ein im Entwurf großartiges Unternehmen, aber beinahe zu umfaſſend, als daß es in Einem Sinn und Guß vollendet und in einem für immer geltenden Ausdruck ſpäteren Jahrhunderten hätte überliefert werden können.

Ueberhaupt ſind dieſe Arbeiten hauptſächlich durch die Wirkung, die ſie auf ſpätere Zeiten gehabt haben, merkwürdig. Du Bartas iſt der Patriarch der proteſtantiſchen Poeſie: Milton hat ihn ſtudirt und benutzt. Das Wichtigſte, was Ronſard und ſeine Freunde leiſteten, mag darin beſtehen, daß ſie die Gattungen der Poeſie, die in einer ausgebildeteren Welt feſtgeſetzt worden, in franzöſiſcher Sprache verſuchten, und der Idee der modernen Claſſicität, wie ſie ſich in Italien entwickelt hatte, diesſeit der Alpen Raum machten. Doch gehörten andere Zeiten und Talente dazu, um ſie zu voller Erſcheinung zu bringen.

Einen Autor aber beſaß auch dieſe Epoche, welcher wie er war, ſo fortan für ſich ſelber gegolten hat, Michel Montaigne.

Auch Montaigne ging von den Studien des Alterthums

aus. Wenn ſich de la Ramée von Ariſtoteles zu Plato wandte, ſo gab Montaigne der Skepſis den Vorzug vor den Akademikern: doch diente ſie ihm nur, um, den Ueberzeugungen gemäß, welche andere Studien, beſonders des ſpätern Alterthums, Reiſen und Umgang, das Leben und die Ereigniſſe der Zeit in ihm erweckt hatten, in dem Widerſtreit der Syſteme, die ihm alle zweifelhaft vorkamen, die Wahrheit der ſubjektiven Geſinnung hervorzukehren, in deren naiver Enthüllung ſein Talent und ſein Verdienſt beſteht. Wenn nicht den Menſchen überhaupt, aber den franzöſiſchen Menſchen hat Montaigne dargeſtellt, mit allen Zweifeln und Irrungen, die ihn bedrängen, den Genüſſen, die ihm Freude machen, den Wünſchen und Hoffnungen, die er hegt, ſeinem ganzen geiſtig und ſinnlich angeregten Weſen. Der eigenthümliche Genius der Nation findet ſich in ihm wieder; wie Viele bemerkt man, die von ſeiner Manier ergriffen ſind, wenn ſie nur von ihm reden. Nächſt den Erzählungen der Königin Margarethe ſind die Eſſays von Montaigne das erſte Buch, das ſich in der fortwährenden Gunſt der Nation erhalten hat.

Auf der breiteſten Grundlage ſchien ſich dergeſtalt die franzöſiſche Cultur erheben zu ſollen: auf dem Boden großer und freier klaſſiſcher Studien, im Zuſammenhang mit den Beſtrebungen anderer Nationen; in den mannigfaltigſten Richtungen. Noch waren auch die poetiſchen Hervorbringungen des Mittelalters keineswegs unterdrückt: die Romane aus den verſchiedenen Sagenkreiſen gingen im dritten Drittheil des ſechszehnten Jahrhunderts noch immer aus den Preſſen von Paris und Lyon hervor [1]. Der Zuſtand der Literatur entſprach dem

[1] Amadis de Gaule, Lyon 1575, Paris 1577. Don Flores de Grèce, Lyon 1572, Paris 1573. Gui d'Antone, Lyon 1579. Olivier de Caſtille,

Zuſtand des Staates und des Landes, in welchem noch mannigfaltige Beſonderheiten anerkannt wurden.

Ob es möglich war, daß ſich in Frankreich dieſe reichen Lebenskeime neben einander entfalteten? Wir wollen dem Wort der Geſchichte nicht vorgreifen. Aber ſchon fürchteten Viele die Rückkehr des Bürgerkrieges mit ſeinen Zerſtörungen unter dem Vorwand der Religion: in Montaigne, du Bartas und Bodin zeigt ſich ein gleiches Vorgefühl davon.

Wohin die Tendenz gar mancher Franzoſen ging, ſieht man unter anderm aus einer Hymne von Bartas, in der er dem König von Navarra wünſcht, daß er bald ſeine Pferde im Ebro tränken, dem Herzog von Alençon, daß er die entzweiten Flamänder vereinigen, ſie entweder ſeine Gnade oder die Kraft ſeines Armes empfinden laſſen möge.[1] Eben Beſtrebungen dieſer Art aber ſollten es ſein, aus denen neue Kämpfe im Innern entſprangen.

Verwickelung der auswärtigen Verhältniſſe.

Der jüngſte von den Söhnen Catharinas, François de France, Herzog früher von Alençon, damals von Anjou, hatte in dem Frieden von 1576 eine Ausſtattung erhalten, die ihm eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit verlieh. Er beſaß fünf Herzogthümer, vier Grafſchaften, und zwar mit dem

Paris 1587. Huon de Bourdeaux 1586. Triſtan 1577, 86. Lancelot du Lac 1591. Godffroy de Bouillon 1580.

[1] que tout le pays bas Esprouve sa clemence ou l'effort de son bras.

Recht, darin geiſtliche und weltliche Stellen nach Belieben zu beſetzen, überhaupt mit einem guten Theile der königlichen Prärogative: ſein Gerichtshof in Alençon hatte die letzte Entſcheidung über Leben und Tod. Frühere Prinzen hatten eine Apanage von 50,000 Scudi bezogen, die ſeine betrug über fünfmal ſo viel, ungefähr eine Million Franken. Sein Hofhalt war nicht viel weniger glänzend, als der königliche; ſeine Pagen folgten ihm in eben ſo reicher Livree: er hatte eine Garde zu Fuß und zu Pferde, eine Schweizergarde, ſeine beſondere Kapelle, ſeine Jagd. Wenn man ihn ſah, ſo erſchien er recht eigentlich als das Gegentheil des Königs. Er war von kleiner gedrungener Geſtalt, kräftiger Haltung: dichtes, ſchwarzes Haar lag ihm über dem unſchönen, dunkeln pockennarbigen Angeſicht, das jedoch durch ein lebendiges Auge erhellt wurde. Auf die Leutſeligkeit ſeines Bruders machte er keinen Anſpruch; er gefiel ſich eher in einem rauhen Weſen, wie es dem Kriegsmann gezieme. Er las mit Eifer die Geſchichten alter und neuer Capitäne, denen er gleichzukommen dachte, hielt Freundſchaft mit Kriegsmännern von Ruf und Talent, wie de la Roue [1]; und bewegte ſich auf eigne Hand in auswärtigen Unternehmungen.

Im Jahre 1578 gab er der Aufforderung des Grafen von Lalaing, der den Deutſchen, welche der Prinz von Oranien herbeirief, eine andere Hülfsleiſtung von ſtrenger katholiſcher Farbe zur Seite ſetzen wollte, Gehör und erſchien an der Spitze von 10,000 Mann in Mons, um den kriegeriſchen Unternehmungen des Don Johann von Oeſtreich Widerſtand zu leiſten. Die Sache machte um ſo größeres Aufſehen,

[1] Priuli, der jedoch nur dem allgemeinen Rufe folgt: è liberalissimo, vigilante, di animo grande.

da man das Einverſtändniß des Königs von Frankreich mit ihm vorausſetzte. Lippomano verſichert, daß das ein leeres Gerücht, der Zug nicht allein ohne Theilnahme, ſondern wider den Willen des Königs geſchehen ſei; er wiſſe es auf das genaueſte, denn er habe darin unterhandelt, nur habe der König, nachdem es einmal ſo weit war, keine ernſtlichen Maßregeln gegen den Bruder ergreifen wollen; wie leicht hätte ſich derſelbe mit ſeinen Truppen und den deutſchen Hülfsvölkern nach Frankreich ſelbſt werfen können. [1]

Das Unternehmen ſcheiterte damals an ſeinen innern Schwierigkeiten, dem gegenſeitigen Mißtrauen aller Betheiligten, der Unklarheit der Verhältniſſe. Beſondere Unannehmlichkeiten hatte der Herzog nicht davon.

Nach einiger Zeit, unter veränderten Umſtänden, die ihm mehr Theilnahme verhießen, ſtand er nicht an es zu erneuern.

Es zeugt doch noch von einer großen Schwäche des europäiſchen Gemeingefühls, daß es im Jahr 1580 dem König Philipp von Spanien ſo leicht gelang, ſich in Beſitz des erledigten Thrones von Portugal zu ſetzen. Sein Recht, das er von ſeiner Mutter, einer Tochter des Königs Don Manuel, herleitete, war keineswegs unzweifelhaft, da es ein altes Geſetz in Portugal gab, welches alle Ausländer vom Throne ausſchloß. Der Herzog von Braganza, der mit der Tochter eines der Brüder des verſtorbenen Königs vermählt war, behauptete, daß ſeinen und ihren Kindern kraft des Rechts

[1] Essendo andato di già in Fiandra cosi di nascosto et trovandosi in essere tanta quantità di gente come haveva, si risolse il re di non impedirlo di quella gagliarda maniera che forse avrebbe potuto, dubitando che — sdegnato dappoi ritornasse con Casimiro.

der Repräſentation ein beſſerer Anſpruch zuſtehe. Ueberdieß lebte noch ein natürlicher Sohn aus dem königlichen Hauſe, Antonio Prior von Crato, den dort, wo der Stifter der Dynaſtie von unächter Herkunft geweſen war, der Makel ſeiner Geburt noch nicht unbedingt von dem Throne entfernte, der aber auch zu beweiſen ſuchte, daß er aus rechtmäßiger Ehe entſprungen ſei. — Aber alle ihre Deduktionen verſchwanden vor der Macht des Königs Philipp, der es für genug hielt, daß ſein Anrecht von ſeinen Theologen und Juriſten erwieſen ſei, und mit Gewalt der Waffen den Thron einnahm, der ihn zum alleinigen Gebieter der pyrenäiſchen Halbinſel und zum Herrn und Meiſter beider Indien machte.

Erſt als es geſchehen war, regte ſich in Frankreich und England eine ernſtliche Beſorgniß vor den Folgen einer ſolchen Uebermacht. Catharina entſchloß ſich, auch jetzt noch dem König Philipp entgegenzutreten.

Wenn ſie von ihrer Herkunft aus dem Hauſe Boulogne eigene Anſprüche auf Portugal ableitete, ſo hat man damals gemeint, ſie thue das hauptſächlich, um der Welt zu zeigen, daß auch ſie den regierenden Geſchlechtern von Europa angehöre: in der That erkannte ſie deſſenungeachtet Don Antonio an. Nachdem Portugal verloren war, ſuchte ſie ihn in den Stand zu ſetzen, ſich wenigſtens in Terceira zu halten; denn darauf komme alles an; wenn Philipp die Azoren nicht habe — damals der große Erfriſchungsplatz für die Seefahrer aus beiden Indien — ſo werde er weder von den eigenen, noch von den portugieſiſchen Colonien Nutzen ziehen: Portugal werde ihm mehr zur Laſt werden.[1] Man hat behauptet, die Königin

[1] So ſagte ſie dem engliſchen Geſandten in einer Unterredung im Tuileriengarten. Memoires de Walsingham 493.

habe ſich für den Fall des Sieges von Don Antonio Braſilien ausbedungen. Ich finde ein Fort erwähnt, das die Franzoſen bald darauf in Braſilien errichteten.

Das größte Moment des europäiſchen Widerſtandes gegen das Anwachſen der ſpaniſchen Macht lag aber in den Niederlanden.

Eben in dieſen Zeiten ſagten ſich die nördlichen Provinzen in aller Form vom König Philipp los und wählten den Herzog von Anjou, unter Bedingungen, die ſie für die Erhaltung ihrer Freiheit nothwendig achteten, zu ihrem Herrn und Fürſten. Mit Freuden ergriff der Herzog die Ausſicht, die ſich ſeinem Ehrgeiz darbot.

Von Cambray, das noch eine ſtändiſche Beſatzung hatte, aber von den walloniſchen Truppen des Prinzen Alexander von Parma bedrängt wurde, zu Hülfe gerufen, ſammelte er ein anſehnliches Heer um ſich, hauptſächlich auch aus dem Adel, der des Krieges gleichſam nicht entbehren konnte: vor welchem die Wallonen zurückwichen; im Auguſt 1581 langte er in Cambray an und erklärte ſich zum Herrn der Stadt.

Dießmal ſchien es mit ſeiner Vermählung mit Königin Eliſabeth Ernſt zu werden; nachdem er doch etwas vollbracht, begab er ſich nach England und wurde auf das beſte empfangen; die Ringe wurden gewechſelt; in den Niederlanden beging man die Verlobung mit öffentlichen Feierlichkeiten; im Februar 1582 erſchien der Prinz, mit einer bedeutenden Geldſumme ausgeſtattet, zu Antwerpen, und nahm das Herzogthum von Brabant in den altgewohnten Formen in Beſitz; nicht lange darauf ward er auch als Graf von Flandern ausgerufen; der Prinz von Oranien war damit einverſtanden, und es ſchien nicht mehr ſo ſchwer, die Spanier auch aus den walloniſchen Provinzen zu verjagen.

Eine ſehr bedeutende Stellung hatte doch in dieſem Augenblick der Herzog. In den Niederlanden ſchloß ſich der einheimiſche Adel, der durch den hohen Rang deſſelben befriedigt wurde, und alles, was noch am Katholicismus feſthielt, an ihn an.[1] Er ſchien dazu beſtimmt, die Verbindung zwiſchen England und Frankreich gegen Spanien, welche einſt der Admiral beabſichtigt hatte, ins Werk zu richten: von dem Abſchluß eines Offenſiv- und Defenſivbündniſſes zwiſchen beiden Mächten ward die Vollziehung jener Vermählung abhängig gemacht.

Der König von Frankreich lehnte auch jetzt allen direkten Antheil an dem Unternehmen ſeines Bruders ab; im Geſpräch kehrte er die ihm widerwärtige Seite deſſelben hervor: aber mußte nicht das Uebergewicht ſeiner Mutter, die daran den lebendigſten Antheil nahm, ihn mit ſich fortreißen? Unter anderm fiel es auf, daß die Zufuhr aus Frankreich nach den ſpaniſch-walloniſchen Provinzen geſperrt, italieniſche Wechsler, welche den Spaniern Geldſummen übermacht hatten, aus dem Königreich entfernt wurden.

Eine glückliche Waffenthat hätte damals unermeßliche Erfolge haben können. Die Zeitgenoſſen bemerken, wie viel auf die franzöſiſche Flotte ankam, welche unter Filippo Strozzi von Brouage unter Segel ging, um die Azoren gegen die Spanier zu vertheidigen.[2] Sie meinen, ein Sieg derſelben

[1] Priuli: Relatione di Franza 1583: la nobiltà non poteva patire che il principe d'Oranges fusse a loro di cosi gran lungo superiore e pareva loro che si andasse a strada di introdur un governo popolare — non potevano sopportare che fusse levato del tutto l'esercitio della religion catolica; alles Motive, die ſpäter die Rückkehr der ſpaniſchen Herrſchaft beförderten.

[2] Conneſtaggius de Portugalliae conjunctione 473.

würde alle Portugieſen in Bewegung geſetzt und ſelbſt in Spanien Regungen des Mißvergnügens, an denen es nicht fehlte, zum Ausbruch gebracht haben.

Allein noch war die Ruhe der Spanier mit Kraft vereinigt, und der franzöſiſchen Beweglichkeit überlegen. Für jene Gewäſſer waren ſie überdieß durch den Bau ihrer Schiffe beſſer eingerichtet, und kampffertiger durch ihr Geſchütz. Strozzi erlitt am 26. Juli 1582 eine Niederlage, in der er ſelbſt umkam, und die alle Ausſichten Don Antonio's zerſtörte. Der ſpaniſche Admiral ließ hierauf den gefangenen Franzoſen ankündigen, da zwiſchen den beiden Reichen kein Krieg erklärt ſei, ſo könne er ſie nur als Seeräuber anſehen; er ließ die Edelleute enthaupten, die Andern auf eine zugleich ſchimpfliche Weiſe umbringen.

Und nun erregte zwar die Nachricht hiervon in den Franzoſen eine leidenſchaftliche Aufwallung, die nicht wenig dazu beitrug, daß dem Herzog von Anjou jetzt eine ſtattliche neue Streitmacht unter angeſehenen Führern zu Hülfe zog, ſo daß er wohl etwas Entſcheidendes gegen die Spanier hätte unternehmen können; ſtatt aber den Feind anzugreifen, ließ er ſich durch die Anweſenheit ſo vieler tapfern Waffengefährten, die er für unüberwindlich hielt, zu dem Verſuch verleiten, ſich vor allen Dingen zum wirklichen Fürſten des Landes, zunächſt zum Meiſter von Antwerpen zu machen. Die Bürgerſchaft dieſer Stadt zeigte ſich jedoch widerſtandsfähiger als er meinte; der tumultuariſche Angriff endigte ſofort mit einer Niederlage der Franzoſen, deren ganzes Unternehmen hierauf als geſcheitert betrachtet werden mußte.

Dem König von Spanien kam daſſelbe überhaupt mehr zu Statten, als daß es ihm geſchadet hätte. Durch die

Einnahme von Cambray wurden die Wallonen bewogen, die Wiederaufnahme der ſpaniſchen Truppen zu bewilligen, worauf die ganze Möglichkeit einer Herſtellung ſeiner Macht beruhte. Die Unordnung, die aus dem Ereigniß von Antwerpen entſprang, befreite ihn nach dieſer Seite von jeder Furcht und öffnete ihm den Weg der Eroberung. Während der Herzog von Anjou, von Jedermann über das getadelt, was er unternommen hatte, und über ſich ſelber mißvergnügt, daß es ihm mißlungen war, ohne es jedoch aufzugeben,[1] nach Frankreich zurückging, wo er im Frühjahr in eine Krankheit fiel, die ihn hinraffte: ſchritt Alexander von Parma, bald in Brabant, bald in dem weſtlichen, bald in dem öſtlichen Flandern von Sieg zu Sieg fort; Ypern ward erobert, Brügge und das Freie erkannten den König von Spanien wieder an; nach der Ermordung Oraniens ergab ſich auch Gent; Brüſſel und Antwerpen geriethen in die äußerſte Gefahr.

Unter dieſen Umſtänden erhob ſich in allen noch nicht unterworfenen Landſchaften mit doppelter Stärke die Ueberzeugung, daß die Wiederherſtellung der ſpaniſchen Regierung unvermeidlich ſein werde, wenn ſich der König von Frankreich nicht dagegen ſetze. Die Niederländer hielten nicht für möglich, daß Frankreich den Fortſchritten der Spanier ruhig zuſehen ſollte; wie Heinrich II. einſt den Deutſchen gegen Carl V. zu Hülfe gekommen ſei, ſo hofften ſie vor dem Sohne des Kaiſers durch den Sohn des Königs beſchützt zu werden. Im Anfang des Jahres 1585 erſchien eine feierliche Geſandtſchaft der vereinigten Provinzen, Brabant, Flandern, Holland,

[1] Aus Busbecks Brief vom 20. Mai 1583 ſollte man ſchließen, daß er Dünkirchen, denn immerfort ward unterhandelt, zum Sitze ſeiner Regierung zu machen gedachte. Ep. 18. 504.

Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht, Friesland, Mecheln, um dem König von Frankreich die Oberherrſchaft anzubieten, wie ſie Kaiſer Carl V. beſeſſen hatte, nur mit Vorbehalt ihrer Rechte und ihrer Religion, und ihn zu erſuchen, dieſe Länder unzertrennlich mit der Krone Frankreich zu vereinigen; ſie bot dem König den Eid der Treue an.

Ein Anerbieten, das ſich ſo recht eignete, den Ehrgeiz der Franzoſen zu erregen. Wohl waren die Schwierigkeiten, die der Herzog von Anjou gefunden, in friſchem Gedächtniß, aber Viele riethen das Unternehmen ſelbſt auf den Fall an, daß die Vereinigung der Niederlande mit Frankreich ſich nicht ausführen laſſe. Denn offenbar trachte der König von Spanien nach der höchſten Gewalt in der Chriſtenheit; ein unſchätzbarer Gewinn ſei ſchon das, wenn man ihm dieſe reichen Landſchaften nur überhaupt entwinde. So weigerte ſich Catharina Medici Cambray herauszugeben, das aus der Erbſchaft ihres Sohnes Anjou an ſie gelangt war.

Für einen andern Fürſten von Frankreich, in andern Zeiten, würde ein ſolcher Antrag unwiderſtehlich geweſen ſein; für Heinrich III. hatte er zugleich etwas Erſchreckendes.

Er war mit der Staatsverwaltung, wie ſie während ſeiner Regierung durch ihn und in ſeinem Namen geführt worden, da ſie die erwünſchten Folgen nicht hatte, ſelber unzufrieden. Er fühlte die allgemeine Bewegung, die das Land in Athem hielt, als ein perſönliches Unglück: wenn er ſich dann der erſten Gedanken erinnerte, die er gehegt hatte, als er in Frankreich anlangte, ſo ſchrieb er alles Uebel den falſchen Rathſchlägen zu, die man ihm gegeben und denen er unglücklicherweiſe habe folgen müſſen. Einer der merkwürdigſten Ergüſſe eines gekrönten Hauptes iſt der Brief, den Heinrich III.

einſt in dieſem Gefühl an den Staatsſecretär Villeroy gerichtet hat. „Von einem jüdiſchen König," ſo drückt er ſich darin aus, „heiße es in der Schrift, daß er durch ſchlechte Räthe untergegangen ſei: möge das nicht auf den König von Frankreich Anwendung finden! Jetzt ſei das Wohlwollen der Unterthanen verloren, und man entferne ſich noch weiter von dem Wege, der zur Wiedererwerbung deſſelben führen könnte; aus der Laſt der Schulden könne man ſich auch im Frieden nicht herauswinden; bis in die nächſte Umgebung des Königs wimmle es von Ketzern; Verſuche gegen den Staat ſeien ſo gewöhnlich wie Eſſen und Trinken; die Zahl der Mißvergnügten ohne Grund mehre ſich täglich: wer nicht eine große Treue in ſich bewahre, mache Partei; alles ſei erſchüttert." „Ich glaube ſehr wohl zu ſehen," ruft er aus, „was uns frommen möchte, aber ich bin wie die, welche aus Folgſamkeit lieber ertrinken, als ſich retten, auch wäre ich der einzige in meiner Anſicht, und ich kann mich täuſchen." [1]

Das war ja derſelbe Fürſt, der ſich im Kampfe mit den Hugenotten ſeinen Namen gemacht, ſein Wort bei der Execution der Blutnacht eingeſetzt hatte: in ihm pulſirte eine durch und durch katholiſche Ader. Er hatte die Pacification und zwar nach eigenem Ermeſſen gewährt, aber jeder Fortſchritt der Proteſtanten war ihm widerwärtig: ihre Nähe verhaßt. Er ſtand in den freundlichſten Beziehungen zu England, er trug den engliſchen Orden, der ihm gegen Ende 1584 überbracht, und mit allem Pomp empfangen ward; aber zugleich verdammte er in ſeinem Herzen die Königin Eliſabeth.

Es läßt ſich ſogar bezweifeln, ob es mit den letzten

[1] Schreiben des Königs an Villeroy, Lyon 12. Auguſt 1584. Abgedruckt bei Groen: Archives Supplement, 229.

Annäherungen an England ihm oder ſeiner Mutter wirklicher Ernſt geweſen iſt. In den Staatsſchriften, mit welchen der Hof ſeine Haltung gegen andere katholiſche Mächte zu rechtfertigen ſuchte, meinten einſichtige Zeitgenoſſen zwiſchen den Zeilen zu leſen, daß er nichts wolle als eine neue Vereinigung mit Spanien, etwa durch eine Vermählung, mit der Mitgift der Niederlande. Wirklich hat Catharina dem Venetianer Priuli, als er im Jahre 1583 von ihr Abſchied nahm, etwas davon eingeſtanden. Sie ſagte ihm, ihr Sinn gehe nur dahin, den König von Spanien zu einer Abkunft über alle obſchwebende Streitigkeiten, die portugieſiſche und die niederländiſche eingeſchloſſen, vermittelſt einer Vermählung zu vermögen. [1]

Auch dieß dürfte nicht eben als die volle Wahrheit zu bezeichnen ſein. Nach entgegengeſetzten Seiten hin zu unterhandeln, war nun einmal die Natur und die Gewohnheit Catharina's.

Von König Heinrich aber, deſſen Herz von katholiſchem Eifer erfüllt war, wenn gleich ihn die Nothwendigkeiten der Politik zuweilen auf abweichende Bahnen führten, und der den Frieden über alles liebte, war nicht zu erwarten, daß er ſich zu einem Unternehmen entſchließen würde, das ihn mit dem proteſtantiſchen Element in die engſte Bundesgenoſſenſchaft bringen und in einen unabſehlichen Krieg verwickeln mußte. Er hörte die Anträge der Niederländer ohne Mißbilligung, ließ durch ſeinen Kanzler mit ihnen unterhandeln, ſchien auf

[1] Priuli: a me disse S. M. che lei aveva messo pensiero alle cose di Portogallo con questo fine solamente di vedere, se poteva tirare il re Cattolico a fare un fascio di tutte le difficoltà che versano al presente et per le cose di Portogallo et per quella di Fiandra e venir a una buona compositione col mezzo di qualche matrimonio.

die Schwierigkeiten einzelner Fragen einzugehen: zuletzt aber erwies ſich das alles unnütz. Er beſchenkte die Geſandten mit goldenen Ketten, ihre Anträge lehnte er ab.

Aber indem er zögerte, ſchwankte, und zuletzt ſeine Neigung zum Frieden obwalten ließ, ſah Philipp in ihm doch nichts als einen Gegner; auf ſeiner dunkeln Bahn vorwärts ſchreitend, entſchloß er ſich, und zwar auch mit Rückſicht auf dieſe doch nicht zurückgewieſene Geſandtſchaft, zu entſcheidenden Vorkehrungen. [1]

Urſprung der Ligue.

Schon oft war Philipp II. von ſeinen vertrauteſten Miniſtern, wie dem Cardinal Granvella aufgefordert worden, den indirekten Angriffen der Franzoſen den Krieg in offenen Waffen entgegenzuſetzen, wozu er vollkommen berechtigt ſei. Dazu hätte ſich jedoch dieſer König, vollauf beſchäftigt mit anderweiten Unternehmungen, und von Natur nicht aufgelegt, aus freier Wahl etwas Neues anzufangen, wohl niemals entſchloſſen. Allmählig dagegen ergriff er den Gedanken, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und die Unterſtützung, welche der franzöſiſche Hof den Niederländern zu Theil werden ließ, dadurch zu erwiedern, daß auch er franzöſiſchen Rebellen, beſonders wenn dieſe katholiſch waren, die Hand bot.

Da kamen ihm nun die Guiſen und ihre Partei, noch nicht Rebellen, aber ſehr geneigt, es zu werden, entgegen.

[1] Nach dem venezianiſchen Geſandten in Spanien gab Philipp als Grund an, che quel re ascolta li suoi ribelli anzi che tratta — di ricever il possesso di Fiandra.

Bei der alten Gemeinſchaft religiöſer und politiſcher Geſichtspunkte, in welchen die Guiſen mit Heinrich III. geſtanden, hatten ſie, zumal da auch ſeine Gemahlin aus ihrem Hauſe war, die Hoffnung gehegt, daß ſie einen großen Einfluß auf ſeine Regierung ausüben würden. Statt deſſen ſahen ſie ſich durch einige Günſtlinge untergeordneten Ranges zurückgedrängt, von dem Anblick des Fürſten ausgeſchloſſen, von den Geſchäften entfernt, nicht allein in ihren Anſprüchen beſchränkt, ſondern in ihrer Stellung gefährdet. Keinen Augenblick ſchlief ihre alte Eiferſucht gegen die Prinzen von Geblüt. Aber der verhaßteſte aller Menſchen war ihnen Epernon, zu deſſen Gunſten der König dem Herzog Heinrich Guiſe ſogar anmuthete, auch die Stelle eines Grandmaitre aufzugeben. Zuweilen finden wir ſpaniſche Sendboten, die ihnen insgeheim einen Beſuch machen, und gegen welche ſie ihre Klagen ausſchütten. Dieſe betreffen faſt ausſchließlich perſönliche Unannehmlichkeiten, die ſie erfahren haben oder befürchten, weniger die Sache der Religion: ein beſtimmtes Verſtändniß verrathen ſie noch nicht.[1]

Daß Philipp vorlängſt mit dieſem Hauſe gegen das franzöſiſche Königthum in eigentlichen Bund geweſen ſei, iſt überhaupt ein Irrthum.

Wir erwähnten der Erbietungen, die der Cardinal von Lothringen ſchon vor vielen Jahren dem König Phillipp machte; aber ſie wurden nicht angenommen: da die Dinge nicht eintraten, die man beſorgte, war es für keinen von beiden

[1] In Cabrera's Felipe II, 1010 findet ſich eine Schilderung der franzöſiſchen Zuſtände von Alonzo de Sotomajor, der bei Guiſe geweſen war. Sie muß ſpäter ſein als ſie angeſetzt wird, da Caumont darin als Herzog von Epernon erſcheint. Er wird als allmächtig bezeichnet: animo, cauteloso, ambitioso, atrevido, absoluto, dado a placeres etc.

Theilen nöthig, über ein allgemeines gutes Verſtändniß hinauszugehen. Zuweilen, wie im Jahre 1570, war das Haus Guiſe eher wider die Abſichten der Spanier als für dieſelben.

In den Jahren 1577 und 1578 ſind Verhandlungen zwiſchen dem ſpaniſchen Botſchafter Vargas und dem Herzog von Guiſe gepflogen worden, aber aus der Correſpondenz von Vargas ergibt ſich, daß ſie nur allgemeine, hauptſächlich auf Schottland gerichtete Entwürfe, die dann nie ausgeführt wurden, betroffen haben. [1]

Das größte Aufſehen machten im Jahre 1582 die Ausſagen eines Spaniers, Namens Salcedo, der wegen eines Vorhabens gegen den Herzog von Anjou feſtgenommen, eine ganze Anzahl angeſehener und eifrig katholiſcher Franzoſen als ſeine Mitſchuldigen bezeichnete, dieſe Anklagen ſpäter wieder zurücknahm und wegen ihrer Falſchheit ſelbſt zum Tode verdammt ward. Wenn man die mit Eidſchwüren bekräftigten Erklärungen einiger der vornehmſten Angeklagten erwägt, ſo kann man nicht zweifeln, daß die Ausſagen auf Unwahrheit beruhten, vielleicht auf einem Betrug. [2] Salcedo war ein wegen ſeiner Betrügereien und Gewaltthätigkeiten berüchtigter Menſch. Die Spanier ſahen die Sache, an der ſie wahrſcheinlich unſchuldig waren, übrigens nicht ungern; ſie meinten, daß aus dem Mißtrauen und dem Verdacht, der daher unter den Franzoſen entſpringen müſſe, etwas Gutes für ſie hervorgehen werde.

[1] Auszüge bei Mignet Antonio Perez S. 24.

[2] Villeroy Memoires: Je jure et appelle dieu et ses anges, suppliant sa divine justice, que son ire soit sur moi et mes enfans. — Busbeck erzählt 1. Oct. 1582 dem Kaiſer, Salcedo habe falſche Münzen gemacht, ſich damit ein Gut gekauft und als er daraus weichen mußte, es in Brand geſteckt. Epp. 478.

Aber Anklagen ſolcher Art, auf allgemeine Wahrſcheinlichkeit gegründet, pflegen großen Thatſachen vorauszugehen. Im Jahre 1583 finden ſich wirklich ernſtliche Verhandlungen zwiſchen Philipp und den Guiſen.

Ein Aragoneſe, Ritter des Malteſerordens, Johann Moreo, im Auftrag Philipps II. hielt ſich damals in Frankreich auf, um die Lage der Dinge zu erforſchen und die Mißvergnügten durch die Hoffnung auf die Hülfe des Königs, die er ihnen machte, in ihrer Geſinnung zu beſtärken. Der Herzog von Mayenne, den er in Poitou fand, begab ſich ſchon damals mit ihm und einigen anderen vertrauten Katholiken nach Paris, um mit Guiſe, von welchem alles abhing, einen definitiven Beſchluß zu faſſen. Guiſe war ſehr geneigt, aber er trug noch Bedenken, ſich gegen ſeinen König zu offener Empörung zu erheben. Die Jeſuiten, die um ihn waren, wie Pater Claude, riethen ihm, wenigſtens ſein Gewiſſen durch ein beiſtimmendes Wort des Papſtes zu ſichern. Es kam damals noch zu keiner Abkunft; Moreo begab ſich nach Spanien zurück, um ſeinem König Bericht zu erſtatten.

Im Frühjahr 1584 ward zwiſchen dem franzöſiſchen und dem ſpaniſchen Hofe noch einmal über einen Austrag aller Differenzen unterhandelt. Der ſpaniſche Geſandte hielt ſich überzeugt, daß wenn man den Franzoſen Cambray überlaſſe, nicht durch Abtretung, was nicht angehe, ſondern durch zeitweilige Uebertragung, dieſe ſich verpflichten würden, ſich in die Angelegenheiten des Königs von Spanien nicht weiter zu miſchen.[1] Zugleich ſtand der Geſandte, Juan Baptiſta

[1] Schreiben von Taſſis 10. Mai 1584: agora mas que antes holgarian de que V. M. saliese a la proposition hecha los dias passados de la dicha reyna en lo de Cambray y que por aqui

de Taſſis, auch mit Heinrich Guiſe in genauem Verhältniß; doch war von einer Erhebung deſſelben gegen ſeinen König noch nicht die Rede. Guiſe's Gedanken waren vielmehr nach Schottland gerichtet. Er meinte, daß König Jacob bereit ſei, die alte Religion wieder anzunehmen, ſich von der Herrſchaft der engliſchen Faction loszureißen: dazu forderte er Unterſtützung an Geld und Mannſchaft von Spanien, ſo wie Zuſage künftiger Hülfsleiſtungen; der Geſandte gibt den Rath, ihm darin willfährig zu ſein, denn eines Tages könne die Welt eine ſolche Geſtalt annehmen, daß dieſes Geld mehr als nur gut angewendet ſei. [1]

Noch war, wie man ſieht, kein Verſtändniß gegen den König von Frankreich im Gange: aber allerdings das beſte Vernehmen und eine enge Verbindung gegründet.

Da trat der ſchon erwähnte Todesfall ein: 10. Juni 1584 ſtarb der Herzog von Anjou und Alençon.

Durch große Thaten und Erfolge hat ſich dieſer Prinz kein Andenken zu ſtiften vermocht; faſt noch wichtiger als ſein Leben iſt ſein Tod.

Denn wovon zwar ſchon bisher die Rede geweſen, aber als von einer geheimnißvollen Sache, von der man in den Sternen leſe, das gewann jetzt eine nahe auch für die Politik berückſichtigungswerthe Wahrſcheinlichkeit: da Heinrich III., der einzige Sproß der valeſiſchen Linie, in kinderloſer Ehe lebte, ſo ſah man ihren Untergang voraus. Daran knüpfte ſich aber die Ausſicht der größten Veränderung. Das Recht

se entallasse alguna reconciliation y renovacion de amistad — — si les quisiesse dexar pacifica esta possession figura se me, que de muy buena gana se obligarian a no empacharse en ninguna cosa mas que nos toque.

der Thronfolge gelangte an das Haus Bourbon, und zwar an deſſen Oberhaupt, den König von Navarra, der ein Hugenotte war. Kein Wunder, wenn dieſe Erwartung das Land ſelbſt und alle ſeine Nachbarn aufregte.

Schon die Niederländer dachten daran, als ſie dem König Heinrich jene Erbietung machten; ſonſt würden ſie nicht ſo weit gegangen ſein.

Wenn nun aber die Spanier vor 20 Jahren in dem nur vorübergehenden und zweifelhaften Machtbeſitz, zu dem König Anton von Navarra als Generalſtatthalter in Frankreich gelangte, eine Gefahr erblickten, wie viel größere Beſorgniß mußte es ihnen einflößen, daß jetzt die franzöſiſche Krone ſelbſt an den thatkräftigen Sohn deſſelben gelangen ſollte. Sie glaubten es nicht dahin kommen laſſen zu dürfen. Denn das würde den Krieg zwiſchen den beiden Kronen unvermeidlich machen; das ganze Syſtem von Europa, das Beſtehen der ſpaniſchen Monarchie gefährden. Der Sohn König Philipps zählte erſt ſieben Jahre; man fragte, was aus ihm werden ſollte, wenn den König ein Unfall betreffe, einem ſo furchtbaren Feinde gegenüber?

Eine wenig mächtige proteſtantiſche Partei hätte Philipp II. in Frankreich dulden können,[1] aber daß ein Mann, wie ſein Geſandter Taſſis ſagt: „der ein Ketzer iſt," die Summe der Gewalt in Frankreich in ſeine Hände bekommen ſollte, das konnte er bei der höchſt katholiſchen Stellung, die er genommen, nicht ertragen. „Ich ſehe keine Arme," ſagt dieſer

[1] Auch mit Heinrich von Navarra hat er zuweilen unterhandelt, aber ganz wahr mag ſein, was Hieronymo Lippomano einmal aus Spanien ſchreibt: Intendo che a quel di Navarra segli daranno buone parole, a quel di Guisa buoni fatti.

Geſandte, „die dieß ſeiner Zeit verhindern könnten, als die des Herzogs von Guiſe.“

An und für ſich wären auch die Guiſen, deren erblicher Beſitz wenig bedeutete, und die nur über ein paar Gouvernements eine ihnen vom König verliehene Autorität ausübten, hiezu nicht fähig geweſen. Was ihnen Macht verlieh, war, wie die Spanier von Anfang an bemerkten, ihre Parteiſtellung, die Anhänglichkeit der eifrigen, über die Duldung der Hugenotten in ſtets wachſender Unzufriedenheit begriffenen Katholiken an ſie.

Wir kennen dieſes immer fort gährende, energiſche, gewaltſame Element der katholiſchen Meinung in Frankreich. Nachdem es ihm im Jahre 1562 einmal gelungen war, ſich in Paris zu conſolidiren, und alles hugenottiſche Weſen von der Hauptſtadt auszuſtoßen, hatte es ſich von Zeit zu Zeit auch in den Provinzen ſelbſtſtändig geregt. Wir gedachten der Aſſociationen des Adels, die in den Jahren 1564 und 1568 eine für den Hof, wenn er der Religion nicht treu bleiben würde, ſogar bedrohende Haltung annahmen; des Bundes, der im Jahre 1572 zwiſchen dem Ehrgeiz der gefährdeten Machthaber und dem Fanatismus der Menge getroffen wurde; der Ligue von 1576, die, provinciell begonnen, ſich unter der Autorität des Hofes über das ganze Reich verbreitete, und dann nicht ſo leicht, wie man dachte, wieder vernichtet werden konnte. Sie hatte ſich mit municipalen und clericalen, ſo wie mit ariſtokratiſchen Intereſſen durchdrungen und ſchloß ſich gern dem Herzog von Guiſe an, deſſen Vater, ihre Sache vertheidigend, umgekommen war.

Man hat geſagt, daß Heinrich Guiſe auf dieſe mächtige Bundesgenoſſenſchaft ſich ſtützend und in Vorausſicht deſſen,

was da kommen ſollte, ſchon längſt ein ehrgeiziges Augenmerk auf die Krone ſelbſt gerichtet habe: das Vorgeben des Hauſes ſei geweſen, daß es von Karl dem Großen abſtamme, und ein beſſeres Recht an die franzöſiſche Krone beſitze, als die herrſchende Dynaſtie. Es gab Genealogien, die in dieſem Sinne verfaßt worden ſind: in dem Buche, das man gewöhnlich dafür anführt, von Franz de Roſieres, einem Geiſtlichen von hohem Rang an der Kirche zu Toul,[1] vieljährigem Reiſegefährten des Cardinals von Lothringen, finden ſich ſogar auf eine noch weiter zurück liegende Vergangenheit gegründete Anſprüche.

Nach dieſem Autor war ſchon der alte Merwig ein Uſurpator: er entſetzte den rechtmäßigen Erben, Albero, Sohn Clodions; von dem aber ſtammte in grader Linie Itta, die ihre Rechte an ihren Gemahl Euſtach von Boulogne brachte. Auch die Carolinger ſtammten von Albero ab, jedoch als die jüngere Linie. In Euſtach, von weiblicher und männlicher Seite einem Nachkommen Carls des Großen, vereinigen ſich die Rechte beider Linien und gelangen dann im Laufe der Zeit an das damals in Lothringen regierende Haus. Die Capetinger werden als Uſurpatoren, Hugo Capet wird als ein Tyrann geſchildert; der Verfaſſer leitet die lothringiſche Familie nicht geradezu von Carl von Niederlothringen her, aber er bringt ſie mit demſelben in Verbindung. Er ſucht zu beweiſen, daß das Haus von Lothringen, für welches er von einem ganz eigenthümlichen provincialen Fanatismus beſeelt iſt, nicht allein

[1] Stemmatum Lotharingiae ac Barri ducum tomi VII. ab Antenore ad haec Caroli III. tempora. Parisiis 1580. Vgl. Procès verbal du pardon demandé par Fr. de Rosières im Anhange zur Satyre Menippée II, 406.

ächt französisch, sondern von edlerer Herkunft sei, als mächtigere Königsreihen. Wie die ganze französische Dynastie, so behandelt er den damals lebenden König Heinrich mit einer auffallenden Nichtachtung. In anzüglichen Worten läßt er sich über den Tod des Cardinals von Lothringen vernehmen, dem König gibt er Schuld, daß er sich einer Führung überlasse, die ihn verweichliche und untauglich mache.[1] Nicht alles ist historisch falsch, was Rosieres vorbringt, in jenen Zeiten mußte es das größte Aufsehen erregen. Wissen wir doch, daß der Cardinal von Lothringen des salischen Gesetzes mit Wegwerfung gedachte:[2] mit der Absicht, einen Prinzen von Lothringen auf den französischen Thron zu befördern, würde dies Buch eines seiner Freunde ganz gut zusammen stimmen.

Aber auch abgesehen von einem so hohen Ziele des Ehrgeizes, war die Aussicht auf die Thronfolge des Navarresen den Guisen in ihrer Stellung als französische Magnaten im höchsten Grade widerwärtig. Heinrich III. ordnete Epernon mit einem prächtigen Gefolge an den König von Navarra ab, um ihm zu sagen, daß er ihn als seinen präsumtiven Thronfolger anzuerkennen gedenke, wenn er katholisch werde und nach Hofe komme. Als Epernon die Hauptstadt verließ, versäumte er nicht von allen Herren des Hofes Abschied zu nehmen,

[1] jam a publico rerum statu alienior domesticae curae indulgere coepit (S. 369.). Auch er gedenkt der Pariser Metten: hisce S. Bartholomaei matutinis pie absolutis.

[2] Pasquier Lettres XI. Vgl. das florentinische Dispaccio bei Alberi Caterina Medici 194. Danach treten die Günstlinge gegen Ende 1584 ab, per abbassare la parte del duca di Guisa e crescere quella del re di Navarra, col quale sono legati per la volontà del re.

nur den Guiſen ſagte er kein Lebewohl. Die Guiſen fanden es ſchon gefährlich, wenn Heinrich auf den Vorſchlag einging: eine Verbindung mit dem Thronfolger hätte dem Günſtling eine noch feſtere Stellung verſchafft. Wie aber vollends dann, wenn der Navarreſe ſtandhaft in ſeiner Religion blieb, und dennoch auf den Thron gelangte. Die Verfechter des Katholicismus in Frankreich wollten es ſo wenig, wie die Spanier, dahin kommen laſſen.

Heinrich Guiſe hatte jedoch noch einen Scrupel: der Geſandte, der die Unterhandlung mit ihm führte, verſichert, er habe gefürchtet als ein Rebell zu erſcheinen.[1] Er ließ bei dem Papſt Gregor XIII. in Rom darüber anfragen.

Der Papſt hat geantwortet, „wenn die Abſicht allein religiöſer Natur ſei, ſo gebe er dazu ſeinen Segen.“[2] Ein Orakelſpruch, bei welchem der Papſt unter allen Umſtänden beſtehen konnte, den Guiſe zu ſeinen Gunſten auslegte. Denn auf die Erhaltung der katholiſchen Religion war in der That ſeine vornehmſte Abſicht gerichtet: alles Andere konnte als Mittel zu dieſem Zweck erſcheinen.

Im Schloſſe Joinville hat man lange Zeit ein kleines Kabinet als das Zimmer gezeigt, wo die Ligue geſchloſſen worden. Mitte Januar 1585 waren daſelbſt die beiden Abgeordneten des Königs von Spanien, welche die Unterhandlungen bisher getrieben, Taſſis und Moreo, die Herzoge von Guiſe und

[1] Taſſis 443 ſpricht von der rebellionis nota, quam abhorrebat Guisius: — nactus religionis fundamentum, ad cujus conservationem nihil esse credebat, quod non liceret, animum ad arripienda arma componere coepit.

[2] Maffei Gregorio XIII. c. II, 319. Der Herzog von Nevers fand ſich jedoch, wie er an Thuanus ausführlich erzählt, durch die von Rom gekommenen Erklärungen keineswegs befriedigt. lib. 81, S. 11.

Mayenne, der zugleich für den Cardinal Guiſe und die Herzoge von Aumale und Elboeuf verhandelte, und ein Abgeordneter des Cardinals Bourbon bei einander. Sie brachten den Tractat mit einigen geheimen Beſtimmungen, die bisher ſo gut wie unbekannt geblieben ſind, zu Stande. Der Sinn von beiden iſt folgender.

Von dem Grundſatz ausgehend, daß ein Ketzer nicht König von Frankreich werden dürfe, erklärte man ſich einverſtanden, daß dieſe Krone nicht dem König von Navarra, ſondern dem Oheim deſſelben, einem jüngern Bruder König Antons, Cardinal von Bourbon, zukomme, der denn auch durch ſeinen Bevollmächtigten dieſen Anſpruch annahm und in den Bund eintrat. Man vereinigte ſich ferner zu dem Plan einer vollkommenen Ausrottung des Proteſtantismus nicht allein in Frankreich, ſondern auch in den Niederlanden. Der König von Spanien ſagte für das erſte Jahr eine Beihülfe von einer Million Scudi zu. Dagegen verpflichteten ſich die franzöſiſchen Prinzen, die ſich im Voraus als Inhaber der königlichen Macht betrachteten, auf das Bündniß mit den Türken, ſo wie den Seeraub in den indiſchen Gewäſſern zu verzichten, Cambray zurückzugeben, zur völligen Eroberung der Niederlande zu helfen. In einigen beſonderen Artikeln fügten ſie noch andere ſehr außerordentliche Zugeſtändniſſe hinzu. Sie verſprachen, den Prior Anton von Crato, Prätendenten von Portugal, in die Hände des Königs von Spanien zu liefern, nur unter der Bedingung, daß er, wenn gleich in ſicherem Gewahrſam gehalten, doch glimpflich behandelt würde. Auf die Abweichung des Königs von Navarra von der Religion gründeten ſie ferner die Zuſage, alle Beſitzungen deſſelben außerhalb der Grenzen von Frankreich, alſo Nieder-Navarra

und Bearn, an den König von Spanien gelangen zu laſſen.[1] Guiſe und Mayenne verpflichteten ſich beſonders wegen des Priors: der Cardinal wegen des Ueberreſtes von Navarra. So entſchieden war das territoriale Intereſſe von Spanien bei dieſen Verträgen ins Auge gefaßt. Nicht allein für die Religion, ſondern auch für ſein Land meinte Philipp zu ſorgen, wenn er ſeinen neuen Verbündeten anſehnliche Geldſummen zukommen ließ, die ſie in den Stand ſetzten, ſich zu rüſten.

König Heinrich III. bewegte ſich noch in jenen Deliberationen, in der Meinung, daß Krieg und Frieden in Europa von ſeinen Entſchlüſſen abhänge, als er plötzlich in ſeinem eigenen Reiche kriegeriſche Bewegungen ſah, die er nicht befohlen hatte: ſein erſter Gedanke war, Heinrich von Guiſe in Joinville aufheben zu laſſen; eine Abtheilung der Garniſon von Metz ſollte dieß ausführen. Aber noch zur rechten Zeit ward Guiſe hievon unterrichtet, und er eilte nach Chalons,

[1] Instrumentum de dedendo Antonio Portugalensi und ferner Instrumentum donationis factae a Cardinale Bourbonio in favorem Regis Catholici, die auch als der 48. und 49. Artikel des Vertrags erſcheinen, finden ſich in den angeführten Commentarien von Taſſis p. 456. Die Bundesurkunde ſelbſt iſt ultimo die anni 1584, das erſte Inſtrument diebus calendis Januarii 1585 datirt, das zweite 16. Januar 1585. Nach Taſſis Verſicherung iſt das letzte das wahre Datum aller dieſer Verträge. (446.) Bei Dumont, deſſen Abdruck überhaupt wenig Authenticität hat, fehlen die geheimen Artikel; ſie ſind bisher ganz überſehen worden. In jener Zeit ward noch eine kleine Schrift Ragguaglio delle prattiche tenute con il Re di Spagna degli Signori Guisi verbreitet und ſie findet ſich hie und da in den Sammlungen politiſcher Informationen. Darnach ſollte der größere Theil der ſtipulirten Summe erſt dann bezahlt werden, wenn die Ligue dem König Marſeille oder Lyon überliefere; dafür findet ſich aber kein authentiſcher Beweis: in dem wirklichen Vertrag iſt keine Spur davon.

das ihm ſeine Thore eröffnete, im Widerſpruch mit dem königlichen Befehlshaber. Auch eine Anzahl anderer Plätze fielen durch den Willen der Bürgerſchaften oder den Beitritt der Gouverneurs in die Hände der Guiſen.

Mitte April erſchien ihr Manifeſt.

Es iſt vor allen Dingen gegen die Günſtlinge gerichtet, welche jeden Andern von der Staatsverwaltung verdrängt und ſie ausſchließlich in Beſitz genommen haben; wie durch ſie der von den letzten Ständen bereits gefaßte Beſchluß, ganz Frankreich wieder zu ſeiner Religion zu bringen, rückgängig geworden ſei, ſo werde jetzt auch alle Gunſt nur eben den Verfolgern der katholiſchen Kirche zu Theil; und in demſelben Sinn behandle man die Aufſtellung eines Thronfolgers. Aber dahin dürfe es in dem allerchriſtlichſten Reiche niemals kommen, daß ein Ketzer an die Regierung gelange; keineswegs ſeien die Unterthanen verpflichtet, die Herrſchaft eines Fürſten anzuerkennen, der nicht katholiſch ſei, denn der erſte Schwur des Königs, wenn man ihm die Krone auf das Haupt ſetze, laute auf Erhaltung der katholiſch-apoſtoliſch-römiſchen Religion.[1]

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dieſem Manifeſt, in welchem neben den religiöſen auch mannichfaltige politiſche Abſichten hervortreten.

[1] Ich entnehme das aus einem Briefe von Don Bernardino de Mendoza, 5. April 1585. Es ſei der Garniſon in Metz befohlen worden que saliendo a la deshilada viniesse a Chamvilla a prender al duca de Guisa. Davon, was Cardinal Oſſat ſagt, daß Guiſe ſelbſt im erſten Augenblick daran gedacht habe, ſich der Hauptſtadt und der königlichen Perſon zu bemächtigen, habe ich in den gleichzeitigen Papieren nichts finden können. Es ſcheint nur ein Vorſchlag geweſen, aber von Guiſe verworfen worden zu ſein.

In den Guiſen lebte der Geiſt der alten Autonomie franzöſiſcher Magnaten in ſeiner vollen Stärke; ſie konnten des Einfluſſes auf die allgemeinen Angelegenheiten nicht entbehren; am nächſten lag ihnen, ihre eigene Stellung unangetaſtet zu behaupten; als eine der vornehmſten Beſchwerden ſtellen ſie auf, daß man Aemter, die durch Dienſte erworben ſeien, um eine Geldentſchädigung den Inhabern entreiße; ſie fordern, daß das nicht anders ſtatthabe, als in den beſtimmt vorgeſchriebenen Fällen, auf den Spruch ordentlicher Richter aus den Parlamenten.[1]

Alle alten Klagen des Adels, der Geiſtlichkeit und der Städte machten ſie zu den ihren; ſie forderten regelmäßige Ständeverſammlungen von drei Jahr zu drei Jahr, wo ein jeder ſeine Beſchwerden in aller Freiheit müſſe vortragen dürfen. Bemerkenswerth iſt, wie ſie ſich über dieſe Zuſammenkünfte ausdrücken. Es ſeien Conferenzen, ſagen ſie, zwiſchen Fürſt und Volk, um einmal Rechnung zu halten über die gegenſeitigen gleich alten gleich heiligen Verpflichtungen.

In den meiſten großen Städten war das municipale Intereſſe, wie in Paris, in eine gewiſſe Verbindung mit dem katholiſchen getreten. Wie die Regierung ſich in andern Beziehungen Eingriffe in die hergebrachten Rechte erlaubte, z. B. in die Gerichtsbarkeit, ſo erſchien es als ein ähnlicher Eingriff, wenn ſie jetzt für die Andersgläubigen Duldung forderte. Die Guiſen konnten auf Beifall rechnen, wenn ſie die Städte vor der Aufnahme königlicher Garniſonen warnten.

So gerechtfertigt jene Reformverſuche des Jahres 1583

[1] Joannis Baptistae de Tassis Commentariorum de Tumultibus Belgicis sui temporis libri octo. Hoynck van Papendrecht: Analecta Belgica Tom. II, Pars I, p. 433.

an ſich ſein mochten, ſo wurden ſie jetzt dem König nachtheilig. Wir ſind unterrichtet, daß die Ligue durch den Credit eines in Folge der damaligen Unterſuchungen verjagten hohen Finanzbeamten, der nach der Franche-Comté geflüchtet war, unterſtützt wurde. In die Parlamente hatte ſie in den Zeiten ihrer Macht eine Menge Anhänger zu bringen gewußt, auch dieſe ſahen ſich von dem König bedroht und einen Rückhalt in dem alten Beſchützer.

Dergeſtalt riefen die Guiſen das Selbſtgefühl der Stände, der Verwaltung, des Gerichtes und der großen Machthaber mit einemmal gegen die Regierung in Kampf, nicht allein gegen die Mißbräuche derſelben, ſondern auch gegen ihre gerechtfertigten Beſtrebungen.

Das Außerordentliche aber war, daß diejenigen, welche im Namen „des beſſern und geſundern Theiles der Nation," denn ſo drückten ſie ſich aus, zur Reſtauration von Frankreich die Waffen ergriffen, ſich zugleich mit dem alten Landesfeinde verbunden hatten. Den Verſuchen, die Monarchie im Innern herzuſtellen, und ihr nach Außen eine freiere Wirkſamkeit zu verſchaffen, ſo ſchwach ſie auch ſein mochten, und vielleicht eben darum, weil ſie ſo wenig Energie in ſich trugen, ſollte zugleich ein Ende gemacht werden. Das religiöſe Moment umfaßte, entſchuldigte alles und verdeckte jeden Widerſpruch.

Erneuerter Hugenottenkrieg.

Man hätte nicht anders erwarten ſollen, als daß es bei der Schärfe dieſer Gegenſätze ſofort zu einem Kampf auf Leben und Tod zwiſchen ihnen kommen müßte.

Hätte Heinrich III. den ganzen Umfang der gegen ihn geſchloſſenen Verbindung gekannt, ſo wäre ihm nichts übrig geblieben, als im Innern ſich mit den Hugenotten zur Aufrechthaltung der Pacification zu verbinden, mit ihnen die Guiſen zu bekämpfen, nach Außen die Erbietungen der Niederländer anzunehmen und mit dem König von Spanien zu brechen. Wenn man erwägt, daß die alte Antipathie gegen die Spanier, noch vor Kurzem lebendig angeregt, leicht wieder aufgerufen werden konnte, und daß auch unter den Katholiken mit nichten alle mit den Guiſen einverſtanden waren:[1] — gewiß nicht die Prinzen von Geblüt aus dem Hauſe Bourbon, auch nicht ein großer Theil des Adels, der eine natürliche Verpflichtung gegen den Fürſten fühlte, oder gewohnt war, ſich an den Hof zu halten, ſelbſt nicht die mittleren Stände, in denen viele den Abfall der Religion wegen für unerlaubt hielten, wie ſich denn ſelbſt alte Freunde der Guiſen jetzt aus Gewiſſensſcrupeln von ihnen zurückzogen — ſo ſieht man wohl, daß es dem König zu einem großen und entſchiedenen Widerſtand nicht an Kräften gefehlt hätte.

Allein dazu hätte er ein anderer Mann ſein müſſen, ſcharfſinniger als er war, und ſcharfſichtiger, fähig Entſchlüſſe zu faſſen, die mit Gefahren verbunden ſind, zum Kriege geneigt. Villeroy ſtellte ihm vor, daß er um keinen Preis eine Faction neben ſich aufkommen laſſen dürfe, die katholiſch ſei, und Verfechter der katholiſchen Ideen zu ihren Oberhäuptern habe. Der König entſchloß ſich, mit ſeinen

[1] Commentarii delle cose successe nel regno di Francia. Manuſcript der großherzoglichen Bibliothek zu Carlsruhe: parte de' cattolici aborrendo tal attione, come quella che pareva lor peccato di lesa Maesta si misero col re e lo esortavano a far la guerra.

Feinden lieber einen Vertrag abzuſchließen, als mit ihnen zu ſchlagen.

Das war nun einmal ſein Schickſal und das Schickſal des ganzen Hauſes, in den Conflikten der religiöſen Ideen und der Staatsgewalt in innere Verwirrung zu gerathen, und den Pfad nicht zu finden, der daraus hätte retten können.

Die Guiſen hatten in ihrem Manifeſt die Königin Mutter, „ohne deren Weisheit das Reich ſchon längſt zertrümmert wäre," aufgefordert, zum Heile deſſelben ſie bei dieſer Gelegenheit nicht zu verlaſſen, nicht ohne eine Andeutung, daß ſie jetzt weniger, als ſie verdiene, zu den Geſchäften gezogen werde: eben ihr übertrug der König die Unterhandlung. Trotz ihres Alters, ihrer Gicht und des Huſtens, an dem ſie damals litt, machte ſie ſich dazu auf. Auch Catharina fühlte ſich durch die Ausſicht Heinrichs von Navarra auf die Krone geſchreckt; ſie hat geſagt, ſie fürchte, er könne alsdann ihre Tochter Margarethe, ſeine Gemahlin, umbringen laſſen: denn die widerwärtigſten Dinge waren zwiſchen ihnen begegnet, und gewiß war Margarethe damals von den Liguiſten ihrem Gemahl entgegengeſtellt.[1] Hatte Catharina, da ſie mit dem Schwiegerſohn gebrochen, wirklich die Abſicht, ihren Enkel, den Prinzen von Lothringen, auf den Thron zu bringen? Es erhellt nicht mit voller Beſtimmtheit: aber dem Herzog Heinrich hat ſie geſagt, ſie denke, er ſelber ſolle der Stab ihres Alters ſein.[2]

[1] Schreiben von Guiſe an Philipp II., um Hülfe für ſie, elle, que nous avons établie comme obstacle aux desseins de son mari et instrument fort propre, pour contraindre le roi à la guerre. (Pap. von Simancas.)

[2] que havia de ser el baston de su vejez pues bien savia que a ningun estaria peor que el de Navarra fuese rey que a ella porque havia luego matar a su hija. (P. v. S.)

Den Guiſen ſelbſt war bereits an einer Abkunft gelegen; denn gar bald hatten ſie das von Philipp II. geſendete Geld ausgegeben: in der tumultuariſchen Aufregung, in welche ihre Erhebung alles verſetzte, fanden ſie es erwünſcht, den Vortheil feſtzuhalten, der ſich ihnen darbot.

Die Schwierigkeit der Unterhandlung Catharinas lag faſt mehr in den perſönlichen Anſprüchen, als in den religiöſen Forderungen der Verbündeten: denn gegen die Einwirkungen der Günſtlinge, über die ſie klagten, wollten ſie, wenn ſie dieſelben nicht ſtürzen konnten, wenigſtens auf das beſte geſichert ſein.

So viel erreichte die Königin, daß den Guiſen nicht auch Metz, wie ſie verlangten, überlaſſen zu werden brauchte, aber übrigens bewilligte ſie ihnen ſehr umfaſſende Zugeſtändniſſe: dem Herzog von Guiſe Verdun, Toul, S. Dizier, Chalons; dem Cardinal von Bourbon: Soiſſons; die feſteſten Plätze in Bourgogne, Bretagne, Picardie wurden an Mayenne, Mercoeur und Aumale überlaſſen; alle erhielten die Erlaubniß ſich Leibgarden zu halten und ſie aus den Einkünften der Provinzen zu beſolden. Wie die Häupter, ſo gewannen auch ihre vornehmſten Anhänger eine verſtärkte perſönliche Stellung.[1] Ein Edict erging, in welchem ihre bewaffnete Erhebung gutgeheißen, als dem König wohlgefällig bezeichnet ward.

Bei weitem mehr als in dem Manifeſt, erſcheint in dieſem Edict das religiöſe Intereſſe als die Hauptſache; alle bisherigen Pacifikationserlaſſe werden darin widerrufen, die den Hugenotten zugeſtandenen Sicherheitsplätze zurückgefordert; die

[1] Articles accordés a Nemours au nom du roy 7. Juillet 1585: Mémoires de Nevers, welche die Memoiren der Ligue ergänzen, I, 688.

gemiſchten Kammern aufgehoben. Das Edict vom Juli 1585 geht noch weiter, als die im Jahr 1568 und nach der Bartholomäusnacht ergangenen. Es verbot nicht allein, wie dieſe, die Ausübung jeder andern als der katholiſchen Religion, ſondern das Bekenntniß überhaupt. „Wir haben geboten und gebieten," heißt es darin, „daß alle, die ſich zu der neuen Religion halten, ſie verlaſſen, und binnen ſechs Monaten das Bekenntniß der katholiſchen, apoſtoliſchen und römiſchen Religion ablegen: oder wenn ſie das nicht thun wollen, aus unſerm Königreich und den Ländern unſeres Gehorſams weichen." Die ſtrengſten hierarchiſchen Geſetze, gegen die ſo lange gekämpft worden war, wurden erneuert; auch das einfache Bekenntniß abweichender Meinungen wie vor Alters mit Confiscation der Güter und Lebensſtrafe bedroht.

Wie die Guiſen gefordert, ließ der König dieß Edict in ſeiner Gegenwart im Parlamente verificiren (28. Juli 1585).

In ſeinem Herzen war er nicht dagegen. Nicht allein in den Jahren ſeiner Jugend, ſondern noch bei den Ständen zu Blois hatte er ähnliche Grundſätze geäußert. Auch ihm erſchien es als ein großer Gewinn, daß das geſammte Reich zur Einheit der Religion zurückgebracht würde? Wenn in Blois alles daran geſcheitert war, daß die Stände die zu dem Kriegsunternehmen gegen die Hugenotten erforderlichen Geldmittel nicht hatten bewilligen wollen: ſo machte es dem König ein eigenthümliches Vergnügen, daß ſie jetzt durch eine Factionsbewegung dazu gebracht waren, alle ihre Kräfte zum Krieg anſtrengen zu müſſen. Mit ironiſchem Humor ſagte er dieß einſt den Herren von der Geiſtlichkeit und den Deputirten der Hauptſtadt.[1] Alle Ideen der Reform und Erſparniß wurden

[1] Rede bei Dupleix Histoire de Henry III., 118.

unter dieſen Umſtänden verlaſſen; die Finanzbeamten kauften ſich durch eine große Summe von der begonnenen Unterſuchung los. Die abgeſchafften gerichtlichen Aemter wurden hergeſtellt und fanden aufs neue Käufer.[1]

Alles bereitete ſich zum Kriege vor. Dem König von Navarra war nicht wohl dabei: wir werden des Augenblickes der äußerſten Hoffnungsloſigkeit, die ihn einſt übernahm, noch gedenken.

Eben in Bezug auf ihn ſelbſt hatte König Heinrich III. doch nicht ganz nachgegeben: er erkannte nicht an, daß der König von Navarra den Thron niemals beſteigen könne: aber wozu das lebendige Gefühl der Legitimität, das er nährte, es nicht kommen ließ, das geſchah, ohne Zweifel mit noch größerer Wirkung auf die katholiſch Gläubigen von Rom her. In Rom war ein förmlicher Proceß gegen die beiden hugenottiſchen Prinzen aus dem Hauſe Bourbon, Navarra und Condé inſtruirt worden; auf den Grund deſſelben erließ der ſo eben auf den heiligen Stuhl gelangte Papſt Sixtus V. jene Bulle, welche die Welt in Erſtaunen ſetzte, in der er die Prinzen nicht allein als Ketzer, ſondern als Gönner und Führer derſelben, die in das Verbrechen der Ketzerei wieder zurückgefallen, aller ihrer Beſitzthümer, namentlich ihrer Anſprüche an die Krone von Frankreich für verfallen erklärt. Schon daraus ging eine Verſtimmung zwiſchen den eben Vereinigten hervor. Die Guiſen glaubten ihre Freundin Catharina Medici, als ſie einmal Verhandlungen mit Heinrich von Navarra verſuchte, warnen zu müſſen, ſich nicht an den Abgrund der Excommunication zu wagen: ſie haben für den Fall einer Abkunft, die dennoch zwiſchen den beiden Königen

[1] Pasquier Lettres liv. X, l. IX.

getroffen werden möchte, zu Orcamp förmlich den Beſchluß angenommen, daß ihre religiöſe Pflicht ſie über alle Rückſichten der Unterthänigkeit erhebe.[1]

Darin aber — in dem Gange der Sache ſelbſt — lag nicht der einzige Grund eines Mißverſtändniſſes; ein anderer entſprang aus der Fortſetzung der guiſiſch-ſpaniſchen Verbindungen. Philipp II. war mit dem raſchen Friedensſchluß der Guiſen keineswegs zufrieden, zumal da ſie darin verſprochen hatten, auf alle fremde Bündniſſe Verzicht zu leiſten: das Entfernteſte wie das Nahe bedenkend, erblickte er eine Gefahr darin, wenn es Heinrich etwa gelingen ſollte, die Hugenotten zu unterwerfen: denn wie leicht konnte ſich derſelbe dann mit ſeiner katholiſch gewordenen Monarchie auf Spanien ſtürzen! Philipp II. drängte Heinrich Guiſe zu der Verſicherung, niemals die Waffen gegen Spanien tragen, ja von ſeinem König abfallen zu wollen, wofern dieſer je ein ſpaniſches Land angreifen ſollte. Der Herzog ließ ſich wirklich dazu vermögen: er gewann es über ſich zu erklären, unter den Bündniſſen, auf die er Verzicht geleiſtet, ſeien nur die zu verſtehen, welche zum Schaden des Reichs, nicht welche zu deſſen Vortheil gereichen könnten, wie das ſpaniſche.[2]

Wenn Zuſagen dieſer Art auch nur im Geheim geſchahen, ſo hoben ſie doch alles einträchtige Zuſammenwirken der Bundesgenoſſen auf. Man erkannte täglich mehr das Beſtehen zwei verſchiedener katholiſcher Parteien. Die royaliſtiſche wollte

[1] Le devoir chrétien les devoit transporter par dessus toute subjection etc. Bouillé III, 192.

[2] que lo de las ligas rinunciadas se entendia de las que eran contra el reyno y no desta que era en bien del y en servicio de nuestro Señor, per lo qual la mantiendra sempre.

den legitimen Thronfolger und ſeine Anhänger zu ihrem Bekenntniß herüberziehen und auf dieſe Weiſe Frankreich zu Einer Religion vereinigen, damit es um ſo mächtiger würde. Die liguiſtiſche wollte den Thronfolger auf jeden Fall ausſchließen, die Hugenotten vernichten, ihre Güter in Beſitz nehmen: ſie hielt ſich bei weitem mehr an die allgemein kirchliche Idee als an die franzöſiſche, an den König von Spanien bei weitem mehr, als an ihren eigenen.

Im Jahre 1586 kam es zu mannichfaltigen Kriegsunternehmungen,[1] aber in den katholiſchen Heeren ſelbſt begegneten ſich die Gegenſätze. Dem Herzog von Mayenne ſtellte der König royaliſtiſche Unterbefehlshaber an die Seite, denen der Führer niemals ganz traute, und die ihm niemals recht gehorchten. Der Herzog von Guiſe ſuchte, wo er commandirte, die royaliſtiſchen Officiere aus ſeiner Nähe zu entfernen, und ſich nur mit unbedingten Anhängern zu umgeben. Die Kriegführung der Guiſen zeigte ſich nur da mannhaft und entſchieden, wo ſie ihre eigene Sache führten: wenn es galt, eine Stadt, die von ihnen abgefallen, wieder herbeizubringen, wie Auxonne, oder eine Feſtung, die in proteſtantiſche Hände gerathen, jetzt für ſich ſelbſt zu gewinnen, wie Rocroy; beſonders gegen Sedan und Jamets waren, in Uebereinſtimmung mit dem König von Spanien, ihre Unternehmungen gerichtet. Im ſüdlichen Frankreich hatten ſie mehr einen politiſchen als militäriſchen Zweck. Indem ſie mit dem Herzog Montmorency in Languedoc ſchlugen, war doch ihr Sinn nicht ſo ſehr darauf

[1] Guiſe an Mendoza 3. Februar 1586. Et seroit necessaire, que le dit Mr. (Montmorency), s'alliât avec nous plustôt qu'avec le roy même afin que d'un commun accord nous puissions donner la loi.

gerichtet, denſelben durch Gewalt zu unterwerfen, was der Krone eher zu Statten gekommen wäre, als ihn für ſich zu gewinnen; verbunden würden ſie, wie ſie ſagten, ſtark genug ſein, um dem König ſelbſt das Geſetz vorzuſchreiben.

Sollte aber Montmorency-Damville, der dem Gedanken eines friedlichen Beiſammenlebens der beiden Confeſſionen zuerſt Ausdruck gegeben hatte, von ſeinem eigenen Syſtem abfallen und ſich den alten Feinden ſeines Hauſes zugeſellen? Er hielt an Heinrich von Navarra feſt. So gefahrdrohend der Angriff zuerſt erſchienen war, ſo wenig bedeutende Erfolge hatte er doch. Die Hugenotten brachten nicht weniger Plätze in ihre Hand als ihrerſeits die Katholiſchen.

Für das nächſte Jahr gewährten ihnen die ſich erhebenden Sympathien ihrer Glaubensgenoſſen in den benachbarten Ländern noch beſſere Ausſichten.

Nicht eben leicht war es, die proteſtantiſchen Streitkräfte in Bewegung zu ſetzen. Königin Eliſabeth mußte zu einer Geldhülfe bewogen werden; kleinere Summen wurden von dem ſüdlichen Frankreich nach der Schweiz, von Rochelle nach Hamburg geſchickt; und nur ſelten genügten ſie den aufgeſtellten Forderungen. Aber zugleich zeigte ſich doch auch ein lebendiger Antheil an der Sache. In Deutſchland hatte man nicht vergeſſen, was Joachim Friedrich von Brandenburg, damals Adminiſtrator von Magdeburg, ausdrücklich in Erinnerung brachte, daß das Reich ſeinen Religionsfrieden der Waffenerhebung eines Königs von Frankreich zu verdanken habe; man glaubte nur eine Pflicht der Erkenntlichkeit zu erfüllen, wenn man nun auch mit deutſcher Hülfe den Franzoſen einen Religionsfrieden verſchaffe. Nichts Anderes in der That begehrten die Hugenotten; wie Du Pleſſis

Mornay ſagt, das deutſche Heer ſolle die Hebamme des franzöſiſchen Friedens ſein. Der deutſchen Unterſtützung aber, die den Franzoſen ſchon öfter zu Statten gekommen war, geſellte ſich dießmal auch eine ſchweizeriſche bei. Die evangeliſchen Cantone waren durch den Bund der katholiſchen mit König Philipp ſo eben in die größte Aufregung geſetzt; in dem Siege der liguiſtiſchen Macht in Frankreich erkannten ſie nicht nur eine allgemeine, ſondern noch beſonders eine eigene Gefahr. Und ſo geſchah, was bisher noch immer durch den alten Einfluß der franzöſiſchen Krone auf die Eidgenoſſenſchaft vermieden worden: die Obrigkeiten in Bern, Zürich, Baſel, Schaffhauſen geſtatteten Werbung zu Gunſten der Hugenotten in ihren Gebieten;[1] nicht einzelne Reisläufer, ſondern drei große Regimenter bei 16,000 Mann ſtark brachen nach dem pfälziſchen Gebiete auf, wo ſich die deutſchen Truppen verſammelten.

Johann Caſimir fand es dießmal aus nachbarlichen Rückſichten auf Lothringen nicht rathſam, das Heer ſelbſt ins Feld zu führen, ſo erwünſcht bei demſelben auch die Autorität geweſen wäre, die ihm ſein höherer Rang und ſeine Erfahrung verlieh: in ſeinen Dienſten ſtand ein preußiſcher Edelmann, Fabian Burggraf zu Dohna, den ihm einſt Hubert Languet zugeführt, und der ihn dann auf ſeinen Reiſen nach den Niederlanden und nach England, bei ſeiner cölniſchen Unternehmung zu Gunſten von Gebhard Truchſeß begleitet

[1] Daß ſie es erlaubten, ergibt ſich aus allen authentiſchen Papieren, unter andern den Denkſchriften von Sillery, 1587 bis 1593, Manuſcript zu Berlin. Da heißt es: Ceux des Cantons — — s'étoient tellement oubliés que d'avoir permis à un grand nombre de leurs subjects à marcher etc.

hatte: ein Mann von allgemein proteſtantiſchem Religionseifer, und nicht ohne Kunde der Waffen; dem übertrug er die Heerführung. Es waren viertauſend deutſche Reiter, einige Geſchwader Landsknechte und vierthalbtauſend Franzoſen, die unter Dohna gegen Lothringen vordrangen; man ſieht, welch ein anſehnliches Heer ſie mit den Schweizern zuſammen bildeten.

Heinrich von Navarra erkannte dieß Heer unbedenklich als das ſeine an. Denn gegen ſeine Feinde, von Guiſe und Lothringen, deren Abſicht dahin gehe, Frankreich zu ruiniren und zu ſtürzen, ſchien es ihm erlaubt, auswärtige Hülfe heranzuziehen. Er meinte, er müſſe den König von Frankreich von ihnen befreien.

Deſſen Meinung war es nun keineswegs, ſich befreien zu laſſen. Wohl fühlte er, daß in den Behauptungen Navarra's etwas Wahres liege: wenn er auch nicht das ganze Verhältniß der Spanier zu den Guiſen ermaß, ſo wußte er doch ſo viel, daß ſie ſpaniſches Geld empfingen, und griff mit Händen, daß ſie ihre eigene Sache, nicht die ſeine verfochten: inſofern erſchien Heinrich von Navarra als ſein natürlicher Bundesgenoſſe. Aber auch dem durfte er doch wieder nicht geſtatten, daß er ſich ſelbſtſtändig mit einer fremden Kriegsmannſchaft vereinigte.

Heinrich III. hoffte noch, beide zu unterwerfen, die Hugenotten zu dämpfen, die Guiſen zu bezwingen, ſeine katholiſche und gouvernementale Idee durchzuführen. Gegen Navarra ſchickte er einen ſeiner Günſtlinge Joyeuſe ins Feld: dem anziehenden deutſchen und ſchweizeriſchen Heere wollte er ſelbſt entgegengehen. Als er Paris in dieſer Abſicht verließ, glaubte er zu einem großen, unendlich ſchweren und wichtigen Werke aufzubrechen. Der Nuntius ſchildert in ſeinen

Berichten, wie der König am Morgen ſich aus dem Bette erhoben, noch unangekleidet ſich auf die nackten Knie geworfen und lange gebetet, hierauf die Euchariſtie empfangen habe; ſo vorbereitet, unter religiöſen Gefühlen ging er ins Feld.

Man hat den Feldzug den Krieg der drei Henry genannt; jeder von ihnen, Heinrich von Navarra, Heinrich III. und Heinrich von Guiſe ſpielte darin ſeine eigenthümliche Rolle.

Der König von Navarra hatte das Glück, mit der kleinen kriegsgeübten Schaar, die ihn umgab, das prächtige Heer, mit welchem Joyeuſe gegen ihn vorrückte, bei Coutras vollkommen zu ſchlagen; der Führer ſelbſt ward getödtet. Es war die erſte Schlacht ſeit einem Vierteljahrhundert bürgerlicher Kriege, welche die Hugenotten gewannen: dieſer junge Fürſt lehrte ſie in offenem Felde ſiegen. Ob er nun aber auch ſo viel Anſehen über ſie hatte, um ſie zuſammenzuhalten, als ſie ihre Beute nach Hauſe zu bringen wünſchten, oder ob es an ihm ſelbſt lag, wenn er den Sieg nicht vollſtändiger benutzte? Wir wollen dieſe alte Frage nicht entſcheiden.

König Heinrich III. beſetzte beide Ufer der mittlern Loire, um eine Vereinigung des heranziehenden ſchweizeriſch-deutſchen Heeres mit den Hugenotten des ſüdlichen Frankreichs zu verhindern. Und auf das beſte gelang ihm das. Fabian Dohna ließ ſich durch glänzende Hoffnungen, die man ihm machte, von den höher gelegenen Uebergangspunkten abführen: tiefer aber fand er den König. Immer in weſtlicher Richtung, ohne beſonderen Widerſtand — denn das Scharmützel bei Vimorry, wo er perſönlich auf Mayenne traf, iſt doch kaum der Erwähnung werth — aber auch ohne Erfolg bis gegen Chartres vorrückend, ſah er ſich endlich genöthigt, inne zu halten. Mit

ihm zu ſchlagen hatte König Heinrich III. keine Neigung, denn dieſe Leute würden wie Verzweifelte fechten, aber er fand ein anderes Mittel, ſie zum Rückzug zu vermögen. Die Werbungen waren in der Schweiz hauptſächlich deshalb zugelaſſen worden, weil man behauptete, daß es nicht der König, ſondern die Guiſen ſeien, gegen die man ausziehe; dieſe Anſicht beſchloß er zu widerlegen. Ein Zürcherſcher Hauptmann,[1] der in dem Heere diente, hat verzeichnet, wie der König demſelben zuerſt ſeine Verwunderung zu erkennen gab, daß er Eidgenoſſen ſich gegenüber ſehe, zuwider dem ewigen Frieden und den aufgerichteten Bündniſſen, darauf unter den Schweizern der Beſchluß gefaßt ward, den König ſeines Irrthums zu verſtändigen, und Abgeordnete zu ihm zu ſchicken, wie aber dieſe, als ſie ihn ſahen und ihren Fußfall vor ihm leiſteten, vielmehr von ihm eines Beſſern belehrt wurden. Der König erklärte: nicht für ihn, ſondern wider ihn ſeien ſie herangezogen: er ſage es ihnen ſelbſt, er der König; er ſei kein Phantom, er ſtehe vor ihnen. Sie antworteten: gegen die Krone von Frankreich führten ſie weder Hellebarde noch Schwert. In das Lager zurückgekommen, theilten die Abgeordneten ihre veränderte Stimmung auch den andern Hauptleuten mit; keiner von allen wollte mit einer Unternehmung gegen die franzöſiſche Krone zu ſchaffen haben: ſie nahmen Geld von dem König an. Ohne zu ſchlagen, erwarb ſich Heinrich III. doch in der That das Verdienſt, dieſen Einbruch, vor dem man

[1] Johann Haller, deſſen handſchriftliche Chronik auf der Stadtbibliothek zu Zürich überhaupt noch manches Neue darbieten dürfte. Nach einem Schreiben von Catharina Medici (8. Nov.) ſagten die Schweizer dem König, »que leurs piques ne piqueront ni leurs espées ne trancheront jamais contre le roi.«

ſich in Paris wie vor einer neuen Völkerwanderung fürchtete, in ſeinem Anlauf zu brechen.

Indeſſen wollte das Schickſal, daß der Herzog von Guiſe die größere Ehre davon trug. Ein höchſt außerordentliches Verhältniß war es, worin er zu dem König ſtand. Es iſt gewiß, daß Heinrich III. nicht allein des Feindes wegen, ſondern auch deßhalb ſo ſtark wie möglich im Feld erſcheinen wollte, um Guiſe neben ſich in ſeine Schranken zu bannen.[1] Eben ſo gewiß iſt, daß Guiſe von den Spaniern unterſtützt wurde, damit er dem König von Frankreich gegenüber aufrecht bleibe:[2] ſie gaben ihm Geld, ausdrücklich, um ihn gegen den König zu verſtärken und ihn in den Stand zu ſetzen, ſeine Freunde zu befriedigen.

Man möchte ſie mit Bomilkar und Hanno, oder mit zwei römiſchen Conſuln vergleichen, die einander auf den Tod haſſend gegen denſelben Feind fochten, wäre die Lage nicht hier noch ſeltſamer, da der eine von beiden der König, der andere nur ein Gouverneur und Kriegsbefehlshaber war.

Bisher hatte Guiſe eben noch nicht viel gegen den Feind geleiſtet, als die Wirkung der königlichen Worte auf die Schweizer dem Burggrafen den Gedanken einflößte, mit ſeinem Heere zunächſt eine Richtung gegen Guiſe zu nehmen,

[1] che (il re) volea per due fini presso di se il nervo maggiore, uno per sicurezza in ogni evento, qualor dovesse combattere, l'altro per tener in soggezione il Guisa, quando pur rimanesse per ventura vincitore degli Alemanni. — Tempesti Vita di Sisto Quinto I, 320.

[2] Volebat Parmensis iis auxiliis conservari et unionem et Guisios. — Taſſis Commentarii 477. Taſſis war damals wieder in den Niederlanden und zeigt ſich über die niederländiſchen Dinge beſſer unterrichtet, als über die Vorgänge in Frankreich.

gegen welche die Schweizer zu fechten kein Bedenken tragen würden: er hoffte ihn im offenen Felde zu ſchlagen, wie Joyeuſe geſchlagen worden war. Allein in dieſem Augenblicke ſetzte ſich der ſchlachtbegierige Guiſe, der Menſchen und Dinge hier zu Lande beſſer kannte, ſchon gegen ihn in Bewegung.

Dohna hatte die gutmüthige Thorheit gehabt, ſich des Schloſſes, welches den Burgflecken Auneau, worin er eines Abends ſein Nachtlager nahm, beherrſchte, nicht militäriſch zu verſichern. Guiſe gewann den Befehlshaber mit Geld und Verſprechungen, ihm während der Nacht das Schloß zu öffnen. Am Morgen, als Dohna eben aufbrechen wollte, die Reiter entweder bei ihrem Frühmahl, oder bei ihren Pferden waren, um ſie zu ſatteln, und die Packwagen die Straßen des Fleckens erfüllten, brach nun Guiſe von dem Schloß her unter ſie ein; ſie waren nicht im Stande, nur ein einziges Fähnlein zu ſammeln; in kleinen Trupps wurden ſie in ihren Quartieren überfallen, niedergehauen oder gefangen genommen.[1] Der Burggraf rettete ſich mit ſeiner Rennfahne und wandte dann alles an, um Reiter und Schweizer aus den benachbarten Quartieren zur Wiedereroberung des Fleckens zu vereinigen. Aber er beſaß bei weitem nicht Anſehen genug, um das durchzuſetzen. Die Schweizer wollten jetzt auch nicht gegen Guiſe fechten und zogen in ihrer Abſicht, nach Hauſe zu gehen, einen Theil der deutſchen Rittmeiſter und Reiter mit ſich fort. In immer ſteigender Unordnung und Rathloſigkeit, von beiden Seiten, der königlichen und der guiſardiſchen, angegriffen, wich hierauf die Armee längs der Loire rückwärts.

[1] Nach Leuthinger (de Marchia lib. XXIV, 528) wäre auch Buch in dem Flecken geweſen; Voſſius: de rebus gestis Fabiani a Dohna verhält ſich mehr apologetiſch, als eigentlich erzählend; S. 65.

Sie verzweifelte den Weg zu den Hugenotten zu finden, und gab endlich den Anmahnungen des Königs, das Reich zu verlaſſen, Gehör. Dieſer ließ ſie ruhig ziehen, zufrieden, daß ſie niemals mehr gegen ihn zu dienen verſprachen; den Franzoſen, die ſich von dem Zuge trennen wollten, verſtattete er, im Lande zu bleiben, vorausgeſetzt, daß ſie ſich dem ergangenen Religionsedict unterwerfen würden.

So kamen die Heere aus dem Felde zurück. Der Erfolg des Feldzuges war in ſo fern bedeutend, als die proteſtantiſch-germaniſche Heeresmacht aus den Grenzen des Reiches zurückgewieſen, von Guiſe, der ſich um keine Capitulation kümmerte, ſogar über die Grenzen hinaus verfolgt, und beinahe vernichtet wurde. Für die innere franzöſiſche Frage war jedoch nichts entſchieden. Die Günſtlingsregierung war nicht beſeitigt: Epernon in dem alten verhaßten Uebergewicht: die Hugenotten hatte der Sieg von Coutras in ihrem Selbſtgefühl beſtärkt. Der ganz offenbare Gegenſatz Guiſe's gegen den König verhinderte dieſen, etwas Entſcheidendes gegen Heinrich von Navarra zu unternehmen: wenn man in ihn drang, dieß zu thun, ſo antwortete er wohl, Navarra ſei nicht ſein ſchlimmſter Feind; er fordere, daß ihm ein Jeder gehorche.

Barrikaden.

In dieſem Augenblick aber entwickelte ſich ihm erſt noch die gefährlichſte Feindſeligkeit in der Mitte ſeiner Hauptſtadt. Die katholiſche Aſſociation nahm hier eine neue überaus drohende Geſtalt an.

Im Anfang des Jahres 1587 hatte die Nachricht von

den deutſchen Rüſtungen alle Gemüther aufgeregt. Man erzählte, daß ein Heer von 300,000 Ketzern aufgeboten ſei und in Frankreich eindringen werde, um die guten Katholiken zu vernichten, mit denen der heuchleriſche König ſogar heimlich einverſtanden ſei; der Gedanke erhob ſich, da die katholiſchen Prinzen allein einer ſolchen Gefahr zu begegnen zu ſchwach ſein würden, eine ſtädtiſche Organiſation zu gründen, um ſie zu unterſtützen. Ein reicher Bürger, Beamter des Biſchofs von Paris, Carl Hotmann, hat, ſo viel man weiß, dieſen Gedanken zuerſt gehabt,[1] und ihn an ein paar durch ihr Feuer und ihre Worte mächtige Prediger, Jean Prevoſt, Matthieu Launay und Jean Boucher mitgetheilt, die ihn mit Freuden ergriffen, und ſogleich zu ſeiner Ausführung ſchritten. Den nach Rom mitgetheilten Nachrichten zufolge, hat ſich der neue, noch wenig zahlreiche Bund am 25. Januar und am 2. Februar 1587 ſeine Verfaſſung gegeben. Man ernannte zuerſt ſechszehn Männer, nach der damaligen Zahl der Quartiere von Paris, um in jedem die Angelegenheiten der Vereinigung zu leiten, und ſodann zehn, unter denen die vier Begründer waren, zur allgemeinen Führung der Geſchäfte; keine Aufnahme ſollte ſtattfinden, ohne von dieſen gebilligt zu ſein. Die Verbindung nahm, wahrſcheinlich anknüpfend an eine frühere vom Jahr 1576, einen raſchen Fortgang, auch unter dem beſſern und wohlhabenden Mittelſtande, dem Hotmann ſelbſt angehörte; die vornehmſte Verpflichtung war, ſo viel Geld zu zahlen, als der Rath der Zehn auflegen würde.[2]

[1] avea sentito susurrare, che venisse contra Francia un esercito di trecento mila eretici, risolse di unire insieme altrettanti Francesi cattolici. (Anonymo capitolino.)

[2] Die »association faite particulièrement par aucuns bourgeois

Heinrich Guise faßte bei dem ersten Wort, das man ihm davon sagte, welch ein gewaltiges Werkzeug zu jedem Unternehmen dadurch in seine Hand gerathe. In Kurzem kam Mayenne zur Stadt; in tiefem Geheimniß verständigte er sich mit den Bürgern, die es fast für eine Ehre hielten, daß die großen Herren sich mit ihnen verbinden wollten. Ein Bündniß ward geschlossen, zu dem doppelten Zweck, die Ketzerei in Frankreich zu vertilgen und die Mißbräuche der Rechtspflege abzuschaffen, die Gleichgesinnten in andern Städten sollten zum Beitritt eingeladen werden.

Gleich im Anfang, noch im März 1587 hat sich der Gedanke geregt, die Sache dadurch zu entscheiden, daß man sich des Königs persönlich bemächtigte. Man wollte seine Günstlinge entfernen, und ihn nöthigen, die Politik der Ligue unbedingt einzuhalten. Dahin kam es jedoch nicht, sei es, daß der König noch zur rechten Zeit gewarnt wurde, oder daß die Dinge nicht hinreichend vorbereitet waren.

Zunächst zeigte sich die geheime, Unzählige umfassende Verbindung nur in populären Widersetzlichkeiten.

Da war ein Volksredner, des Namens Roland, der besonders gegen den Frieden mit den Hugenotten eiferte und sich überhaupt in den heftigsten Reden gefiel; als er eingezogen wurde, beschloß die Ligue, Prinzen und Bürger, ihm kein

de Paris«, deren in den Acten der Ständeversammlung von Blois im Jahr 1576 Erwähnung geschieht. Des états generaux XIII, 271. — Nach Doschius Vita Francisci Hottomanni stammten die Hotmanns, die sich auf beiden Seiten so thätig erwiesen, aus Breslau. Von Lambert dem Stifter hatten sich zwei Söhne hervorgethan, Johann, der zur Herbeischaffung des für Franz I. erforderlichen Lösegelds viel beigetragen haben soll; und Peter, der in der Verwaltung diente. Des letztern Sohn ist Franz Hotmann, der Enkel des ersten Charles.

Leid zufügen zu laſſen, ſie zwang die Regierung ihn herauszugeben.[1] Ein Anderer dagegen, der wider die Ligue und die päbſtlichen Bullen geſchrieben, blieb im Gefängniß.

Meiſter Prevoſt ſtellte bei der Kirche St. Severin eine Abbildung der in England an den Katholiken verübten Grauſamkeiten aus; welche das Volk „gegen Hugenotten und Politiker" in Wuth verſetzte. Das Bild ließ die Regierung wegnehmen; man antwortete mit beleidigenden Maueranſchlägen, mit immer heftigeren Ausbrüchen auf den Kanzeln. Der Verſuch, einen dieſer Prediger gefangen zu ſetzen, im September 1587, erweckte in den Quartieren, wo es geſchehen ſollte, bereits einen allgemeinen Auflauf.

Bei dieſer Stimmung ward jede Nachricht aus dem Felde mit Mißgunſt gegen den König, und Bewunderung für den Herzog aufgenommen. Ihm ward die Rettung der Stadt zugeſchrieben; ſeine geringſten Unternehmungen wurden in Gedichten und Flugſchriften mit Enthuſiasmus geprieſen; wie viel mehr eine Handlung, wie der glückliche Ueberfall von Auneau. Er ward von den Predigern als der Gideon des gläubigen Frankreichs gefeiert; ſie wandten das Wort auf ihn an, Saul habe tauſend geſchlagen, aber David zehntauſend. Daß der König eine Abkunft mit den Feinden getroffen, hielt man für ſchimpflich und für eine Art von Verrätherei, denn es wäre nur auf ihn angekommen, alle dieſe Räuber in Stücken zu hauen; aber man ſehe wohl, er habe ſie kommen laſſen, beſoldet, und jetzt zurückgeſchickt.[2]

Der König, der in dem Feldzug das Entſcheidende gethan

[1] Vgl. Schreiben Guiſe's bei Bouillé, 211, mit L'Etoile beim 4. Juni 1587.

[2] L'Etoile Anfang Dec. 1587, Ausgabe von Champollion 234.

zu haben glaubte, und Ehre davon erwartete, war betroffen und erſtaunt, daß die öffentliche Stimme ſich gegen ihn erklärte. Der Empfang, den er fand, war kalt: das Lebehoch, das man ihm zurief, bezahlt. Bald nach ſeiner Rückkehr fand er ſich bewogen, die aufrühreriſchen Prediger vor ſich kommen zu laſſen, und ihnen perſönlich ſein Mißfallen, ſeine Verachtung zu erkennen zu geben; Papſt Sixtus würde ſie in gleichem Falle auf die Galeeren ſchicken: er wolle ihnen für dießmal verzeihen, rathe ihnen aber, ſich zu beſſern.[1] Er bemerkte die zu ſeinen Füßen brauſende Bewegung; fürchtete er, ſie in Gährung zu bringen, oder glaubte er, ſie durch Ermahnungen zu dämpfen?

Beſonders die Herzogin von Montpenſier, geborne Guiſe, Schweſter des Herzogs Heinrich gab den Predigern Rückhalt; ſie rühmte ſich, durch den Mund derſelben mehr auszurichten, als ihr Bruder durch die Waffen. Der König zeigte ihr ſeine Ungnade, duldete ſie aber in der Hauptſtadt.

Und dabei ward das Carneval von 1588 mit leichtſinnigen und anſtößigen Vergnügungen ausgefüllt; gleich als gebe es keine Ligue, keinen Feind des Königthums in Frankreich. Am Hofe war Niemand, dem man nicht die ſchändlichſten Dinge nachgeſagt hätte; Alles war gegen einander.

Das Mißtrauen, ſagt der päpſtliche Nuntius, iſt in dem Rath dem Hauſe der Kammer des Königs, man verläßt ſich auf Niemand, als mit wem man durch das engſte perſönliche Intereſſe verbunden iſt. Jeder ſucht den Andern zu überliſten und dann zu verlachen. Auch die Königin Mutter konnte den Reſt des Credites, den ſie noch beſaß, dem vorwaltenden

[1] L'Etoile: il en demeurait là, habens quidem animum, sed non satis animi.

Günſtling Epernon gegenüber nicht behaupten. Eines Tages ſuchte Epernon ſie auf und kniete mit entblößtem Haupte vor ihr nieder: ſo ſehr ſie in ihn drang, ſich zu erheben, hielt er, bizarr und eigenſinnig, wie er war, lange in dieſer Stellung aus, um ihr zu ſagen, daß er nie etwas gegen ſie gethan, ja nie etwas gegen ſie gedacht habe.[1] Ich glaube nicht, daß er ſie gewann, oder überzeugte.

Und in dem traten noch andere, Beſitz und Macht betreffende Irrungen zwiſchen dem König und den Guiſen ein.

Durch den Tod von Joyeuſe war das Gouvernement der Normandie erledigt worden: Guiſe, von ſeinen Freunden unterſtützt, auf ſeine Verdienſte trotzend, forderte es für ſich; der König übertrug es auf Epernon.

Durch den Tod des Prinzen von Condé, der in St. Jean d'Angely, wie man glaubt, an Gift ſtarb, ward auch das Gouvernement der Picardie eröffnet; die Guiſen forderten es für Aumale; der König übertrug es dem Herzog von Nevers.

Die Königin Catharina neigte ſich in dieſem Augenblick mehr auf die Seite der Guiſen; ſie hätte jetzt ſelbſt eine ernſtliche Unternehmung gegen den König von Navarra gebilligt.[2] Bei ihrem Sohne fand ſie aber Widerſtand gegen jeden dahin gerichteten guten Rath; eines Tages iſt es darüber zwiſchen ihnen zur förmlichen Entzweiung gekommen. Heinrich III.

[1] Moroſini bei Tempeſti Vita di Sisto V. I, 380.

[2] Nach einer damals ſehr verbreiteten Erzählung »la reine desseignoit de faire tomber la couronne entre les mains des enfans de sa fille de Lorraine. M. de Guise n'y étoit employé que comme serviteur de M. de Lorraine (Mémoires singuliers bei Egerton 297). Ich habe davon keine Beweiſe gefunden, durch welche alle Zweifel gehoben würden, und will es zwar nicht beſtätigen, aber auch nicht verwerfen.

warf ſeiner Mutter den ſchlechten Erfolg ihrer früheren Vorſchläge vor, und hat ihr endlich geſagt, er wolle fortan nach ſeinem eigenen Ermeſſen handeln, und bitte ſie, ſich nicht mehr in ſeine Angelegenheiten zu miſchen. [1]

Das war der auffallende aber nothwendige Gang dieſer Dinge. Die erſte Erhebung der Guiſen hatte in dem König ſeinen alten antiproteſtantiſchen Eifer angefacht, aber doch auch Widerwillen gegen ſie ſelbſt hervorgerufen: dieſer war durch alles, was ſeitdem geſchehen, in ihm genährt und verſtärkt worden und jetzt faſt ſein lebendigſtes Gefühl; er gerieth in einen Zuſtand, wo er denen Gutes gönnte, gegen die er im Kriege begriffen war, und diejenigen fürchtete, die an ſeiner Seite ſtanden.

Da nun auch die Vermittelung der Mutter wegfiel, ſo nahmen die Sachen täglich eine gefährlichere Geſtalt an. Die Guiſen legten der Beſitznahme Epernons in der Normandie Hinderniſſe in den Weg; ſie verweigerten die Aufnahme königlicher Beſatzungen in der Picardie; in beiden Provinzen war eine große Partei, in der letzten der geſammte Adel auf ihrer Seite. Der König ließ Aumale auffordern, die Garniſonen in die Picardie aufzunehmen und die Provinz zu verlaſſen, wo nicht, ſo werde er ſelbſt dahin kommen und ihm den Kopf vor die Füße legen. [2] Aumale antwortete, wenn ſein und

[1] Einer der beſtunterrichteten Gewährsmänner iſt der Nuncius, ſpäter Legat, Moroſini, deſſen Depeſchen bei Tempeſti excerpirt ſind. Nach dieſem ſagte Heinrich: »Essendo io resolutissimo di voler fare e disfare, senza consigli la prego a non volersi piu ingerire in questi affari.« I, 373.

[2] »altrimenti sarebbe egli andato in persona con tutte le forze per gettarli la testa a piedi.« Aus den Berichten des Nuncius bei Tempeſti I, 390.

ſeines Vaters, der vor den Augen des Königs in der Schlacht gefallen ſei, vergeſſen ſein ſollte, ſo habe er noch Herz und Freunde genug, um ſein Leben und ſeine Ehre zu behaupten.

Schon berichtet der Nuntius dem Papſt von der bevorſtehenden Gefahr eines Krieges unter den Katholiken ſelbſt. Die Frauen des königlichen Hauſes bemerkten, die Sache könne einen tragiſchen Ausgang nehmen.

Auf der einen Seite verſammelten ſich die verbündeten Fürſten erſt zu Nancy bei dem Herzog von Lothringen, dann in Soiſſons, in einer eben ſo feindſeligen Haltung wie früher. Aus den Briefen Guiſe's an den ſpaniſchen Geſandten ſieht man, mit welcher Verachtung er die Vorſchläge des Königs behandelte. „Er ſei nicht gemeint, den Picarden auf eine andere Weiſe als mit Drohungen zu nahe treten zu laſſen; noch auch dieſe das zu dulden: der König ſolle ſich nicht weit von Paris entfernt haben, ſo wolle er machen, daß derſelbe dahin zurückkehren müſſe.“ [1] Ein Manifeſt erſchien, in dem die alten Forderungen religiöſer und politiſcher Oppoſition aufs Neue aufgeſtellt wurden. Es ſah aus, als wollten die Verbündeten ſelbſt nach Paris kommen und es daſelbſt mit großem Geräuſch übergeben.

Und indem wuchs hier die Gährung von Tag zu Tage. Was iſt blinder in der Welt als der ſich klug dünkende Verdacht, der alles, was geſchieht, nach einer vorgefaßten Meinung auslegt? Die Stadt hatte keine Ahnung von dem eigentlichen Verhältniß Heinrichs III. und der Guiſen. Sie ſah in dem, der mit einem fremden König einen den franzöſiſchen

[1] Si le roy part de Paris je le feray plustôt penser à revenir qu'il n'aura approché les Picards d'une journée. Bei Boullié III, 260.

Intereſſen entgegengeſetzten Bund hatte, einen Vertheidiger, in dem König, der wenigſtens die Ehre von Frankreich aufrecht hielt, einen Verräther und Feind.

Als im April ein Prediger wegen ſeiner aufrühreriſchen Reden vor den König gebracht oder vielleicht feſtgenommen werden ſollte, verſammelte ſich ein bewaffneter Haufe, um dieß zu verhindern. Ohne Zweifel wäre es möglich geweſen, dieſen Widerſtand zu brechen, aber man ſtand davon ab, weil man für beſſer hielt, keinen weiteren Lärm zu veranlaſſen. Aber dieſer Vortheil gab der liguiſtiſchen Bewegung eine noch größere Zuverſicht. Man ſagte dem König viel von der militäriſchen Organiſation der Stadt in ihren fünf Quartieren, einem jeden unter ſeinem Oberſten:[1] auf die Erklärung der Pariſer, ſie ſeien ſtark und zu allem fertig, es bedürfe nichts, als der Gegenwart Guiſe's, habe dieſer geantwortet, er werde nicht lange auf ſich warten laſſen. Und ſchon erfüllte ſich die Stadt mit verdächtigen Menſchen; auch machten einmal die ſtädtiſchen Behörden den Verſuch, Leute dieſer Art zu entfernen, doch war das bereits nicht mehr auszuführen.

Der König befand ſich in der größten Verlegenheit. Sollte er die Stadt ſich ſelbſt überlaſſen, ſo ging ſie für ihn verloren; wenn er aber da blieb, ſo war ſein Anſehen, ja ſelbſt ſeine perſönliche Sicherheit gefährdet. Er entſchloß ſich, eine Abtheilung Schweizer und franzöſiſche Garden, die in der Nähe ſtanden, in die Vorſtädte St. Denys und St. Martin einrücken

[1] Procès verbal de M. Poulain hinter dem Journal de l'Etoile Petitot XLV, 434. Dieß iſt der Polledro Davila's, der Polinius de Thou's, der bei dieſem Geſchichtſchreiber eine ſo große Rolle ſpielt. Die Glaubwürdigkeit ſeiner Angaben iſt immer beſtritten worden, nicht jedoch, daß er die Angaben gemacht hat.

zu laſſen. Unter den Bürgern rechnete er auf eine gemäßigte Partei, die ſich an den vornehmſten Magiſtrat, den Prévôt des marchands hielt, und zu der auch einige ſtädtiſche Capitäne gehörten. Die Tagesfrage, welche die Gemüther beſchäftigte, betraf nicht den Streit zwiſchen Hugenotten und Katholiken, ſondern die Meinungen der Katholiken ſelbſt über ihr Verhältniß zu den Hugenotten. Die Einen behaupteten, daß dieſe mit Feuer und Schwert vertilgt werden müßten, das kirchliche Princip ſei die Grundlage von allem und unbedingt zu behaupten; die Andern erwiederten, das würde das Verderben des Landes, der Ruin des Staates ſein, auf deſſen Ordnung alles beruhe. In allen Geſellſchaften ward darüber geſprochen: wo man zahlreicher zuſammenkam, darüber debattirt. Der König, einen Augenblick von ſeiner gewohnten Politik weggedrängt, kehrte zu derſelben zurück und ſchien ſich auf die gemäßigten Leute, die man Politiker nannte, ſtützen zu wollen. Hierüber aber eben erhob ſich die Aufregung unter der populären Genoſſenſchaft. Das Gerücht verbreitete ſich, der König wolle die Politiker zu Herren der Stadt machen, die Mitglieder der Ligue herauswerfen, ja die vornehmſten und beſtgeſinnten Bürger der Stadt feſtnehmen; ſchon ging ein Verzeichniß von denen, welche zunächſt dem Verderben geweiht ſeien, von Hand zu Hand. Zu der religiöſen und politiſchen Tendenz kam die Beſorgniß für das eigene Leben, und wenn es nicht früher geſchehen iſt, ſo forderte man jetzt den Herzog von Guiſe auf, nach der Stadt zu kommen, und die wahren Katholiken, ſeine Anhänger, zu beſchützen.

Herzog Heinrich von Guiſe war, wie der König, der Sohn einer italieniſchen Mutter; miteinander waren ſie aufgewachſen

und in Gutem und Böſem waren ſie wie ihre Mütter miteinander verbunden geweſen. Aber eine ganz andere Entwicklung hatte die Natur des Herzogs genommen als die des Königs. Die Italiener können die harmoniſche Verbindung geiſtiger Energie und körperlicher Kraft, die ſich in Heinrich Guiſe zeigte, nicht genug bewundern; man habe ihn in vollen Waffen ſtromaufwärts ſchwimmen ſehen; im Ballſpiel und Fauſtkampf, in jeder militäriſchen Uebung ſei er unvergleichlich, keine Beſchwerde fechte ihn an.[1] Er war ein großer, ſchöner Mann von blondem, lockigem Haar, lebhaften und durchdringenden Augen; durch die Narbe, die ihm eine in der Schlacht empfangene Verletzung auf der Wange zurückgelaſſen, nicht entſtellt, ſondern nur männlicheren Anſehens geworden; Vielen galt er als das Ideal eines Mannes. Obgleich in den Genüſſen des Wohllebens aufgewachſen, fand er ſich doch gern in die Beſchwerden des Lagers. Von großen Feldzügen, die er geleitet hätte, lieſt man nichts, aber er war ein muthvoller und tapferer Capitän, dem manches kühne Wageſtück gelungen iſt. Langes Berathen und Bedenken hielt er nicht für nothwendig: denn im Kriege liege alles an der Ausführung. Unter dem Eindruck zuſammentreffender Nachrichten, vielleicht bei Tafel, in zahlreicher Geſellſchaft faßte er ſeinen Plan, und ließ ſich an der Vollziehung deſſelben durch keine Einwendung irre machen. Mit ſeinen Soldaten liebte er, wie Mühe und Arbeit, ſo auch Belohnung und Ehre zu theilen. Warum, ſo wird in einem poetiſchen Lobſpruch auf ihn der Maler, der ihn porträtirt hat, gefragt, warum haſt

[1] Schilderung eines Italieners, der ihn kannte, aus einem Heft Lettere, Bibl. zu Stuttgart Nr. 181: di temperamento gioviale benigno grave attraeva la gente di amarlo e di seguitarlo. Vgl. Davila.

du ihm keinen Lorbeerkranz um das Haupt gegeben? Die Antwort iſt: er würde ſich die Blätter heruntergeriſſen und ſie unter ſeine Kriegsgefährten vertheilt haben. Niemals vergaß er, wer er war, was er ſein wollte, aber er hielt ſich frei von jeder Art von Ueberhebung; ſeine Briefe, deren gar manche übrig ſind, athmen italieniſche Courtoiſie; auch den Niedrigſten ſtellte er ſich gleich; nicht leicht wies er eine Einladung zu einer häuslichen Feſtlichkeit, einer Taufe, einer Hochzeit, zurück; man ſah ihn mit abgenommenem Hut von einer Seite der Straße nach der andern gehen, um einen Bekannten, zuweilen des geringſten Standes, zu begrüßen. Unter Hunderten, die beiſammen waren, unterſchied er beim erſten Blicke die, zu denen er ein beſonderes Verhältniß hatte; durch ein Winken der Augen, eine Bewegung des Kopfes gab er ihnen zu erkennen, daß er ſie bemerke. Was feſſelt aber die Menſchen mehr, als Uneigennützigkeit für ſich ſelbſt, Aufmerkſamkeit auf andere? Auch freigebig zeigte ſich Guiſe, obwohl er nicht reich war. Denken wir uns einen Mann von dieſen Eigenſchaften und zugleich von dieſer Herkunft und dieſem Rang, in der Mitte einer aufgeregten Menge, deren vornehmſte Leidenſchaft, den Haß gegen die Andersgläubigen, er theilte, wie konnte es anders ſein, als daß ſie alle an ihm hingen? König Heinrich III. hat einmal geſagt: er trage wohl die Krone, aber Guiſe ſei der König der Gemüther.[1]

Ohne Zweifel war das Betragen Guiſe's, wie ſeiner Natur gemäß, ſo zugleich auf dieſen Erfolg berechnet. Denn vor allen Dingen war Heinrich Guiſe Parteihaupt. Mit den

[1] Nach Moroſini ſagte man König Heinrich III. einmal: Egli (il duca de Guisa) è il re nell' affetto, se la M. V. è re nell' effetto.

heroiſchen Eigenſchaften ſeines Vaters verband er, wie man ſchon damals geſagt hat, die Verſchlagenheit ſeines Oheims.

Von den mancherlei Motiven, die ihn zu einer Handlung beſtimmten, wußte er ſo gut wie dieſer jedesmal die hervorzukehren, welche der Perſönlichkeit deſſen, mit dem er unterhandelte, angemeſſen waren. Andere hielt er zurück: ſelbſt ſeine Vertrauteſten, ſeine Brüder erfuhren ſie nicht von ihm. Auf ſein Wort, ſeine Zuſage hätte man ſich nicht verlaſſen dürfen: wir bemerkten, durch welche armſelige Ausflucht er ſich der Bedingungen, die er beim Abſchluß des Vertrags von Nemours eingegangen, überhoben glaubte. Regelmäßige Vorbereitung liebte er auch in politiſchen Dingen nicht; in der Unordnung und dem Tumult ward ihm wohl: er erwartete alles von ſeiner Popularität und ſeinem Glücksſtern.

Ueber den König gewann er dadurch eine gewiſſe Ueberlegenheit, daß dieſer einſt als Prinz derſelben Partei mit ihm angehörte: mit einander hatten ſie die Waffen gegen die Hugenotten getragen, die Bartholomäusnacht vorbereitet; die erſte Ligue, von 1576, war ihr gemeinſchaftliches Werk. Seitdem hatte der König eine andere Politik ergriffen: indem Guiſe ſich gegen dieſelbe erhob, fand er eine gewiſſe Sympathie in den Jugenderinnerungen des Königs, in den ehedem bekannten ſtreng kirchlichen Grundſätzen, von denen ſich Heinrich III. noch nicht losreißen konnte. In den Herzog dagegen war alles aus Einem Stück: Herkunft, Ueberzeugung, Parteiſtellung, religiöſe und politiſche Abſicht.

Damals war der Hader aufs neue zwiſchen ihnen ausgebrochen; Guiſe hatte dem König Bedingungen geſtellt, deren Gewährung das Uebergewicht ſeiner Partei in Frankreich vollendet hätte: auch die Entfernung des Günſtlings, der eben

nach der Normandie gegangen war, um ſie ſelbſt in Beſitz zu nehmen, hatte er gefordert; er war entſchloſſen, ſeine Sache durchzuſetzen. Der König hatte ihm ausdrücklich die Weiſung gegeben, nicht nach Paris zu kommen. Auf die Aufforderung der Stadt, in dem dringend ſcheinenden Augenblick, aus Beſorgniß und Ehrgeiz beſchloß er, auf dieſes Verbot keine Rückſicht zu nehmen: mit geringem Gefolge, denn eines großen bedurfte er nicht, erſchien er daſelbſt am 9. Mai 1588.

Er ſtieg bei dem Palaſt der Königin Mutter ab, zu der er nicht ohne Verhältniß war. Catharina, der im erſten Augenblick alles, was geſchehen konnte, vor die Seele trat, erzitterte, als ſie ihn erblickte. Auf ihre Frage, was ihn ſo unerwartet herführe, antwortete er mit einiger Heftigkeit, er höre, man wolle die Katholiken überfallen, ſie einſt in einer Nacht niedermachen; er komme, um ſie zu vertheidigen, oder mit ihnen zu ſterben. Man hat zwar geſagt, daß er ſich auch gegen den König ſelbſt ſo rückſichtslos geäußert habe, aber der glaubwürdigſte Bericht weiß davon nichts. Heinrich III. ſah Guiſe zuerſt bei der Königin, ſeiner Gemahlin; ſich zuſammennehmend, gedachte er vor allem Epernons, der ſein Freund ſei und der deßhalb auch einen Anſpruch auf die Freundſchaft Guiſe's habe. Da müſſe, verſetzte Guiſe, Epernon erſt den Unterſchied anerkennen, der zwiſchen ihnen beiden von Natur und durch ihre Herkunft obwalte; dann könnten ſie Freunde ſein.[1] Zwiſchen König und Herzog hätte noch Niemand, der ſie beiſammen ſah, ein ernſtes, dem Ausbruch nahes Zerwürfniß bemerken können; noch bei der Abendtafel am 11. Mai

[1] So berichtet der Nuncius an Sixtus V.; es iſt eine Verſion, die ſich doch wenigſtens auf einen namhaften Zeugen gründet, und welche die größte innere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat.

verſah Guiſe ſeinen Dienſt als Oberhofmeiſter mit allem Anſchein zufriedener Unterthänigkeit. Aber jeden Augenblick wuchſen Unruhe und Beſorgniß durch die Ankunft eifriger und angeſehener Liguiſten, wie der Erzbiſchof Espinac von Lyon einer war, und durch die unermeßliche Popularität, deren ſich Guiſe erfreute. Es iſt damals geweſen, daß eine Alte ſich durch die Maſſe drängte und ihm ſagte, ſie wolle nun gern ſterben, da Gott ihr die Gnade erwieſen, noch ihn, den Retter, mit ihren Augen zu erblicken. Ein Dachdecker ließ ſich mit Lebensgefahr von der Höhe, wo er arbeitete, herunter, um den Herzog, der daſelbſt vorüberkam, in der Nähe zu ſehen. Was ſollte geſchehen, wenn die Adreſſe von Soiſſons unter dieſen Umſtänden überreicht wurde, und ſich Guiſe zum Dollmetſcher der allgemeinen Wünſche machte? Wie hätte der König wagen können, Widerſtand zu leiſten; die allgemeine Stimme hätte ihn überwältigt.

Ich finde nicht, daß Guiſe zunächſt mehr beabſichtigt, oder daß er auf Anwendung der Gewalt gedacht habe. Auch der König war davon weit entfernt. Aber die Anweſenheit ſo vieler zweideutiger Fremden und die Unzuverläſſigkeit der Bürgermiliz, von der eine Abtheilung einen wichtigen Poſten ſo eben eigenmächtig verlaſſen hatte, bewog das Conſeil in einer Sitzung, die am Abend des 11. Mai gehalten ward, und an der Catharina von Medici nicht Theil nahm, zu dem Beſchluß, die Franzoſen und Schweizer, die in den Vorſtädten lagen, in die Stadt einrücken zu laſſen. Wo aber Kräfte ſo feindſeliger Art einander berühren, iſt in Kurzem Niemand mehr des Angriffes oder des Blutvergießens Meiſter. Es waren elf ſchweizeriſche, neun franzöſiſche Fähnlein. Am Morgen des 12. Mai rückten ſie mit ihren Trommeln und

Pfeifen durch die Thore ein, und beſetzten hauptſächlich die Hallen, den Greveplatz, die Brücken und Straßen um das Louvre und in der Cité; auch die von den Bürgern verlaſſenen Poſten wurden beſetzt; mit denen, die ſich in der Stadt befanden, mochten die Truppen etwa 6000 Mann ausmachen. Wie konnte man daran denken, mit einer ſo geringen Macht die große, mit bewaffneten Bürgern erfüllte Stadt zu überwältigen. Paris mochte damals eine halbe Million Einwohner zählen.[1] Aber ihr Erſcheinen machte den Eindruck, als ob die Abſicht eben dahin gehe. „Mehr als hundert ehrenhafte Bürger ſeien zum Tode beſtimmt; ſchon ſeien Henkersknechte in die Stadt gerufen, um die Hinrichtungen zu vollziehen. Bei dem geringſten Widerſtand werde man in die Häuſer eindringen, die Einwohner mißhandeln, die Frauen der Brutalität ſchweizeriſcher Söldner preisgeben.“[2] Alles ſammelte ſich in den verſchiedenen Bezirken zu den Fahnen; einige Capitäne ſind für den König geweſen, aber von ihren Leuten verlaſſen worden; andere ſtellten ſich in den Straßen auf, um ſich dem Vorrücken der königlichen Truppen zu widerſetzen. Unter dem

[1] Bernardino Mendoza gibt in einem während der Belagerung 1590 geſchriebenen Briefe die gewöhnliche Einwohnerzahl auf 550,000 Seelen an, die damals auf 400,000 geſchmolzen ſei.

[2] Von den drei früheſten Berichten: Audacieuse entreprise de M. de Guise, — Amplification des particularités, qui se passèrent à Paris (Mém. de la ligue II, 308—315). — Histoire très véritable de ce qui est avenu dans cette ville de Paris (Preuves de la Satire Ménippée I, 40) iſt der letztgenannte der unterrichtendſte. Man hat geglaubt, er ſtamme von Sainct Yon, einem der liguiſtiſch geſinnten Eſchevins; doch ſind die Nummern 76—83, die von ihm reden, offenbar eingelegt; ſie ſpringen plötzlich, den Zuſammenhang zerreißend, auf den Freitag über, worauf wieder vom Donnerstag die Rede iſt. St. Yon iſt höchſtens der Herausgeber, nicht der Verfaſſer.

wachſenden Tumult wurde die royaliſtiſche Stadtbehörde geſtürzt und eine andere an ihre Stelle geſetzt, welche die Meinungen der Menge theilte. Die ganze Führung gerieth in die Hände der entſchloſſenen Liguiſten. Unter dieſen hat Niemand einen größern Einfluß auf den Gang der Dinge gehabt, als Graf Carl von Briſſac, der Sohn jenes piemonteſiſchen Briſſac, der, wie man ſagt, ein Löwe eine Schaar von Löwen in den Kampf führte. Der jüngere Briſſac war von Heinrich III. vernachläſſigt worden, und wollte ihm ſeinen Werth durch Widerſtand beweiſen. An der Spitze der bewaffneten Bürger ſtellte er ſich in dem ſogenannten lateiniſchen Quartier auf, wo ſich ihm die jungen Leute der Univerſität anſchloſſen. Ihnen entgegen beſetzten die königlichen Truppen ſo eben den Platz Maubert unter dem tapfern Crillon: hätte man dieſem freie Hand gelaſſen, ſo würde er wahrſcheinlich die Oberhand behalten haben; aber er hatte die beſtimmte Weiſung nicht zu ſchießen, und da er in dem dringenden Moment die Erlaubniß dazu nicht bekommen konnte, ſo wich er zurück. Schon längſt war unter den Bürgern ein Plan gemacht, die Stadt, wie in früheren Jahrhunderten durch Ketten, ſo jetzt durch Barricaden zu ſchützen, die in den Bürgerkriegen anderwärts ſchon oft verſucht worden waren. So viel wir wiſſen, war Guiſe ſelbſt nicht für die Anwendung dieſes äußerſten Mittels; Briſſac hat, wie er verſichert, alles angeordnet, geleitet; wenigſtens die erſte Barricade an der Einmündung der Rue Galande in den Platz, von dem Crillon zurückwich, hat er ohne Zweifel errichtet.[1] In

[1] »El papel, que dio el agente de M. de Brissac« in dem Archive von Simancas, enthält die Worte: Le Comte de Brissac contre l'opinion de feu M. de Guise dressa les barricades avec les gentilshommes et le peuple de Paris et dégarnit cinq ou six milles

einem Augenblick geſchah daſſelbe in den benachbarten Quartieren, und hatte entſcheidenden Erfolg. Gegen Mittag waren die Truppen allenthalben von einander abgeſchnitten, von Barricaden eingeſchloſſen, die Bürger allenthalben die Meiſter. Schon ſagte der Befehlshaber der Truppen, Marſchall Biron, dem König, jede Straße ſei eine Stadt, die man erobern müſſe. Biron begab ſich zu Fuß mit wenigen Begleitern vor eine der großen Barricaden, um zum Frieden zu reden: da er aber die Forderungen, die man machte, nicht gewähren wollte, erlebte er, daß die Gewehre auf ihn ſelbſt angelegt wurden. Das Verlangen der Menge ging vor allen Dingen auf die Entfernung der ſämmtlichen Truppen: und wieder war es Briſſac, der den Anfang machte, ſie zu erzwingen. An der Spitze der Bewaffneten des Platzes Maubert forderte er die Schweizer auf, ihre Lunten auszulöſchen, und eröffnete, da ſie es verweigerten, zugleich von hier und in ihrem Rücken in der Rue St. Jacques den Angriff.[1] Bald ſtreckten die Schweizer die Hände aus; ihre Roſenkränze zeigend, um zu beweiſen, daß ſie katholiſch ſeien, flehten ſie in ihrem gebrochenen Franzöſiſch um Gnade, und ließen ſich entwaffnen. So ging es auch auf dem Marché neuf. Unter dem Geläute der Sturmglocke drang man überall auf die Truppen in den Poſten, die ſie eingenommen hatten, ein. Um ſie nur zu retten, mußte endlich der König den Befehl geben, ſie um das Louvre her zuſammenzuziehen. Schon

hommes de guerre — qu'il confesse être arrivé comme par miracle.«

[1] Jamais on ne vit chose mieux conduite, ny plus heureusement succéder. Lettres d'Et. Pasquier liv. XII, p. 334.

ließ ſich aber auch dieß nicht ſo leicht ausführen; der König ſelbſt mußte ſich nach ſeinem Feinde Guiſe umſehen.

Am Morgen des Tages hatte ſich Guiſe in ſeinem Palaſt zur Vertheidigung angeſchickt. Der Garten war voll Waffen, das ganze Erdgeſchoß voll von Bewaffneten; in dem Hofraum bildeten ſeine Freunde von Adel, die ſich für ihn ſchlagen wollten, Spalier.[1]

Gegen Mittag war ſchon an keinen Angriff mehr zu denken; man ſah Guiſe in den nächſten Straßen unter der zu beiden Seiten geſchaarten Menge, mit dem Erzbiſchof Espinac auf- und abgehen. Von Zeit zu Zeit kamen ihm Botſchaften aus der Mitte der Stadt; er zeigte in ſeinem Geſicht eine Freudigkeit, welche die Zuverſicht des Sieges ausſprach.[2]

Nun aber war alles entſchieden. Von dem Hofe ſelbſt zu Hülfe gerufen, begab er ſich nach dem Kampfplatz; zu Pferd, aber ohne Küraß noch Waffen, einen Stab in der Hand. Wo er ſich zeigte, beruhigte ſich die Menge. Er befreite zuerſt die franzöſiſchen Garden aus dem Hauſe, nach welchem man ſie zuſammengedrängt hatte, dann die Schweizer auf dem Marché neuf, dann die Uebrigen. Unter ſeiner und ſeiner Freunde Führung konnten ſie ſich nun um das Louvre ſammeln. An Guiſe nahm man auch jetzt keine Spur von Hoffart und Ueberhebung wahr. Er beklagte ſich nur, daß

[1] So fand ihn Luigi Davila, der von der Königin zu ihm geſchickt war und dem er ſeine Vorbereitungen ſelbſt zeigte. Davila Historia 496.

[2] So ſah ihn der junge Aug. de Thou, der Geſchichtſchreiber: »mihi videri in vultu Guisii ac suorum eam fiduciam et serenitatem oris cernere« etc. lib. 91 III. 187. Der Palaſt iſt das heutige Hotel des Archivs. Es hatte einſt dem Connetable Cliſſon gehört und war von der Mutter Guiſe's im Jahr 1553 gekauft worden; ſpäter ging es an die Prinzen von Soubiſe über.

man ihm dieſe Mühe mache, denn wer das Feuer angezündet habe, ſolle es billig auch auslöſchen. Selbſt erbitterte Gegner behandelte er mit der zuvorkommenden Höflichkeit, die ihm eigen war; Gefahr und Sieg kamen ihm im Grunde gleich unerwartet.

In der Stadt meinte man, damit werde nun alles vollendet ſein, Guiſe werde fortan neben dem König herrſchen. Man gab dieſem den Rath, mit dem Herzog, dem Gouverneur der Stadt und etwa ſeiner Mutter durch die Straßen zu reiten, und das Volk in Güte zur Abtragung der Barricaden ermahnen. Aber ſollte er ſich wirklich in das Geſchehene fügen, die Macht des verhaßten Factionshauptes und den Hohn der Menge ertragen? Wer konnte verſprechen, daß die Sachen auf dem Punkt, auf den ſie gelangt waren, ſtehen bleiben würden? Schon ſagte man dem König, um Briſſac ſammle ſich abermals in der Nähe der Univerſität ein bewaffneter Haufe, um das letzte Thor, das noch nicht eingenommen war, in der Nähe des Louvre zu beſetzen, und dieſen Palaſt vielleicht ſelbſt anzugreifen.[1] Sollte er erleben, geradezu in die Gewalt ſeiner Feinde zu gerathen? Er entſchloß ſich zuletzt, den Augenblick, wo die Schlüſſel dieſes Einen Thors, der Porte neuve, noch in ſeiner Hand und die Gegner noch nicht vor dem Louvre erſchienen waren, zu benutzen und die Stadt zu verlaſſen. Mit den Hofleuten und Räthen, die

[1] »ho saputo,« ſagt der König dem Nuncius, »che il Sr. de Brissac raunava gente nell' universita de scolari per muoversi verso il palazzo regio et impradonirsi della porta nuova, onde io rimaneva assediato et in potere di miei nemici, nelle mani di quali era resoluto di non cadere.« Die Porte neuve befand ſich zwiſchen Louvre und Tuilerien nahe am Quai. Dulaure, Hist. de Paris V, 45.

ſich mit ihm hatten zu Pferde ſetzen können, begab er ſich nach Chartres.

So vollzog ſich ohne vielen Kampf dieſes große Ereigniß. Die Stadt, welche einſt die Hugenotten ausgeſtoßen und alsdann auf den Antrieb des Hofes, diejenigen, welche ſich in ihre Mitte gewagt, ſo gräßlich vertilgt hatte, wendete nun ihre Waffen gegen den König ſelbſt. Der Prinz, der die Bartholomäusnacht hatte provociren helfen, ſah als König die populäre Bewegung gegen ſich ſelber gerichtet; ſie entwaffnete ſeine Truppen, er mußte vor ihr aus den Mauern weichen.

Er war ſo gut katholiſch, wie ſie; er hatte der Stadt, wie er ſelbſt einſt ſagte, mehr Gutes gethan, als zehn ſeiner Vorgänger zuſammengenommen. Empfangene Wohlthaten aber feſſeln niemand, der nicht die Ader der Dankbarkeit in ſich hat, und am wenigſten die Menge, in der, wenn auch das Ganze zu blühendem Zuſtand gelangt, doch ein jeder ein eigentliches Gefühl nur von dem hat, was ihm ſelber noch fehlt. Zum Theil durch ſeine Schuld, zum Theil ohne dieſelbe hatte der König ſeine perſönliche Autorität eingebüßt: vor allem aber ſtieß er durch ſeine Politik der Duldung und des Friedens mit der populären Meinung zuſammen. Dieſes einmal aufgerufene, ſiegreich gebliebene, ſelbſtändig gewordene, ſtreng katholiſche Element, ſtrebte zur unbedingten Herrſchaft auf. Es glaubte ein kirchliches und politiſches Recht zur ausſchließenden Exiſtenz in Frankreich zu haben. Daß der König andere Rückſichten nehmen müſſe, gegen die Parteibeſtrebungen eines mächtigen Hauſes, gegen den Einfluß einer fremden Macht, davon hatte die Menge, welche von fanatiſchen, durch die Partei beherrſchten Predigern vorwärts getrieben

ward, kein Gefühl, keine Ahnung. Sie folgte blindlings ihrem Guiſe, der im Solde der Spanier ſtand.

Wäre Heinrich in Paris geblieben, ſo würde er, wenn nichts ſchlimmeres erfolgt wäre, im Sinne der Stadt und des Siegers haben regieren müſſen. Da er ſich gerettet hatte, und im Lande noch als König anerkannt wurde, ſo war wenigſtens noch Unterhandlung möglich.

Die Stände von Blois 1588.

Nur eben als Unterhandlung kann man die Berathungen der Stände betrachten, zu denen der König ſofort die Einladungsſchreiben ergehen ließ, und die ſich im Spätjahr 1588 in Blois verſammelten.

Im Voraus hielt der König für nöthig, die Ideen ſeiner Feinde gleichſam zu adoptiren und ſich ihnen zu unterwerfen. In einem neuen Edict, das im Juli 1588 erlaſſen wurde,[1] verſpricht er, die Ketzerei zu vertilgen und fordert ſeine Unterthanen zu der eidlichen Verpflichtung auf, nach ihm niemals einen König annehmen zu wollen, der ein Ketzer ſei oder die Ketzer begünſtige. Auch noch einen andern Eid aber forderte er von ihnen; ſie ſollten ſchwören, von allen andern Verbindungen und Verſtändniſſen, innerhalb und außerhalb des Reiches, abzuſtehen. Er wollte das Wort Ligue nicht mehr hören; unter Union verſtand er die geſetzmäßige Verbindung der katholiſchen Unterthanen mit ihrem katholiſchen Könige. Er

[1] Edit du roi sur l'union de ses sujets catholiques. Mém. de la Ligue II, 366. Articles accordés au nom du roi lb. III, 52.

gewann es über ſich, in dieſer Vorausſetzung über die Vorgänge in Paris Amneſtie auszuſprechen, Guiſe erhielt ſogar Begünſtigungen und ward, als er an den Hof kam, auf gnädige Weiſe empfangen; Epernon verlor ſein neues Gouvernement und ward entfernt, das geſammte Conſeil des Königs, weil es mit der bisherigen Staatsverwaltung unauflöslich verknüpft erſchien, entlaſſen. In der Verſammlung der Stände ſollten alle Fragen frei erörtert und neue Formen der Regierung feſtgeſetzt werden.

Der König rechnete darauf, als die Stände im October zu Blois zuſammenkamen, daß die freien Wahlen auch Nichtliguiſten in die Verſammlung gebracht haben und daß dieſe ſeinen Vorſtellungen ein williges Gehör leihen würden: ich wüßte nicht, daß irgend ein franzöſiſcher König eine merkwürdigere Rede gehalten hätte, als die iſt, mit welcher Heinrich III. dieſe Stände eröffnete. Sie wird von dem Gefühl belebt, als laſſe ſich noch eine Verſtändigung in katholiſchem und monarchiſch-ſtändiſchem Sinne durch Berathung erreichen.

Heinrich III. begann mit einem Lobſpruch auf ſeine Mutter, die auf dem oberſten Tritt zunächſt unter dem Throne ſaß. Er verſprach aufs neue, wie einſt in den Schlachten, ſo auch fortan, die Ketzerei mit Gefahr ſeines Lebens zu bekämpfen; ein ſtolzeres Grab könne er nicht finden, als in dem Ruin der Ketzerei. Ferner ſagte er durchgreifende Reformen in Bezug auf die Finanzen, ſowie auf die Beſetzung der Stellen zu: denn davon hange ſeine Ehre, das Wohlwollen ſeiner Unterthanen, und dann das Heil des Reiches ab; einige Mißbräuche erkärte er auf der Stelle für abgeſchafft. Er beſchwur die Stände, ſich zur Ausrottung aller Unordnungen mit ihm zu vereinigen: bei dem Gedächtniß der alten Könige, ſeiner

Vorfahren, von denen ſie glücklich und ſanft regiert worden, bei dem Namen wahrer Franzoſen, der leidenſchaftlichen Verehrer ihrer natürlichen und legitimen Könige.

„Ich bin," ſagt er, „Euer König, ich bin der einzige, der dieß ſagen darf: in dieſer Monarchie wünſche ich nichts weiter zu ſein, als was ich bin. Die Monarchie iſt die beſte Regierungsform. Der Monarch erbt von ſeinen Vorfahren nicht allein die höchſte Würde, ſondern auch den Eifer, ſie zur Ehre Gottes und zur Erhaltung Aller anzuwenden."

Er fährt fort: man habe ihm wohl geſagt, eine Ständeverſammlung dürfte leicht die königliche Autorität erſchüttern: das gelte aber nur da, wo böſe Abſichten vorwalten; wo dieſe rein ſeien, wie hier, werde eine Ständeverſammlung vielmehr die legitime Gewalt befeſtigen; und ſo habe er trotz aller Einwendungen eine ſolche berufen. Den Zweck der Verſammlung ſetzt er in den guten Rath der Unterthanen und die heilige Entſchließung des Fürſten.[1]

Die Beſchlüſſe, welche man auf dieſe Weiſe faſſen werde, verſpricht er auf die Evangelien zu beſchwören, und nie, unter keinem Vorwand, zu brechen. Es könne zwar ſcheinen, daß er durch dieſe Zuſage der königlichen Gewalt Abbruch thue, welche durch die Geſetze ſelbſt über die Geſetze erhaben ſei, aber er wiſſe, der wahre Edelmuth eines guten Fürſten

[1] »Cette tenue d'états est un remède pour guérir avec les bons conseils des sujets et la sainte résolution du prince les maladies que le long espace de temps et la négligente observation des ordonnances du royaume y ont laissé prendre pied.« — Harangue faite par le roi etc. auch in den Mém. de la Ligue II, 481. Man hat geſagt, daß die Rede nicht ganz ſo publicirt ſei, wie ſie gehalten worden; einige ſtarke Anzüglichkeiten gegen Guiſe ſeien darin geweſen: ich laſſe das dahingeſtellt: die Hauptſache berührt es nicht.

beſtehe darin, daß er ſeine Gedanken und Handlungen den guten Geſetzen gemäß einrichte; ſollte er ja die königliche Gewalt verringern, ſo werde er ſie dafür feſter und dauerhafter gemacht haben."

Es iſt kein Grund vorhanden, den König Heinrich III. bei dieſen Erklärungen einer Unwahrhaftigkeit und Heuchelei zu zeihen. Sein Sinn iſt, das Königthum, deſſen urſprüngliche Unabhängigkeit er feſthält, durch die Unterwerfung unter die von ihm ſelbſt frei angenommenen Geſetze zu beſchränken. So dachte er den alten Streit, der die früheren Jahrhunderte bewegt hatte, und die ſpätern noch bei weitem mehr bewegen ſollte, zwiſchen Monarchie und Ständen, zu vermitteln. In freier Vereinbarung ſoll man die Grundgeſetze des Reiches erneuern oder neu gründen, an welche dann das Königthum durch unverbrüchlichen Eidſchwur gebunden ſein wird.

Noch nie war ein franzöſiſcher König den ſtändiſchen Forderungen näher getreten, als Heinrich III. in Blois. Hätte man ihn nicht bei ſeinen Worten feſthalten, die Schwierigkeiten der Lage benutzen ſollen, um die gegenſeitigen Rechte des Thrones und der Stände auf immer zu beſtimmen?

Aber bei den Ständen herrſchten nicht allein noch viel weiter reichende, ſondern auch auf einem ganz andern Grunde beruhende Ideen vor. Wir lernen ſie beſonders aus den in Paris aufgeſtellten Entwürfen kennen. [1]

Die Erklärung Heinrichs III., daß es kein proteſtantiſches, oder, wie man ſagte, ketzeriſches Königthum in Frankreich geben könne, befriedigte hienach noch nicht: man war

[1] Articles pour proposer aux estats et faire passer en loi fondamentale du royaume bei Cayet Anc. Coll. des Mémoires 55, 193, Michaud, XII, 62.

der Anſicht, wenn ein König auch nur die Ketzerei begünſtige, gleichviel ob direct oder indirect, ſo verliere er damit ſein Recht an die Krone, und das franzöſiſche Volk ſei von dem Eide des Gehorſams, den es ihm geſchworen habe, frei. Um dieß zu begründen, ward folgende Theorie aufgeſtellt. Die Könige ſeien Könige nicht von Natur, ſondern von Gottes Gnaden; d. h. nach einer freilich ſehr unhiſtoriſchen Auslegung, durch die Sanction der Kirche; die Gnade Gottes, die ihnen durch Salbung und Weihe zu Theil werde, gebe ihnen mehr Recht an die Krone, als die Natur und die Geburt: wolle ein König ſich an die Fundamentalgeſetze ſeines Reiches nicht binden, ſo falle ſeine Autorität an die Nachfolger derjenigen zurück, die den königlichen Stamm zuerſt mit der königlichen Autorität bekleidet haben, nämlich an die Stände ſelbſt.[1] Es iſt eine eigenthümliche Zuſammenſetzung von Volksſouveränetät und geiſtlichem Recht, aus welcher ſie das Königthum ableiten. Der König ſoll ohne die Stände weder Krieg erklären, noch Frieden machen, noch Steuern erheben dürfen; ſie ſollen ſeine Vergabungen, ſelbſt ſeine Machttheilungen bekräftigen oder zurücknehmen, ihre Anwälte am Hofe haben, um Beſchwerden ſofort vor das Conſeil zu bringen; in jedem hohen Gerichtshof ſoll eine von den Ständen gewählte Kammer beſtehen, um über die Uebertretungen ihrer Beſchlüſſe und Anordnungen in letzter Inſtanz zu entſcheiden. Gleichſam eine ſtändiſche Hierarchie ſoll den königlichen Gerichtshöfen und dem Geheimenrathe überall eingreifend zur Seite ſtehen.

Zwei Syſteme der beſchränkten Monarchie treten hier einander gegenüber, beide katholiſch und auf Reform der

[1] l'autorité, de la quelle ils ont premièrement revestu leurs roys, leur seroit devolue.

Mißbräuche gerichtet, und in ſo fern nicht von Grund aus im Widerſpruch, aber doch durch eine unendliche Kluft getrennt. Die Ideen von Hotmann und von Bodin begegnen einander gleichſam auf einer andern Stufe. Indem der König die urſprünglichen und angebornen Rechte des Königthums aufrecht zu erhalten ſucht, und jede Beſchränkung von ſeinem eigenen Entſchluß, die Feſtigkeit derſelben von ſeinem Eid abhängig macht, nehmen die Stände alle urſprünglichen Rechte für ſich ſelbſt in Anſpruch, mit deren Ausübung der König von ihnen, unter Sanction der Kirche, betraut worden ſei, ſo daß ihnen der größte Antheil daran und eine Aufſicht darüber zukomme.

Das ſind eben die Gegenſätze, welche einander in den europäiſchen Monarchien ewig widerſtreben.

Hätte es von den ſtändiſchen Berathungen abgehangen, welches Syſtem fortan in Frankreich herrſchen ſollte, ſo wäre die Entſcheidung nicht zweifelhaft geweſen. In dieſen Ständen waren nur Ideen der Ligue repräſentirt. Als zuerſt von der Möglichkeit die Rede war, daß auch andere als die ſtreng katholiſchen Meinungen daſelbſt hervortreten könnten, hatte Guiſe laut erklärt, daß ſeine Freunde in den Provinzen das zu verhindern wiſſen würden. Zum Vorſitz wurden in allen drei Ständen eben die eifrigſten Anhänger derſelben gewählt; von den Geiſtlichen der Cardinal Guiſe, von dem Adel der Graf von Briſſac, den wir bei den Barrikaden kennen gelernt haben, von dem dritten Stand eines der eifrigſten Mitglieder des Rathes der Zehn, der Prevot des marchands, Marteau. Auch die Anträge der Stände entſprachen in jeder Beziehung den liguiſtiſchen Ideen.

Der erſte und vornehmſte ging auf die unbedingte Gültigkeit

der ſtändiſchen Beſchlüſſe. Die Parlamente ſollten dieſelben nicht mehr zu verificiren, ſondern nur zu registriren haben. Hauptſächlich aber, ſie ſollten dem königlichen Conſeil nicht erſt zur Begutachtung übergeben, ſondern wie beſchloſſen, ſo ſollten ſie publicirt werden. So ſei es in Polen und Schweden, in England und bei andern benachbarten Nationen herkömmlich. Der König bemerkte, daß doch zum Beiſpiel in Spanien, wo die Könige nie ſo viel Autorität gehabt, wie die franzöſiſchen, das Verfahren ein anderes ſei: er ließ Verhandlungen der Cortes abdrucken, wo den Beſchwerden der ſtändiſchen Deputirten zur Seite, die Beſcheidungen des Königs erſchienen: welche Ehrfurcht herrſchte in dieſen Schriften gegen das Königthum! Aber es läßt ſich denken, daß damit Niemand widerlegt zu ſein glaubte.

Ein weiterer Anſpruch der Stände war die Aufſicht über die Finanzen. Um die Gewaltſamkeiten und Erpreſſungen der Partiſanen und anderer Finanzbeamten zu ſtrafen, ſollte eine Unterſuchungskammer von überwiegend ſtändiſcher Organiſation ernannt werden. Der König möge dazu ſechs Mitglieder, die Ständeverſammlung achtzehn ernennen. Auch der Staatsanwalt ſolle von den drei Ständen gewählt werden, und zwar müſſe dieß ein zuverläſſiger und rückſichtsloſer Mann ſein, dem die begangenen Uebergriffe mit den Namen der Schuldigen aus allen Provinzen berichtet werden ſollten. [1]

Man kam dann auf die unmittelbar zu gewährenden Erleichterungen, und da wurden nun die durchgreifendſten

[1] »et que la nomination d'un procureur général seroit faite par les trois ordres, pour faire choix d'un homme roide et entier, qui auroit un substitut en chaque province de la France etc.« Des Et. gén. XV, 41.

Maßregeln vorgeſchlagen. Alle veräußerten königlichen Domänen ſollten den Käufern wieder abgenommen werden, nur gegen eine der von ihnen wirklich gezahlten und noch nicht durch die Erträgniſſe wieder empfangenen Summe entſprechende Rente; die unter dieſer Regierung eingeführten Zölle ſollten unverzüglich abgeſchafft ſein, ſowie alle anderen außerordentlichen Abgaben, ausgenommen die Taille; aber auch dieſe ſollte auf die Summe, die ſie unter Franz I. und mit der Zeit auf die, welche ſie unter Ludwig XII. ertragen, zurückgebracht werden. Es leuchtet ein, daß hierdurch die Staatscaſſen mit Einbußen ohne Maß bedroht wurden. Der König ſtellte vor, in welcher Lage er ſich bereits jetzt befinde, wie wenig Gnaden er ſeiner Umgebung zufließen laſſe: er zeigte ihnen ſeine Kleider, deren jedes ihm drei Monate dienen müſſe; gewiß ſei er kein Verſchwender mehr: nur auf kleinen Fuß werde er ſeinen Hofhalt einrichten; wenn zwei Kapaunen für ſeine Tafel zu viel ſeien, ſo werde er ſich mit einem begnügen: ſchon jetzt habe er keinen Sou übrig; es fehle zuweilen an dem nöthigen Geld, um einen Courier abzufertigen: wolle man die Auflagen, die man abſchaffe, nicht erſetzen, ſo heiße das ihn zu Grunde richten; was aber dem König geſchehe, geſchehe allen. Aber die Stände blieben dabei, denn das Wohl des Volkes ſei das oberſte Geſetz; ſie drohten, Blois zu verlaſſen, wenn er nicht einwillige. Anfangs December 1588 ſah ſich Heinrich wirklich in der Nothwendigkeit nachzugeben. Obwohl man ihm vorſtelle, ſagte er, daß er auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt zu einem Dogen von Venedig mache, ſo wolle er es doch thun; er wolle entweder ſehr gnädig und gut, oder ſehr hartnäckig und böſe ſein; er bewillige alſo die Herabſetzung der Taille, jedoch unter der Bedingung, daß auf eine andere

Weiſe für die Bedürfniſſe des Staates geſorgt werde. Das jetzige Einkommen möge 9½ Millionen Ecus betragen; wenn man ſeine Schulden übernehme, ſo werde er die Staatsverwaltung mit 5 Millionen beſtreiten können: dieſe wenigſtens möge man ihm verſchaffen. War es aber den Ständen leicht geweſen, das Wünſchenswürdige der Abſchaffung der Auflagen nachzuweiſen, ſo ging es über ihre Kräfte und Einſichten, dieſelben zu erſetzen. Sie geriethen auf den Einfall, durch perſönliche Bürgſchaft der reichſten Mitglieder der Ständeverſammlung das öffentliche Einkommen zu decken: die Wahrheit zu ſagen, ein republikaniſcher Gedanke: nur daß es keine Menſchen gab, die Republikaner genug geweſen wären, um ihn auszuführen. Die Subſcriptionen, die man zuſammenbrachte, fielen ſehr dürftig aus. Schon damals wollte Jeder von dem Staate leben, nicht mit perſönlichen Opfern ihn erſt möglich machen. Natürlich entſtand die größte Verlegenheit; alles gerieth in Stocken, alles ward gelähmt.

Den Zuſtand der Hülfloſigkeit, der hiedurch eintrat, machte ſich der Herzog von Savoyen zu Nutze, der gleich beim Beginn dieſer Irrungen mit Philipp II. in das engſte Verſtändniß getreten war,[1] um das ihm ſo wohlgelegene, damals franzöſiſche Saluzzo zu überziehen und in Beſitz zu nehmen.

In der Ständeverſammlung äußerten Einige die Meinung, daß man alles andere bei Seite laſſen und zuerſt den Herzog, der bei ſo unverhältnißmäßig geringerer Macht Frankreich zu beleidigen wage, dafür nach Gebühr beſtrafen müſſe. Es iſt falſch, zu behaupten, daß Guiſe mit dem Herzog zu

[1] Ende März 1585 war er in Spanien. Ha lasciato, ſagt der venetianiſche Geſandte von ihm, als er wieder abgereist war, opinione in tutti non piu di Piemontese ma di Spagnolo.

dieſem Unternehmen recht eigentlich einverſtanden geweſen ſei; er fand es wenigſtens ſehr unzeitig. Aber da ſich Savoyen zu der großen liguiſtiſchen Partei in Europa hielt, zu der der König von Spanien und damals noch Sixtus V. gehörten, ſo hatte Guiſe keine Luſt, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, was der Politik eine ganz andere Wendung gegeben hätte.

Vielmehr war der Sinn der herrſchenden Partei in den Ständen, unter Guiſe's Führung den Krieg gegen die Hugenotten und den König von Navarra mit aller Kraft zu erneuern. Sie wollten nichts davon hören, daß dieſer Fürſt ſchon um der Form willen noch einmal zur Rückkehr in den Schooß der katholiſchen Kirche aufgefordert werden müſſe; oft genug ſei er aufgefordert worden, aber immer vergeblich: da er die Waffen in der Hand habe, ſo ſei nicht mehr mit ihm zu unterhandeln. Sie erklärten Heinrich von Bourbon für einen notoriſch in die Ketzerei Zurückgefallenen, welcher der Beleidigung der göttlichen und menſchlichen Majeſtät ſchuldig, der Thronfolge unwürdig geworden, ſammt ſeinen gegenwärtigen und künftigen Erben aller Gerechtſame eines Prinzen verfallen ſei, und drangen in den König, ihn auch aus ſeinem Gouvernement Guienne zu entfernen.

Wegen der Koſten zu dieſem Kriege waren ſie nicht verlegen; ſie meinten, daß die Güter der Proteſtanten eingezogen und dazu verwendet werden ſollten. Schon legten ſie einen Entwurf vor, wie in jeder Hauptſtadt eines Amtsbezirkes ein angeſehener Bürger als Empfänger der aus dem Verkauf der Güter zu gewinnenden Geldſummen aufzuſtellen wäre. [1]

[1] Que tous hérétiques de quelque état, qualité ou condition, qu'ils soient, soient punis de peines indictes et portées par les ordonnances des défunts rois François I. et Henri II. et leurs

Der dritte Stand, der Anfangs Bedenken trug, die Bezeichnung des Königs von Navarra als Ketzer zu billigen, worüber dem Laien kein Urtheil zuſtehe, nahm dieſes Wort zuletzt an, weil es den Verluſt der Güter und des Erbrechtes in ſich ſchließe. Auf eine allgemeine Confiscation der Beſitzthümer der Proteſtanten war es abgeſehen, nach den ſtrengſten Satzungen des Kirchenrechtes, wie ſie einſt gegen die Albigenſer ausgeführt worden waren.

In alle dem hatte nun Heinrich von Guiſe ſeine leitende Hand. Wie war ſchon ſeine Haltung aufgefallen, als er bei der Eröffnung der Stände in ſeiner Eigenſchaft als Grandmaitre zu den Füßen des Thrones ſich niedergelaſſen hatte, und die Anweſenden mit dem Blicke eines der allgemeinen Bewunderung und Hingebung ſicheren, gebietenden Parteihauptes maß. Er war Meiſter ſowohl in den Ständen als in dem Conſeil des Königs. Die Führer der Erſteren beriethen ſich mit ihm über jeden Schritt, den ſie thun wollten; in dem Conſeil wagte Niemand ihm zu widerſprechen. Er ſtützte ſich gewaltig auf die großen, zugleich geiſtlichen und volksthümlichen Ideen, welche die abſolute Regierung durch Geburtsrecht ausſchloſſen. Wohin gingen da ſeine Entwürfe? War es wirklich, was man behauptet hat, ſein Ehrgeiz, den König zu verdrängen, ihn in ein Kloſter zu ſperren, wie einſt die Carolinger, von denen er abzuſtammen behauptete, den letzten merovingiſchen König. In einer unmittelbar vor dieſer Ständeverſammlung an Guiſe gerichteten Schrift[1]

biens employés au frais de la guerre etc. etc. Cahier du tiers état. Etats gén. et autr. ass. nat. Tom. XV. p. 156.

[1] Instruction à M. de Guise retourné en cour par l'Archevesque de Lion, ungefähr im Aug. 1588. Bei den Memoiren von Villeroy 1665 II, 266.

kommt eine Erinnerung an Carl Martel vor, der, nachdem er ſich zur Würde eines Majordomus erhoben, dieſelbe zur Stufe gebraucht habe, um zu weiterer Größe emporzuſteigen; als Privatmann geboren, habe er ſeine Kinder als Könige zurückgelaſſen. War es in der That ein ſo hohes Ziel, die Gründung einer neuen Dynaſtie, was Guiſe verfolgte? Ich glaube behaupten zu dürfen, daß dieß nicht der Fall war. Jener Moreo, welcher die erſten Unterhandlungen mit den Guiſen geführt hat, verſichert, daß Guiſe dem König von Spanien verſprochen habe, nach der franzöſiſchen Krone ſelbſt nicht zu ſtreben,[1] ſei es nun, daß Philipp II. ſeinem eigenen Hauſe einen Anſpruch dieſer Art vorbehielt, oder daß ihm die Erhebung eines Privatmannes zur Krone auch in einem Verbündeten noch mißfiel. Genug Guiſe, der den König von Spanien keinen Augenblick entbehren konnte, war durch ein demſelben geleiſtetes Verſprechen gefeſſelt. Sein Ehrgeiz war überhaupt nicht der hochfliegende, zu dem die Phantaſie hinreißt, ſondern der ruhige und praktiſche eines Menſchen von Geiſt, der nur immer das Nächſte zu erreichen ſucht, von Poſition zu Poſition ſchreitet, und ſich von den Dingen ſelbſt weiter führen läßt. Auch ſah der König einen Nebenbuhler weniger ſeiner Würde, als ſeiner Macht in ihm. Er ſetzte voraus, daß Guiſe nach der Stelle eines Connetable trachte, und ſich dieſelbe nöthigenfalls auch von den Ständen übertragen laſſen werde, um dann in dieſer Eigenſchaft auf ihr Geheiß jenen Verfolgungskrieg gegen die Hugenotten zu unternehmen. Der König fürchtete gezwungen zu werden, in der Mitte ſeiner

[1] Er ſagt in Rouen den verſammelten Liguiſten que uno de los articulos de la capitulation era, que el dicho M. de Guisa no avia da intentar alla corona. (Papiere von Simancas.)

Rebellen nach Paris zurückzukehren, und hier als ein Werkzeug ihrer Pläne zu dienen.

Schon erlebte man in Blois höchſt außerordentliche Scenen. Eines Nachmittags kam es im Schloßhofe zu einem blutigen Gerauſe zwiſchen den Pagen beider Parteien. Guiſe war gerade bei der Königin Mutter; indem das Getümmel das Schloß erreichte, erſchienen einige ſeiner Freunde, um ſeine Befehle zu empfangen. Er ſaß auf einem Schemel am Camine, veränderte keine Miene, ſah ſich nach Niemand um, ſeine Augen blieben immer nach dem Feuer gerichtet. Indeſſen wappnete ſich der König in ſeinen Zimmern mit dem Panzer; er glaubte nicht anders, als daß der Nebenbuhler ihm ans Leben wolle.

So ſtanden dieſe Dinge. Mit ſeinen Ideen von einer durch Geſetze ſich ſelber beſchränkenden, den Gedanken der Monarchie feſthaltenden Macht war Heinrich III. nicht durchgedrungen. Alle Beſchlüſſe der Stände waren im Sinne einer Beſchränkung, welche die Summe und den Urſprung der Macht aus einer andern Quelle herleitet: er nahm eine ſyſtematiſche Vernichtung ſeiner Autorität wahr und ſollte zu Dingen fortgeriſſen werden, die ihm eben am allerwiderwärtigſten waren. Noch einmal ſuchte er Guiſe umzuſtimmen. Bei einem Spaziergang im Garten ſprach er ihm von den beiden wichtigſten der vorgelegten Forderungen — der Annahme der ſtändiſchen Beſchlüſſe ohne Erwägung derſelben im königlichen Conſeil und dem Kriege gegen Heinrich von Navarra, ohne erneuerte Aufforderung, zur katholiſchen Kirche zurückzukehren — und ſuchte ihm zu beweiſen, daß es unmöglich ſei, dieſelben zu genehmigen. Guiſe blieb nicht allein unerſchütterlich bei ſeiner Meinung, ſondern er zeigte ſich gereizt; er ließ ein Wort von den geheimen Einflüſterungen fallen,

denen der König ſein Ohr leihe, wobei ein regelmäßiger Gang der Geſchäfte unmöglich ſei, und drohte mit ſeiner Entlaſſung.[1] Leicht würde dieſe das Signal zu einer allgemeinen Erhebung gegen den König ſelbſt geworden ſein. Heinrich III. hielt an ſich, ſo lange er mit Guiſe ſprach; als er wieder in ſeinem Zimmer war, gab er ſich einer leidenſchaftlichen Aufwallung hin. Das italieniſche Blut wallte auf in ſeinen Adern. Er faßte den Gedanken, ſich hier im Palaſte des Mannes zu entledigen, der ihm perſönlich ſo höchſt gefährlich war.

Ein Traum ſchwebte ihm vor, der einſt einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte: es war ihm vorgekommen, als werde er von den wilden Thieren der Menagerie angefallen; dieſer Traum ſchien ſich ihm jetzt zu erfüllen; in dem Herzog erblickte er den Löwen, von dem er damals zerriſſen zu werden gefürchtet hatte: er dachte ſich gegen ihn zur Wehr zu ſetzen.

Darin beſtärkte ihn nun ſeine vertraute Umgebung. Man wandte das alte Wort eines Papſtes von dem letzten Hohenſtaufen und dem erſten Anjou in Neapel: der Tod des Einen ſei das Leben des Andern, das Leben des Einen der Tod des Andern, auf den vorliegenden Fall an. Man citirte das italieniſche Sprüchwort: mit der Schlange ſtirbt ihr Gift. Man erinnerte den König an die Ermahnung, die ihm vom päpſtlichen Hofe zu Theil geworden, er möge diejenigen zur Strafe ziehen, von denen er beleidigt werde, und führte aus, daß dieß in den gewöhnlichen Formen nicht mehr möglich ſei: obgleich Guiſe eine ganze Anzahl von Handlungen begangen

[1] Cayet Chronologie novennaire bei Michaud Nov. Coll. XII, 78. Ein wenig abweichend Miron Relation de la mort de Mss. de Guise bei Petitot 45, 464.

habe, von denen jede einzelne den Tod verdiene, ſo zähle er doch einen ſo mächtigen Anhang im Reiche, daß der Verſuch eines gerichtlichen Verfahrens gegen ihn nur neue Verwirrungen hervorbringen werde.

Eben dieß ſpricht der König ſelbſt einmal aus. Er fügt hinzu, ſechs ganzer Tage habe er mit ſich gekämpft und nicht zu dem Entſchluſſe gelangen können, dem Herzog ans Leben zu gehen, denn er habe Gott nicht beleidigen wollen.[1] Aber endlich habe er erwogen, daß er als König, wozu ihn Gott geſetzt, die Pflicht habe, ſich Gehorſam zu verſchaffen. „Ich habe mich entſchloſſen," ſagt er ein andermal, „lieber ihn tödten zu laſſen, als zu erwarten, daß er mich umbringe."

Einſt war ein Oberhaupt der Hugenotten an eine Stelle gelangt, wo die Ausübung der höchſten Gewalt in ſeine Hände zu fallen ſchien: jetzt ſtieg der Erbfeind derſelben, Vorkämpfer der Katholiken, mit ruhigem Schritt die Stufen des Thrones empor und ſeine Anhänger glaubten, er werde ihn in Beſitz nehmen. Damals entband Catharina, um Coligny zu ſtürzen, den Fanatismus der Hauptſtadt, nach der ſie ihn eingeladen hatte. An Guiſe entſchloß ſich ihr Sohn, in ſeinem Schloß, wo derſelbe ſein Gaſt war, Hand anzulegen.

Guiſe war gewarnt, wie einſt Coligny; wie dieſer, glaubte er zu ſtark zu ſein, als daß man etwas gegen ihn wagen würde. Er kannte die Rachſucht des Königs, aber er hielt ihn

[1] An Moroſini: per sei giorni continui ero stato risolutissimo di non volerlo fare temendo di offendere Dio. Bei Tempeſti II, 135. Das Schickſal Martinuzzi's, Escovedo's und Anderer ſcheint eine Theorie des Jahrhunderts vorausſetzen zu laſſen, nach der ſouveränen Häuptern Dinge dieſer Art erlaubt waren (vgl. St. Prieſt Les Guises, Revue des deux mondes, May 1850 S. 810). Doch ſieht man, daß ſich Heinrich III. nicht eigentlich darauf bezog.

für zu unentſchloſſen, zu feige, um etwas gegen ihn zu unternehmen. Und ſollte man es verſuchen, ſagt er in einem ſeiner Briefe, ſo werde ich meine Sache noch gewaltiger durchführen, als in Paris: ſie mögen ſich vor mir hüten. Gegen geheime Nachſtellungen glaubte er durch den perſönlichen Einfluß, den er ſich ſelbſt in der nächſten Umgebung des Königs verſchafft hatte, geſichert zu ſein. In ſeiner Natur lag eine gewiſſe Sorgloſigkeit. Indem er ſeinem König die Spitze bot, unterhielt er doch ein Verhältniß verbotener Liebe, das ihn ebenfalls beſchäftigte. Wie hätte er eine Ahnung davon haben ſollen, daß von ſeinem eigenen Bruder, Mayenne, die dringendſte Warnung vor ihm und ſeinem Vorhaben an den König gelangte?[1] Unbekümmert um geheime oder offene Gegner, ſchritt er daher, trotzend auf ſeine Stellung und Lage, den Gegner verachtend. Indeſſen bereitete dieſer Alles dazu vor, ihn aus dem Wege zu ſchaffen.

Heinrich III. hatte 45 Leibwächter zu ſeiner perſönlichen Sicherheit um ſich, handfeſte Leute, die ihm auf Leben und Tod ergeben waren. Von dieſen wählte er zu der Execution, die er beſchloſſen hatte, diejenigen aus, die ihm durch ihre Waffen oder aus anderen Gründen die geeignetſten ſchienen, und wies ihnen ihren Platz in oder neben ſeinem alten Cabinet an, unfern von dem Zimmer, in welchem das Conſeil ſeine Berathung pflog. Er war des Schlachtopfers vollkommen ſicher. Als Guiſe am Morgen des 23. Dezember in

[1] In der Déclaration contre le duc de Mayenne kommt ausführlich vor, daß Heinrich III. von Mayenne ſelbſt vor dem nahen Ausbruch eines Attentats gewarnt worden ſei, que nous prissions bien garde à nous — que le terme étoit si brief, que s'il ne se hâtoit (der Bote) il étoit bien à craindre, qu'il n'arriveroit pas assez à tems.

dem Conſeil erſchien, ward er nach dem Cabinet gerufen; ſeinen Begrüßungen antwortete die Leibwache, an der er vorüberging, mit einem tiefen Stillſchweigen; als er den Vorhang eröffnete, der zu dem Cabinet führte, ward er mit dem Worte: „Ha, Verräther!“ angefallen, niedergeworfen, und indem er, plötzlich zum Bewußtſein kommend, ſich mit den Händen und Zähnen vertheidigte, denn ſein Schwert konnte er nicht ziehen, wie ein wildes Thier an dem Fuße des königlichen Bettes ermordet. In einem weiter zurückliegenden Zimmer wartete Heinrich der Ausführung ſeines Befehls in Geſellſchaft des Corſen Alfonſo; in dem unteren Geſchoß lag ſeine todtkranke Mutter Catharina Medici; der Lärm drang in den Sitzungsſaal des Conſeils; hier wurde in demſelben Augenblicke auch der Cardinal Guiſe feſtgenommen.

Unwillkürlich erinnert man ſich an das Schickſal des Aetius, der, weil er zu mächtig geworden, aus Furcht und Haß, in dem Palaſt zu Ravenna, von ſeinem Kaiſer und deſſen Umgebung getödtet ward.

Die Verfaſſungen der romaniſch-germaniſchen Reiche, welche den Beſitz der monarchiſchen Gewalt an das Vorrecht des Blutes knüpfen, waren urſprünglich dazu angelegt, den gewaltſamen Kampf um dieſelbe, der die römiſche Welt fortwährend erſchütterte, zu vermeiden, und dem Ehrgeiz der hochſtrebendſten mächtigſten Männer beſtimmte und unüberſteigliche Schranken anzuweiſen. Wenn es doch zu ſolchen Verſuchen kam, ſo ſind dann die gräßlichſten Thaten erfolgt. Ohne Rückſicht auf die kirchliche Würde, ließ der König auch den Bruder des Herzogs, den Cardinal Guiſe hinrichten; er meinte, ein König von Frankreich habe das Vorrecht, daß er nicht excommunicirt werden dürfe.

Catharina Medici, die mit ihrem Sohne nicht einverſtanden war, raffte ihre Kräfte noch einmal zuſammen und machte dem Cardinal von Bourbon, der ebenfalls feſtgehalten wurde, ohne jedoch zum Tode beſtimmt zu ſein, einen Beſuch. Dieſer gab ihr ſelbſt die Schuld: ſie habe nicht ruhen können, bis ſie Alle zur Schlachtbank geführt ſeien. Sie war tief betroffen: unter dem Eindruck dieſer Worte, im Angeſicht der Gefahr, der ihr Sohn entgegen ging, und über welche ſie ſich nicht täuſchte, iſt ſie geſtorben.

Befreit von dem Gegner mochte ſich Heinrich III. einen Augenblick wieder als Herrn und Meiſter fühlen: in ſeiner Nähe, zu Blois, zeigte ſich Alles unterwürfig; aber wie wäre nur möglich geweſen, daß das politiſch-religiöſe Element, das ſein Reich erfüllte, ſich nicht nach einer ſolchen That in noch heftigerer Gährung gegen ihn ſelbſt erhoben hätte?

Das Oberhaupt war gefallen, die Stände waren gefeſſelt, aber der Haß der aufgeregten Populationen brach nun erſt mit vollem und allgemeinem Ungeſtüm hervor.

Ermannung und Kataſtrophe Heinrichs III.

Auf die erſte Nachricht von dem Ereigniß ließen die Gewalthaber zu Paris die Thore ſchließen und hielten Rath unter dem Vorſitze des Herzogs von Aumale. Es war eben in den Weihnachtsfeiertagen; die Prediger begannen das Volk zu erhitzen und die Wuth der Menge ergoß ſich zunächſt gegen die, welche als Freunde des Königs angeſehen wurden, die ſogenannten Politiker in dem Parlamente und unter der

Geiſtlichkeit. In der Sorbonne bekamen die jüngeren, von den Doctrinen der Jeſuiten ergriffenen und von dem Strome der Meinung fortgeriſſenen Mitglieder die Oberhand. Ohne darauf Rückſicht zu nehmen, daß das Recht der Excommunication dem Papſt angehöre, nicht der Facultät einer Univerſität, gab die Sorbonne auf die Anfrage der Stadt den Beſcheid, weil der König zum Nachtheile der katholiſchen Religion den öffentlichen Glauben gebrochen habe, ſo ſei das franzöſiſche Volk von dem ihm geleiſteten Eide der Treue entbunden und berechtigt, ſich gegen ihn zu vereinigen und zu bewaffnen.[1] Hierauf verſagte man dem König ſeinen Titel, und weigerte ſich, ſeine Herolde anzunehmen.

Was aber in Paris geſchah, wiederholte ſich faſt in allen großen Städten des Reiches. In der Picardie erhoben ſich Amiens und Abbeville, in der Normandie Havre und Rouen, in der Champagne Troyes, Rheims, Sens; Burgund, Bretagne und Provence waren faſt einſtimmig in dieſem Sinne; Toulouſe riß die Städte von Languedoc mit ſich fort. Orleans hatte den König noch erſucht, den Gouverneur der Citadelle zu entfernen: als er das abſchlug, warf ſich die Stadt in vollen Aufruhr — ohne ſich um ſeine Drohungen zu kümmern. Bürgermeiſter, Schöppen und katholiſche Einwohner von Lyon beſchloſſen, von Niemand, wer es auch ſei, Befehle zum Nachtheil der heiligen Union anzunehmen; in ihrem Manifeſt erinnern ſie an die Abſetzung Saul's

[1] Wenn Argentré (II. 483) bemerkt, daß ſich in den Büchern der Facultät keine Spur von dieſem Decret finde, ſo wenig wie von vier ähnlichen, ſo rührt das nur daher, daß ſie in den Büchern vertilgt worden ſind. Der Generalprocurator, auf den ſich die Vertheidiger der Sorbonne beziehen, läugnet nicht das Factum, ſondern nur die Schuld: virus novitii ac feri dogmatis a recentibus scholis susceptum. Ib. 489.

durch den Propheten und die Sendung Jehu's gegen Ahab: denn allenthalben waren die Gemüther von jener Miſchung populärer und geiſtlicher Ideen beherrſcht, welche zum Widerſtand zugleich entflammte und zu berechtigen ſchien.

Indeß ſchritt man in Paris, und zwar nicht ohne Antheil des ſpaniſchen Geſandten, zur Errichtung einer neuen Regierung. Am 17. Januar 1589 ward im Hotel de Ville ein allgemeiner Rath der Union aus den katholiſchen Prinzen, einigen der eifrigſten Biſchöfe, den namhafteſten Theologen und Pfarrern, Mitgliedern der Parlamente, des Adels und der Bürgerſchaft zuſammengeſetzt: denn gleichſam einen Ausſchuß aus allen Ständen wollte man haben.[1] Die Deputirten der verſchiedenen Städte nahmen Sitz in demſelben. Der Herzog von Mayenne, der, wenn er noch zuletzt den König vor ſeinem Bruder warnte, doch nicht gemeint hatte, daß dieſer darüber umkommen ſollte, trug jetzt, da dieß geſchehen war, kein Bedenken, an die Spitze der neuen Vereinigung zu treten. Der König machte noch einen Verſuch, ihn und ſein Haus zu gewinnen; und ſehr ausgedehnt und umfaſſend waren ſeine Erbietungen.[2] Allein wie konnte er etwas anbieten, was den Ausſichten entſprochen hätte, welche die Führer der allgemeinen Bewegung im Kampfe gegen ihn faſſen durften? Sein Wort hatte jetzt überdieß allen Credit verloren. Mayenne erwiederte die Anträge, die ihm durch den Mund des päpſtlichen Nuntius geſchahen, mit Invectiven gegen Heinrich III., den er nicht mehr König nannte, ſondern nur einen Elenden, einen

[1] Maheustre et Manant: ils firent élire par le peuple un conseil général de l'union des catholiques.

[2] Von dieſen Unterhandlungen gibt Cayet 418 eine ungefähre, Morosini bei Tempeſti II, 183 genügende Notiz.

Erbärmlichen, der durch ſeine letzte verrätheriſche Handlung jeden Vertrag unmöglich gemacht habe: man müſſe ihn mit offenen Waffen bekämpfen, oder man ſei verloren. In Kurzem ſehen wir den Herzog von Mayenne mit dem Heere der Union gegen ſeinen König vorrücken.

So brach doch endlich der offene Krieg zwiſchen dem König und der Ligue aus; und zwar in einem Augenblick, wo der Erſtere nicht widerſtehen zu können ſchien. Seine ganze Macht beſchränkte ſich auf Blois, Tours und einige feſte Plätze in der Umgegend.

Unermeßlichen Werth hatte für ihn, daß es in Frankreich noch eine Macht gab, die von dieſer allgemeinen Bewegung nicht ergriffen war. Nicht groß war das Heer des Königs von Navarra, es beſtand aus 5000 Mann gewöhnlichen Fußvolks, 500 Hakenſchützen, 500 Reitern, aber es war tapfer, kriegsgeübt, voll Mannszucht und Hingebung; und unter den bewaffneten Schaaren jener Tage erſchien es immer als die bedeutendſte. Von Guyenne her wendete es ſich Anfang März 1589 gegen die Loire. Durch die beiderſeitigen Truppen ging ſofort ein Gefühl, daß ſie nicht mehr Feinde ſeien; wo ſie zuſammentrafen, traten ſie unverweilt in eine Art von Waffenbrüderſchaft. Und wie hätte, da die beiden Fürſten nur noch Einen und denſelben Feind hatten, dieß zwiſchen ihnen ſelbſt lange Anſtand haben ſollen? Am 3. April kam es zwiſchen dem König von Frankreich und dem König von Navarra zu einem Vertrag in der Form eines Stillſtandes auf ein Jahr, der aber eine volle Gemeinſchaft der Intereſſen und der Waffen in ſich ſchließt. Heinrich III. erkannte in dem Beitritt des Oberhauptes der Hugenotten, die ſonſt weit und breit hätten um ſich greifen und die Katholiken

verderben können, einen Beweis von pflichttreuer, ächt franzöſiſcher Geſinnung an. Er kam zurück auf jenen Zuſtand der Pacification, der vielleicht nicht ſeinen Meinungen und Wünſchen, aber ſeiner Natur und dem Zuſtande ſeines Landes am beſten entſprach, und erklärte die freie Ausübung der Religion allenthalben da, wo ſich ſein Verbündeter befinden werde, im Feldlager, ſo wie an beſtimmten Orten in jedem Bezirk des Reiches für erlaubt.[1] Bei der ſelbſtſtändigen Haltung der Befehlshaber jener Zeit war es nicht ohne Schwierigkeit, die Bedingung, welche die Reformirten machten, daß ihnen ein ſicherer Paß über die Loire eingeräumt würde, zu erfüllen. Doch gelang es endlich, Saumur dem damals vertrauteſten Diener Navarra's, Dupleſſis-Mornay, der die Unterhandlung hauptſächlich geführt hatte, zu überliefern; der ſchwur, dieſen Platz für die beiden Könige zu behaupten, und ihn einmal in einem beſſeren Zuſtande zurückzugeben, als er ihn jetzt bekomme.[2]

Ein großes Ereigniß war die erſte Zuſammenkunft der beiden Könige in dem Parke zu Pleſſis-le-Tour. Nicht allein die Fahnen waren vereinigt, ſondern aus alle dem tumultuariſchen Streit erhoben ſich endlich Geſinnungen, in denen man neben einander beſtehen konnte. Heinrich III. erklärte, nicht mehr dulden zu wollen, daß man die Proteſtanten Ketzer nenne; ſo ſei das Wort in alten Zeiten nicht gebraucht worden: wer

[1] Memoires de Mornay I. 906. Was bei Iſambert XIV, 645 als Lettres d'armistice erſcheint, iſt mehr ein Ausſchreiben darüber als der Vertrag ſelbſt.

[2] Nach der Lebensbeſchreibung von Dupleſſis-Mornay 131 erhielt Heinrich die Nachricht bei M. de Meru. In dem Itinéraire an der Ausgabe der Briefe findet ſich nicht, wann er ſich dort befand: es mag den 13. oder 14. April geweſen ſein.

das Evangelium bekenne, der ſei ein Chriſt; kleine Unterſcheidungen ſollten keine Feindſchaft veranlaſſen. Dagegen erneuerten die Proteſtanten die ſtrengen Doctrinen des Royalismus: die chriſtliche Lehre fordere Gehorſam gegen die weltliche Gewalt, der Fürſt herrſche durch den Willen Gottes, Gott lenke deſſen Herz nach ſeinem Willen; wer dem Fürſten widerſtehe, der erhebe ſich gegen das Geſetz Gottes. Sie entſchuldigten die Ermordung der Guiſen, denn das Verbrechen der beleidigten Majeſtät könne nicht mehr geſtraft werden, wenn man es erſt zum Ausbruch habe kommen laſſen; der König ſei nur Gott für ſeine Handlungen verantwortlich. Wie auf der andern Seite die anti-royaliſtiſchen und excluſiv-katholiſchen Doctrinen, ſo verbanden ſich hier Royalismus und Toleranz.

Die Tapferkeit der Hugenotten war es nun zunächſt, welche Heinrich III. vor Mayenne errettete. Wie oft ſind ſie mit ihren weißen Schärpen in den Scharmützeln gerade im rechten Augenblick erſchienen und haben die Sache zu Gunſten des Königs entſchieden.

Indem erlangte der König noch eine andere Hülfe, ebenfalls von der proteſtantiſchen Seite her, aus der Schweiz. Was dort im Jahre 1587 zweifelhaft geweſen war, ob man nicht den König verletze, indem man gegen die Guiſen zu ziehen meine, war es jetzt nicht mehr: die Dinge waren zur Reife gelangt: die Sache der Krone fiel mit der eigenen der proteſtantiſchen Cantone jetzt zuſammen. Denn nachdem ſich der Herzog von Savoyen Saluzzo's bemächtigt hatte, kam er auf den alten Gedanken zurück, ſich Genf und die Waadt zu unterwerfen: man ſah ihn ſeine Beſatzungen in der Nähe verſtärken: der Landesadel regte ſich für ihn, in Lauſanne ward eine gefährliche Verbindung entdeckt, die er unterhielt;

Genf rief die Hülfe der Eidgenoſſen an. Ein außerordentlicher Geſandter des Königs von Frankreich, Harlay de Sancy, in der größten Noth, als man in Blois nicht mehr zu leben hatte, abgeſendet, um ſchweizeriſche Hülfstruppen zu werben, wußte ſich, obgleich ohne Geld, dieſer Umſtände zu bedienen, um ein Bündniß zwiſchen Bern und Genf zu vermitteln, in deſſen Folge ihm eine anſehnliche Werbung verſtattet und von dieſer Stadt ſelbſt eine Geldhülfe bewilligt wurde.[1] Denn das leuchtete den Genfern ein, daß ſie ohne ein ſtarkes Frankreich, das der Macht von Spanien und Savoyen das Gleichgewicht halten könne, verloren ſein würden. Sancy führte ſeine Völker zuerſt gegen Savoyen, eroberte Thonon und das feſte Ripaille; damit glaubte er aber genug gethan zu haben, um den Herzog zu beſchäftigen; und da die übrigen Schweizer Bern nicht übermäßig vergrößern wollten, ſo zeigte ſich das ganze Heer zufrieden, als es plötzlich nach dem obern Rheinlande und, hier mit deutſchen Reitern und Hakenſchützen vereinigt, weiter nach dem inneren Frankreich geführt wurde. Ohne dieſes Zuzugs gewiß zu ſein, hätte Heinrich III. ſchwerlich gewagt, die Loire zu überſchreiten.

Und da er ſich nun nicht hatte unterdrücken laſſen, ſo fand

[1] Ceux de Berne et de Genève desirans prendre cette occasion pour se revancher des torts a eux faits par le duc de Savoye monstrent avoir quelque volonté d'assister le roy en cette affaire et le secourir en sa necessité de quelques derniers comptans et autres inventions necessaires à cette entreprise. Aus den Memoires de Mr. de Sillery, (Manuſcript zu Berlin) aus denen die Lage der Dinge in der Schweiz am beſten erhellt. Von Sancy exiſtirt ein discours fait au roi sur l'occurrence de ses affaires, in welchem er vor allen Dingen ſeine Thätigkeit und ſeine Geſchicklichkeit hervorhebt: was dann ſeit Mezeray in die Geſchichtsbücher übergegangen iſt.

er auch noch eine dritte Unterſtützung in der wiedererwachenden Treue des Adels. Von allen Seiten zogen ihm jetzt katholiſche Royaliſten zu, unter denen man beſonders die wohlgerüſteten Schaaren Epernons bemerkte; bei Pontoiſe ſah der König wieder ein Heer von 40,000 Mann unter ſeinen Fahnen. Sein Herz erhob ſich, vielleicht zum erſtenmal in ſeinem Leben zu entſchiedenen, frei aus ihm ſelbſt kommenden Entwürfen. Er gehört zu den ſardanapaliſchen Naturen, die ſich im Glücke einem verweichlichenden Genuſſe hingeben, in Widerwärtigkeiten aber ermannen. Er nahm ſeinen Weg auf Paris ſelbſt; denn in das Herz müſſe man den Feind verwunden; Paris ſei das Herz der Ligue. Ende Juli erſchien er vor der Stadt, in der Erwartung, (denn er wußte wohl, daß er zahlreiche Anhänger daſelbſt habe) in Kurzem dort einzuziehen und ſich an ſeinen Feinden zu rächen.

Und unmöglich ſchien das ſelbſt denen nicht, die ſich in Paris befanden. Als der König unaufgehalten vorrückte, erhoben die Politiker ihr Haupt und den ſtädtiſchen Magiſtraten ſchien es für rathſam, ſie zu entwaffnen und die Wachen zu verdoppeln. Aber der König eroberte Senlis, Pontoiſe und nahm ſein Lager zu St. Cloud. Hierauf hielt man in der Stadt für nothwendig, ſich der angeſehenſten Politiker perſönlich zu verſichern, man brachte ſie in Klöſtern oder feſten Häuſern unter; den minder gefährlichen, deren Zahl auf 600 angegeben wird, wurde verboten, ihre Wohnungen zu verlaſſen. Auch in der Sorbonne gab es Abweichende: aber im Allgemeinen herrſchten die extremen Meinungen, und es ward noch einmal ein Beſchluß von dem rückſichtsloſeſten, wildeſten Inhalt gefaßt. Nicht genug, daß des legitimen Königs in keinem Kirchengebet

gedacht werden ſollte:[1] man erklärte, es gebe zweierlei Tyrannen, ſolche, die ihre Gewaltſamkeiten nur gegen Privatleute ausüben und andere, die zugleich das gemeine Weſen und die Religion verletzen: von der letzten Art ſei Heinrich III.; nach den Grundſätzen alter, geiſtlicher Lehrer dürfe er von Privathänden getödtet werden. In dieſem Sinne ward auf allen Kanzeln geredet; man forderte einen Rächer für den getödteten Guiſe, man erklärte die Ermordung des Tyrannen für ein verdienſtliches Werk. Oftmals wurden die Reliquien der Heiligen der Stadt, deren Dienſt durch den verrätheriſchen König gefährdet ſei, durch die Straßen geführt. Das Volk folgte zahlreich und mit einer Devotion, die ſelbſt die Spanier in Erſtaunen ſetzte.

Daraus durfte man aber noch nicht ſchließen, daß ſie ſich auch eben ſo tapfer vertheidigen würden. Da die niederländiſche Hülfe nicht erſchien, auf welche der Herzog von Parma Hoffnung gemacht, bemerkte man eine nicht geringe Muthloſigkeit. Die Bürger verweigerten, auf die Wälle zu gehen, und die Soldaten, ſchlecht bezahlt, zeigten ſich unmuthig. Manche gingen zu Heinrich III. über in der Hoffnung, mit ihm zurückzukehren, wenn die Stadt geplündert werde. Der ſpaniſche Geſandte ſelbſt meinte, daß ſich Paris nur noch vierzehn Tage halten könne.

Allein fanatiſche Meinungen ergreifen mit ganzer Stärke doch immer eher Einzelne, als große Corporationen: aus der Mitte der Gährung erhob ſich ein Mönch zu einer neuen gräßlichen That. Es war ein junger, vor Kurzem zum Prieſter geweihter Dominicaner, des Namens Jakob

[1] Arrest et résolution. Mém. de la Ligue III, 540. Bei Buläus und Crevier ſucht man nach dieſen Dingen vergeblich.

Clement,[1] von ſeinen Altersgenoſſen und Freunden eher verſpottet, als geachtet; er war ſchwach von Körper und einfältig; aber eben auf ſolche Naturen macht eine fanatiſche Doctrin oft den größten Eindruck. Von der Lehre, daß ein Tyrann, der das gemeine Weſen und die Religion verletze, von Privathänden ermordet werden könne,[2] welche damals beſonders von Boucher verkündigt wurde, fühlte ſich Clement ſo ergriffen, daß nur ſein prieſterlicher Stand ihm noch Scrupel machte. Er legte ſeinen Oberen die Frage vor, ob es eine Todſünde ſei, wenn ein Prieſter einen Tyrannen ermorde. Man antwortete ihm, es ſei eine Unregelmäßigkeit, keine Todſünde.[3] Nichts beſtärkte ihn mehr, als das Monitorium des Papſtes gegen den König, das einer Excommunication gleich war. Der König erſchien ihm wie ein Ungeheuer, das Religion und Staat verſchlingen wolle, er glaubte etwas unendlich Verdienſtliches zu thun, wenn er beide von ihm befreie; er hegte den Wunſch, dabei umzukommen: denn wenn es ihm gelänge und er am Leben bliebe, ſo würde die Bewunderung der Franzoſen ſeiner Seele ſchädlich werden. Mit ruhigem Blute und aller Ueberlegung tauchte er ſein Meſſer in ein Kräuterabſud, das er wenigſtens ſelbſt für giftig

[1] Boucher hat in ſeinem Buche: De justa Henrici III. abdicatione, das erſt nach der That erſchien, noch einiges Merkwürdige über Clement, beſonders p. 451. Ich folge beſonders der Erzählung, die Mendoza nach Spanien ſchickte: Relacion del subcesso de la muerte del rey Christianissimo de Francia Henrique III. 1. Ag. 1589.

[2] Boucher 266: tyrannum, qui communis se boni, id est religionis ac patriae hostem praebuerit, talisque a republica judicatus sit, et publica et privata auctoritate de medio tolli posse.

[3] Frage: si peccava mortalmente un sacerdote que matasse a un tiranno. Antwort: que quedava el tal sacerdote irregular.

hielt. Dann verſchaffte er ſich einen Brief von einem Anhänger des Königs, um bei dieſem vorgelaſſen zu werden. Er ließ einiges Geld zurück, um ſeine kleinen Schulden zu bezahlen; hierauf mit einigen Gefährten machte er ſich auf den Weg. Als er ſich jenſeits der Verſchanzungen von dieſen trennte, ließ er ſeine Kleider fliegen und ging mit großen Schritten auf das feindliche Lager zu. Es gelang ihm wirklich, den anderen Tag früh am Morgen vor den König zu kommen, der auf ſeinem Leibſtuhl ſaß. Heinrich ließ ihn nahe herantreten, in der Hoffnung, von irgend einem ihm aus der Stadt entgegenkommenden Verſtändniß zu hören. Da ſtach ihm der Mönch ſein Meſſer tief in den Unterleib. Der Mönch ward dafür ſogleich umgebracht, aber er hatte ſein Opfer gut getroffen. Nach 18 Stunden lebte der Letzte der Valois nicht mehr.

In den Trancheen von Paris erwartete man noch eben einen Anfall der königlichen Truppen. Der ſpaniſche Geſandte war daſelbſt erſchienen, um zum Widerſtand anzufeuern, als die Nachricht von dem Tode des Königs erſcholl. Alles nahm die grünen, lothringiſchen Schärpen; auf den Kanzeln ward Jakob Clement als ein Märtyrer gefeiert, die katholiſch-populare Faction trug ihr Haupt höher als je und hoffte noch zu triumphiren.

Sechstes Buch.

Heinrich IV. im Kampf mit der Ligue.

Erſtes Capitel.

Erhebung Heinrichs IV.

Ludwig der Heilige hatte zwei Söhne hinterlaſſen; von dem ältern ſtammten wie die letzten Capetinger ſo die Valois; von dem jüngern die Bourbons. Auch deren waren zwei Linien; der einen gehörte der Connetable an, mit dem ſie ſchloß; der zweiten deſſen Zeitgenoſſe und Antagoniſt, der Herzog Carl von Vendôme, der dann ſo viel zur Vertheidigung von Frankreich that, wie jener, um es zu gefährden. Deſſen Söhne waren Anton, durch ſeine Vermählung mit Johanna d'Albert König von Navarra, der Cardinal Carl von Bourbon und Prinz Ludwig I. von Condé. Antons Sohn war König Heinrich von Navarra; er ſtammte in der zehnten Generation von Ludwig dem Heiligen ab, und war durch daſſelbe Geburtsrecht, dem die Valois ihre Erhebung verdankten, der unbezweifelte Erbe des franzöſiſchen Thrones.

Als Heinrich im December 1553 geboren ward, hätte man, da das Haus Valois noch in voller Blüthe ſtand, nicht daran denken können, daß ihm der Thron von Frankreich

beſtimmt ſei. Sein Großvater begrüßte in ihm den Erben von Navarra und Béarn, den Fortſetzer der alten Provinzialſelbſtſtändigkeit der unter ſeiner Herrſchaft vereinigten franzöſiſchen Landſchaften und der Krone von Navarra. Es iſt tauſendmal erzählt worden, wie er ſeine Tochter Johanna, als ihre Entbindung nahe war, nach ſeinem Bergſchloß Pau an der Gave berief, wie ſie, auf ſeinen Wunſch (denn ſie war kräftig wie die eingeborenen Frauen, und ganz in der Weiſe des Landes ſollte alles zugehen), in den Wehen ein in Béarn gebräuchliches Gebet nach der herkömmlichen Singweiſe anſtimmte, und mit welchem bizarren Entzücken der Großvater den Neugebornen empfing. Er trug ihn in ſeinem weiten Mantel in ſein Zimmer, füllte eine goldene Schaale mit einheimiſchem Wein, ließ ihm den Duft davon die Naſe berühren, einen Tropfen in den Mund fließen und küßte ihn dann mit der Weiſſagung: das werde ein wahrer Béarner ſein.[1] Einer Bauernfrau, die zunächſt am Park wohnte, wurde die erſte Pflege des Knaben anvertraut, ſpäter ward er in das Gebirge nach Coirraze geſchickt, wo er mit andern ſeines Alters in bloßem Kopfe und baarfuß die Berge durchſtreifte und auf den ſteilen Pfaden heimiſch wurde.

Auch die Mutter Johanna, von einem friſchen und heiteren, unbezwinglich energiſchen Naturell nährte ein Gefühl dafür, daß ihr Geburtsland nicht, womit man ihr zuweilen drohte, von den großen Mächten, die es umgaben, vernichtet würde, aber zugleich dachte ſie ihrem Sohn noch einen anderen

[1] Favyn Histoire de Navarre 809. Eine handſchriftliche und gleichzeitige Lebensbeſchreibung Heinrichs IV. (Bibliothèque nationale) bietet über die Erziehung und erſten Ereigniſſe doch nicht ſo viel Neues dar, wie man erwarten ſollte, hat aber ſonſt einiges Gute.

Beruf zu. Der frühe Tod Antons, der wie über andere Dinge, ſo auch über die religiöſe Erziehung ſeines Sohnes ſchwankte,[1] ließ ihr darin freie Hand, und ſie war dann keinen Augenblick zweifelhaft, ſie zog Heinrich in dem proteſtantiſchen Glauben auf, den ſie in ihrem Lande zur herrſchenden Religion erhob, ließ ihn die Pſalmen Marots ſingen, gab ihm einen gelehrten Proteſtanten zum Lehrer, der auch Claſſiker, wie Plutarch und Cäſar mit ihm las, und führte ihn, ſtolz darauf, daß er im reinen Gotteswort erzogen worden, als er fünfzehn Jahre zählte, nach Rochelle, in die Mitte der dort zum Widerſtand ſich vereinigenden Proteſtanten. Der junge Heinrich ward mit einer prächtigen bilderreichen Rede empfangen. „Ich verſtehe nicht ſo gut zu reden, wie Ihr," antwortete er, „aber ich verſichere Euch, ich werde beſſer handeln, als ſprechen."[2] Er ward ſogleich in die Mitte der Kriege gezogen, und nach dem Tode ſeines Oheims von Condé als das Oberhaupt der Hugenotten anerkannt; mit Freuden umgürtete ihn ſeine Mutter mit dem Schwert. Sie erzählte gern, daß ſie in ihrer Schwangerſchaft geträumt habe, ſie bringe einen jungen Hahn zur Welt, mit bunten ſtarken Federn am Hals und in den Flügeln, und einem zum Streit erhobenen Kamme. Nach der Schlacht von Moncontour machte Heinrich zur Seite des Admirals, dem er eine unbedingte Verehrung widmete, jenen abenteuerlichen Reiterzug durch Frankreich mit, der die Pacification von 1570 hervorbrachte; es war, wie de la Noue ſagt, eine gute Schule, Gedanken und Pläne nach der Nothwendigkeit der Dinge einzurichten.

[1] Ippolyto d'Eſte 4. April 1562 gibt dieſe Notiz.

[2] Aus den Aufzeichnungen von Amos Barbot bei Arcère Hist. de Rochelle I. 370.

Während des Friedens nahm der Prinz noch einen andern Wunsch edler Ruhmbegier in sich auf. Carl IX. der eine größere persönliche Zuneigung zu ihm fühlte, als zu seinen Brüdern, versprach ihm, die Ausübung seiner Gewalt gleichsam mit ihm zu theilen, ihn, wie man sagt, zu seinem rechten Arm zu machen. Heinrich dachte dann, es mit den Spaniern, denen er das von ihnen eingenommene Navarra nicht lassen wollte, und mit den Türken, welche die Christenheit bedrängten, aufzunehmen. Auf Niemand machte der Sieg bei Lepanto unter Don Johann von Oesterreich einen größeren Eindruck, als auf ihn; er beneidete den Bastarden, daß er als der Held von Europa gefeiert wurde. An der Spitze der französischen Kriegsheere im Felde zu erscheinen, zwei große Schlachten zu gewinnen, die eine wider die Spanier, die andere wider die Osmanen, dahin gingen die Phantasien, die seine jugendliche Seele beschäftigten.

Wie ganz anders aber schlug ihm seine Verbindung mit dem Hofe der Valois aus.

Seine Vermählung mit der Schwester Carls IX. ist die Bluthochzeit; die stolzen Gefährten, mit denen er herrliche Kriegsthaten auszuführen dachte, wurden vor seinen Augen ermordet; ihn selbst rettete nur die nahe Verwandtschaft und der Uebertritt zur andern Religion; um keinen Preis aber hätte man ihn nach Hause zurückgehen lassen. Welch ein Contrast gegen das Leben in den Bergen, an der Seite der sittlich strengen Mutter, des hochstrebenden Admirals, der die höchsten Ideen an seine Unternehmungen knüpfte, war nun dieser Aufenthalt am Hofe. Heinrich mußte an Kriegszügen Theil nehmen, die er in seinem Herzen verwünschte, er ward in die Bewegungen Alençons, den er nicht liebte, gegen die

dunkle Gewalt der Königin Mutter, welche alles in Schranken hielt, verwickelt, er war an ein geiſtreiches unzüchtiges Weib gebunden, gegen das er doch nie, auch nicht mit einem Worte, ſein Mißfallen zu erkennen geben mochte; die Diener, mit denen man ihn umgab, waren, wenn nicht Feinde, ſo doch Kundſchafter, er mußte ihre Bosheit von ſich abzuwenden ſuchen. Eine andere Schule, moraliſche Gefühle zurückzudrängen, die inneren Stimmungen nicht an die Oberfläche der Erſcheinung reichen zu laſſen. In Heinrich IV. war etwas, was dem dortigen Treiben entſprach: er ſtürzte ſich in den Strudel der Leidenſchaft und des Vergnügens: nur für Jagd, Ballſpiel, Liebeshändel ſchien er noch Sinn zu haben, ſich am beſten mit denen zu gefallen, die die meiſten Thorheiten trieben;[1] er bildete einen Mittelpunkt für die muntere und lebensluſtige Jugend. Dazwiſchen aber erhoben ſich ihm doch die religiöſen Eindrücke ſeiner früheſten Jahre; in der Einſamkeit der Nacht hörte wohl einmal ein vertrauter Diener ihn mit den Worten des Pſalmiſten die Finſterniß beklagen, in die er gefallen ſei: und wie hätte er es ertragen ſollen, ſo fortan als ein halber Gefangener zu leben. Als die allgemeine Lage der Dinge dazu einlud, im Jahr 1576, ergriff er die Gelegenheit, die der Schein, als habe er ſeiner ſelbſt vergeſſen, ihm verſchaffte, ſich loszureißen und zu ſeinen alten Freunden, zu dem alten Glauben zurückzukehren.

Wir berührten, wie er bald darauf an der Pacification mitarbeiten konnte, welche Frankreich eine Zeitlang beruhigte. Dann nahm er wirklich die Stellung ein, für die einſt ſeine Mutter ihn beſtimmt hatte, als König von Navarra und Protector der Hugenotten.

[1] Mémoires de Villegomblain I, 317.

Nicht ganz unbedeutend war die eigenthümliche Macht und Autorität, die er nunmehr beſaß. Aus ſeinem kleinen durch die Sorgfalt des Großvaters und der Mutter in Aufnahme gekommenen Königreich konnte er 300 Edelleute zu Pferd und 6000 Hakenſchützen ins Feld ſtellen; er hatte ein Arſenal zu Navarreins, eine Univerſität zu Orthes. Mit den Erträgen von Foix, Armagnac und den bourboniſchen Erbgütern mochten ſeine Einkünfte auf 300,000 Francs ſteigen. Ein noch größeres Anſehen erwuchs ihm aber aus der Protection der Hugenotten, deren Streitkräfte ihm zu Gebote ſtanden. Es gab gleichſam drei große Burgfeſten des Proteſtantismus: das nach dem Muſter eines deutſchen Landes eingerichtete Béarn, das ſeegewaltige Rochelle, die durch ihre feſten Plätze und tapfern Männer ſchon damals bedeutenden Cevennen. Aber auch ſonſt war der Süden mit proteſtantiſchen Gemeinden erfüllt. Man berechnete, daß man von den Pyrenäen bis an die Alpen in lauter religionsverwandten Ortſchaften reiſen könne. In Dauphiné waren 400, in Poitou und Saintonge 500 Edelleute bereit, allezeit für die Religion zu Pferde zu ſteigen. Einige Räthe aus dieſen Provinzen umgaben den König von Navarra, um mit ihm die politiſchen Angelegenheiten der Partei wahrzunehmen.

Der kleine Hof zu Nérac, den er ſich einrichtete, wetteiferte mit dem Hofe zu Paris, beſonders wenn ſeine Gemahlin, Margaretha von Valois, die Heinrich III. nicht in der Hauptſtadt dulden wollte, daſelbſt erſchienen war, nicht eben allemal in den löblichſten Dingen. Aber es war doch auch ein großer Unterſchied. In Nérac war nicht von Günſtlingen noch Vergeudungen die Rede. Der Hof war zugleich eine Schule der Capitäne, das Verdienſt im Kriege gab einem

Jeden ſeinen Rang, die Damen trieben ihre Ritter zu Kriegsunternehmungen, ein kleiner Krieg hat davon ſeinen Namen. Zuerſt damals durch ſeine Theilnahme an dem Straßenkampfe in Cahors erwarb ſich Heinrich Ehre, denn noch war perſönliche Bravour der vornehmſte Ruhm. In der Mitte ſeiner Garden erſtieg er die Barrikaden, die man ſeinen Angriffen entgegenſetzte, ſeine Füße waren von dem ſpitzen Geſtein blutig geworden. Aber auch als ein guter Anführer zeigte er ſich bereits; er ſann die Unternehmungen aus, zuweilen gegen den Rath ſeiner Capitäne führte er ſie durch. Er kannte ſeine Leute perſönlich, namentlich rief er ſie auf; er war der erſte auf dem Kampfplatz, und der letzte, ihn zu verlaſſen.

Nach und nach überwand er den Ruf, den er vom Hofe zu Paris mitgebracht, als ſei er leichtfertig, abhängig, unzuverläſſig. Ein Autor, den er aufforderte, ſein Leben zu ſchreiben, und der ihm mit der Ermahnung geantwortet hatte, zuerſt etwas Nennenswerthes zu vollbringen, fand doch mit der Zeit einen Stoff der Darſtellung. Heinrich zeigte in den Geſchäften Entſchluß und Gewandtheit, in perſönlichen Beziehungen die natürliche Gabe, die Menſchen zu behandeln, in allen Dingen eine Friſche und Richtigkeit der Auffaſſung, welche Jedermann befriedigte; ſein Verhalten erweckte die Meinung, er ſei zu großen Dingen geboren; wie einer ſeiner beſonnenſten Freunde, Dupleſſis-Mornay ſich ausdrückt: was die Welt begehre, was ſie dürſte zu ſehen, einen wahren König, hier ſei ein ſolcher; er brauche nur hervorzutreten, um anerkannt zu werden.

Da kannte Mornay die Welt jedoch nicht, deren Bewunderung und Anerkennung durch große Thaten erzwungen werden muß; die ſchwerſten Kämpfe ſtanden dem Fürſten bevor.

Eben gegen ihn persönlich war die Verbindung zwischen den Guisen und den Spaniern gerichtet.

Zuerst erbot sich der König von Navarra, der einst am Hofe mit dem Herzog von Guise sehr vertraut gewesen, die Sache persönlich mit ihm auszufechten: die Ungleichheit des Ranges solle ihn daran nicht hindern; einer gegen einen, oder zwei gegen zwei, zehn gegen zehn, oder zwanzig gegen zwanzig, mit den Waffen, die in einer Ehrensache zwischen Rittern gebräuchlich seien; Guise möge nun die Zahl bestimmen, und den Ort, selbst außerhalb des Königreiches, wenn er nur neutral und sicher sei. Schon machten sich die Freunde des Königs aus, nicht vergessen zu werden, wenn es zu einem Kampf zwischen mehreren komme. Aber Guise lehnte ab, darauf einzugehen, denn er verfechte nicht einen persönlichen Handel, sondern die Sache der Religion.

Nach einiger Zeit aber mußte Heinrich sogar erleben, daß sein König und Herr, mit dem er gut zu stehen meinte, gemeinschaftliche Sache mit Guise machte. Wir wissen aus seiner eigenen Erinnerung, daß ihn die Nachricht davon beinahe übermannte. Mancher wird jenes Sichselbstzerreißen der Seele kennen, wo sie an den irdischen Dingen verzweifelt, in den Menschen nur noch Verderben drohende, und Verderben bringende Feinde sieht. Heinrich stützte bei jener Nachricht den Kopf auf die Hand; als er aus dem halb betäubten Sinnen erwachte, war ein Theil seines Haars erblichen.[1]

Im Jahr 1586 wälzte sich eine große Streitmacht, wie gegen die Hugenotten in den übrigen Provinzen, so besonders gegen ihn und sein Gouvernement daher. Man hat ihm damals gerathen, dem Sturm einen Augenblick auszuweichen

[1] Mathieu, dem er das erzählte: Henry III, 501.

und nach Deutſchland zu gehen, um etwa mit deutſchen Hülfsvölkern zurückkommend, unmittelbar auf Paris anrücken zu können, aber andere ſtellten ihm vor, und dem ſtimmte er bei, er würde dann ſein Schwert aus der Hand legen, und ein Don Antonio von Portugal werden.[1] „Sie haben mich umzingelt," heißt es in einem ſeiner Briefe, „wie ein Wild auf der Jagd, aber über ihren Leib hinweg will ich mir einen Weg bahnen."[2] Er wünſchte die Sache ſofort auszumachen, lieber in der Blüthe und Kraft der Jugend, als wenn er mit Jahren und Gebrechen beladen ſein werde.

Unter den Proteſtanten hatte er hiezu keinen unternehmenderen und mächtigeren Verbündeten, als Lesdiguieres in Dauphiné. Mitten im päpſtlichen Avignon hatte Lesdiguieres einſt zugleich den Studien, die er machen ſollte, und dem Katholicismus abgeſagt und ſich in den hugenottiſchen Krieg geworfen, überzeugt davon, daß er ſeinem Vaterland und dem König am beſten diene, wenn er den Guiſen widerſtehe. Neben Montbrun, der ſich unter ſo vielen Andern, die dieſes Beiwort verdienten, den Namen des Tapfern und durch ſeine Waffenthaten ein vorherrſchendes Anſehen in Dauphiné erwarb, hatte er ſich doch auch Ruf und Geltung verſchafft; als dieſer gefangen und hingerichtet worden war, erſchien er als ſein natürlicher Nachfolger. Dem Einfluß Heinrichs von Navarra verdankte er, daß die Provinz ihn anerkannte. Er hatte von demſelben die Hälfte eines zerbrochenen Goldſtücks

[1] Dieſe Betrachtungen gehören urſprünglich Dupleſſis Mornay: Vie de Duplessis Mornay 95; doch ſind ſie es, durch welche der König beſtimmt ward. A souvent témoigné le roi qu'il (D. M.) luy avoit été auteur de cette résolution. Der Beſchluß wurde nicht durch Debatte gefaßt, ſondern von ihm ſelbſt.

[2] An de Batz, 11. März, 12. März.

empfangen und verſprach ihm, zu den Waffen zu greifen, ſobald ihm die andere Hälfte zugeſchickt werde.[1]

Von noch größerem Werth aber war, daß der Führer der politiſchen Partei, Montmorency-Damville, den Verſuchen der Guiſen ihn auf ihre Seite zu ziehen, widerſtand. Von den Wirkungen des Familienhaſſes zwiſchen den beiden Häuſern mag dieſe als eine der wichtigſten angeſehen werden. Montmorency ließ in einer Verſammlung zu Pezenas die Union zwiſchen Proteſtanten und Katholiken beſtätigen, den Gerichtshof zu Beziers den Eid auf die Beobachtung des Edictes von 1577 leiſten, ohne Rückſicht auf die letztergangenen liguiſtiſchen.[2] Dann ſtieg er zu Pferd, um ſich an die Spitze ſeiner Truppen zu ſetzen. Auf ſeinem ſchwarzen Mantel trug er ein weißes Kreuz, das mit den franzöſiſchen Lilien bezeichnet war. Er ſagte, das werde entweder der vollkommene Sieg des Hauſes Montmorency oder ſein Untergang ſein.

Wenn man ſich erinnert, daß auch Heinrich IV. in Guyenne auf eine Gleichſtellung der beiden Religionsparteien dachte und die Katholiken in den Provinzialrath aufnahm, den er um ſich verſammelte, ſo ſieht man ein, daß der Widerſtand, der der Ligue geleiſtet wurde, ſich über das einſeitige Parteiintereſſe erhob und auf ein Miteinanderleben der in der Religion Entzweiten gerichtet war.

Dieſe Richtung eröffnete nun aber in dem allmähligen Gange der Ereigniſſe eine große Ausſicht für das geſammte Reich.

Schon lange war es in Frankreich wie eine Fügung des Schickſals betrachtet worden, daß das Haus Valois untergehen werde. Von Catharina Medici, die das in Raum und Zeit

[1] Bibl. Histoire de Lesdiguières 92.

[2] Vaissette Histoire de Languedoc V, 410.

Getrennte wie ein Gegenwärtiges zu ergreifen verſuchte, erzählt man, ſie habe ſich einſt in dem Schloſſe Chaumont an der Loire die ganze Reihe franzöſiſcher Könige vorführen laſſen; um den Zauberkreis habe ein jeder der aufgerufenen Schatten eben ſo oft die Runde gemacht, als ihm Jahre der Regierung beſchieden geweſen waren. Nach den übrigen ſeien ihre eigenen Söhne, auch die noch lebenden und Heinrich III. erſchienen; fünfzehnmal habe er ſeinen Kreis beſchrieben: indem die Mutter ihn verſchwinden ſah, begierig, ob noch ein anderer aus ihrem Stamm folgen werde, ſei kräftig und raſch wie ſie ihn kannte, der Prinz von Navarra hervorgetreten.

Manche andere Weiſſagungen in dieſem Sinne waren verbreitet; ſeit fünfundzwanzig Jahren ſah man es nach und nach geſchehen; der Tod Alençons brachte es zum allgemeinen Bewußtſein. Auch bei Heinrich von Bourbon bemerkte man, daß ſeine Gedanken ſeitdem, vielleicht unwillkürlich, bei weitem mehr als früher eine auf das Allgemeine gewendete Richtung nahmen. Doch hätte er noch Niemand zugeſtanden, daß er daran denke, der Thron von Frankreich ſei für ihn beſtimmt: er wiederholte vielmehr oftmals, daß das keine Wahrſcheinlichkeit habe, da der regierende König mit ihm in gleichem Alter ſtehe, und ſich mehr ſchonen könne, als es ihm unter den Waffen erlaubt ſei.

Wer wollte an der Aechtheit der dynaſtiſchen Gefühle zweifeln, die ihn bei jener Zuſammenkunft im Park von Dupleſſis beſeelten. Große Thränen rollten aus ſeinen Augen, als er des Königs, der nun wieder ſein Freund war, anſichtig wurde. Sein Ehrgeiz ging nur dahin, neben ihm als erſter Prinz von Geblüt anerkannt zu werden, und die Pflichten eines ſolchen zu erfüllen.

Bald führten ihn seine Waffen nach Blois, wo er vor Kurzem von den Reichsständen in aller Form seiner Besitzthümer und Rechte verlustig erklärt worden war. Was hat mehr Autorität in der Welt, sagte Heinrich, als ein Beschluß der versammelten Reichsstände, aber der Allmächtige hat den Proceß revidirt und mich in meine Rechte hergestellt. Der Brief, in dem sich dieser frische Erguß seiner Freude und seines Selbstbewußtseins findet, ist an die Comtesse de Grammont, damals seine Maitresse, gerichtet — denn auf jedem Schritte des Lebens begleitete ihn seine Leidenschaft — die hat ihn nach Buhlenweise mit sehr kühlen und sehr egoistischen Bemerkungen versehen.

Ein anderer Charakterzug Heinrichs ist, daß er so lebhaft zur Belagerung von Paris vorwärts trieb. Der Ruf eines solchen Unternehmens, sagte er, werde der Magnet sein, um alles Eisen aus Frankreich dazu herbeizuziehen; Kühnheit sei die Mutter der Meinung, aus dieser entspringe die Macht, aus der Macht der Sieg, und darauf folge dann die Sicherheit. König Heinrich III. beklagte sich eines Tages, daß man ihn, einen so guten Katholiken excommunicirt habe, was selbst denen nicht geschehen sei, die einst Rom mit Sturm genommen. „Das macht," erwiederte Heinrich von Navarra, „diese waren siegreich: wenn wir nur siegen, wird die Excommunication, die über uns ausgesprochen ist, zurückgenommen werden."

Und dennoch war kein Zweifel, daß selbst der Sieg ihm gefährlich werden konnte; denn Heinrich III. liebte zwar die Dienste, die ihm geleistet wurden, aber nicht die Ehre, noch das persönliche Zutrauen der Menschen, die daraus erwuchsen; zugleich beharrte er dabei, daß der nächste Prinz von Geblüt katholisch sein müsse. Da Heinrich von Navarra nicht der

Meinung war, ihm hierin nachzugeben, ſo ſah er kommen, daß er nach der Eroberung der Hauptſtadt genöthigt ſein werde, wieder nach Guyenne zu gehen und in die alte Parteiſtellung zurückzukehren.

Indem aber kam König Heinrich III. um: der Mönch, der denſelben ermordete, weil er ihm nicht katholiſch genug war, bahnte dem Hugenotten den Weg zum Throne.

Um das Haus Valois hatte ſich einſt die franzöſiſche Nation in einem großen Kampfe, der ihre Unabhängigkeit bedrohte, vereinigt. Aber mit den mannichfaltigen Phaſen deſſelben griffen innere Zerwürfniſſe zuſammen, deren die Fürſten nicht ſo leicht Herr zu werden verſtanden, zuerſt ſtändiſcher und ſtädtiſcher, dann clericaler und religiöſer Natur. In den Verwirrungen, in welche die letzten Abkömmlinge des Hauſes verwickelt wurden, ſuchten ſie ſich mehr als einmal durch die gewaltſamſten Thaten ihren Weg zu bahnen, bis ſich aus der Mitte der rechtgläubigen Partei, die ſie doch im allgemeinen verfochten, die bluträchende Hand erhob, die ihrem Daſein ein Ende machte.

In welchem Zuſtand aber hinterließen ſie nun das Land. Ein Spanier hat die franzöſiſche Monarchie jener Zeit mit einem Granatapfel verglichen, deſſen geſprengte Fruchtſchale nur noch die Körner, etwa mit ihren Scheidewänden erblicken laſſe. Denn an Einheit war nicht zu denken. Die mächtigen Magnaten wandten die ihnen einſt von den Königen anvertraute Macht nur nach ihrem eigenen Gutdünken, ihrem beſondern Intereſſe an; ihr Sinn war auf die Ausbildung provinzieller Satrapien gerichtet. Die angeſehenen Bürger der Städte hielten es für möglich, ſich als freie Communen aufzuſtellen. [1]

[1] Commentarii: I ricchi e potenti delle citta pensarono a una

Eine große clericale Partei bildete die ſelbſtſtändige Idee, auf der alle kirchliche Vereinigung nothwendig beruht, zu Feindſeligkeiten gegen die Krone aus, und ward dabei von dem reichſten und mächtigſten Fürſten der Welt, von den Häuptern und Führern der Hierarchie unterſtützt.

Mit alle dem hatte nun der neue Fürſt noch mehr zu kämpfen, als der alte. Eben im Gegenſatz gegen ihn war die religiöſe Partei gebildet; aber ihm ſtellten ſich noch andere Widerſacher entgegen: die erſte Frage, die ihm vorgelegt wurde, betraf ſein Verhältniß zu ſeinen bisherigen Verbündeten.

Die Royaliſten, welche Heinrich III. deßhalb gefolgt waren, weil ſie von ſeiner katholiſchen Geſinnung überzeugt, die Aufrechthaltung des Katholicismus im Reich mit Beſtimmtheit erwarten durften, gaben doch einen heftigen Widerwillen gegen den Hugenotten kund, der den Thron des allerchriſtlichſten Königs einzunehmen Anſtalt machte.

Ein paar Mönche, Fackeln in der Hand, vollzogen ihre Ceremonien an der Leiche des ermordeten Königs, als der neue, im Geleite ſeiner zuverläſſigſten Gefährten, die ſich aber mit dem Küraß unter dem Wams gewappnet, in das Zimmer eintrat. Er ward mit keinem Lebehoch empfangen, die Anweſenden, alle aus der nächſten Umgebung Heinrichs III., ſprachen in großer Aufregung unter einander. Man ſah ſie die Fäuſte ballen, den Hut tiefer ins Geſicht drücken; ſie ſchwuren, daß ſie ſich eher den Liguiſten zu Paris ergeben, als den hugenottiſchen König anerkennen wollten. Sie ſagten das ganz laut, nur ein paar Schritte von ihm, ſo daß er ihre Worte vernehmen mußte.

institutione di republiche in loco di monarchia, et li nobili aveano la mira di aver delle satrapie particolari.

Heinrich fürchtete im erſten Augenblick, daß ſich die Katholiken des Lagers und das Volk von Paris gegen ihn vereinigen möchten, und in der Stadt iſt in der That eine Zuſammenkunft und gemeinſchaftliche Berathung der Häupter vorgeſchlagen worden, ſo daß man ihm wohl den Rath ertheilt hat, ſich mit den getreuen Hugenotten zurückzuziehen, um ſich vor der Wuth der Feinde bis auf beſſere Zeiten ſicher zu ſtellen.

Damit hätte er aber den Anſpruch der höchſten Gewalt, deren Beſitz ihm durch das nationale Recht zukam, gleich im erſten Augenblicke wieder aufgegeben, ſeine Pflicht, ſie aufrecht zu erhalten nicht erfüllt. Und ſogleich ergab ſich, daß er eine Vereinigung der royaliſtiſchen und der liguiſtiſchen Katholiken nicht zu fürchten brauchte. Mayenne wollte von einer Zuſammenkunft wie die vorgeſchlagene nichts hören: und wie hätten die Royaliſten mit Denen gemeine Sache machen ſollen, aus welchen der Mörder des Königs hervorgegangen war? Sie dachten eher, dieſe That an den Gegnern zu rächen.

Eine gewiſſe Bedeutung hatte es immer, daß ſo viele Schweizer in europäiſch-antiliguiſtiſchem Intereſſe herbeigekommen und im Lager waren. Noch lieber als Heinrich III. war ihnen deſſen Nachfolger, der ihren Glauben theilte; ſie trugen kein Bedenken, auf die Aufforderung Sancys, dem ſie hieher gefolgt waren, den neuen König anzuerkennen.

Aber das waren Fremde und Proteſtanten, über die Hauptſache konnten ſie nicht entſcheiden. Dieſe hing von dem Beſchluß des Conſeils ab, welches Heinrich III. umgeben, durch das er die königliche Autorität ausgeübt hatte, von dem bisher alle öffentlichen Anordnungen ausgegangen waren, und dem eine große Bedeutung auch deßhalb zukam, weil es nicht bloß

aus Miniſtern, ſondern aus den mächtigſten Oberhäuptern des Staates und des Krieges beſtand.

Es iſt glaubwürdig überliefert worden, daß in dem Conſeil auch in Bezug auf das Erbrecht eine und die andere unerwartete Meinung geäußert,[1] die Entfernung der Verwandtſchaft des Königs von Navarra mit dem Hauſe Valois zur Sprache gebracht und der Vorſchlag gemacht worden ſei, denſelben nur zuerſt als Oberhaupt des Krieges anzuerkennen. Allein auch immitten der größten Unordnung und Verwirrung machen ſich noch immer Geſetze geltend, die dem individuellen Belieben Schranken ſetzen. Wenn einer der vornehmſten Anläſſe zu dieſem Kriege in der Weigerung Heinrichs III. lag, den Grundſatz der legitimen Nachfolge nach dem Recht der Geburt, den Anſprüchen der Kirche unterzuordnen, ſo konnten die, welche das Schwert für dieſen Grundſatz gezogen, denſelben unmöglich in dem erſten Augenblicke wo er praktiſch werden ſollte, verleugnen.

Anders aber verhielt es ſich mit der religiöſen Differenz. Heinrich III. hatte vorausgeſetzt, daß ſein Nachfolger zum Katholicismus übertreten werde. Eine Losreißung der Krone von ihrer alten Verbindung mit dem Katholicismus ſchien weder ihm noch ſeinen Anhängern zuläßig. Dieſe ſäumten jetzt nicht, den thronberechtigten Fürſten zu unverweiltem Uebertritt aufzufordern. Sie trugen dazu noch zwei beſondere Gründe vor: den einen, daß ſonſt ein guter Theil ihrer jetzigen Verbündeten

[1] Ueber das Einzelne dieſer Vorgänge ſind wir nicht hinreichend unterrichtet. Angoulême müßte viel erſchöpfender ſein, wenn er ſeinen Anſpruch, die Sache gründlich zu erörtern, rechtfertigen wollte. Dupleix und Mathieu haben einiges, doch ſind ſie von dem Discours von Sancy beherrſcht, deſſen Wahrhaftigkeit ich nicht bezweifle, der aber nur den beſonderen perſönlichen Standpunkt behauptet.

zu den Liguiſten übergehen, den andern, daß das Recht der höchſten Gewalt von dem neuen König vielleicht zu Gunſten der Hugenotten ausgeübt würde. Sie drangen in ihn, ſie vor dieſen Gefahren ſicher zu ſtellen.

Noch nicht eine definitive, aber eine vorläufige Entſcheidung dieſer großen Frage, welche weit über den damaligen Augenblick und die damals lebenden Menſchen hinausreichte, mußte Heinrich faſſen.

Hätte es nur ſeiner Anerkennung als erſter Prinz von Geblüt gegolten, ſo würde er dafür die Religion niemals verändert haben; dann wäre noch immer die Pflicht der Selbſterhaltung jeder andern vorangegangen. Ein viel höherer Preis war die Krone; Heinrich mag damals oder auch ſpäter geſagt haben, die Krone ſei eine Meſſe werth: aber auch eine umfaſſendere Pflicht legte das ihm nun unmittelbar zugefallene Recht zu derſelben auf. In der allgemeinen Verwirrung mußte er das Königthum retten, um das ſich die ganze Nation einmal wieder anzuſchließen vermochte, er durfte das einzige Mittel, durch das es geſchehen konnte, wenn ſeine religiöſe Ueberzeugung nicht durch und durch dagegen war, nicht von ſich weiſen.

Den andringenden Waffengefährten erklärte er, wie er ſchon öfter angedeutet, die Religion die er von Jugend auf bekannt habe, könne er als Mann vielleicht wieder aufgeben, aber nicht wenn man ihn zwingen wolle, gewaltſam dränge, ſondern nur wenn er beſſer unterrichtet werde. Er ſtellte in Ausſicht, eine ſolche Unterweiſung in einem binnen ſechs Monaten anzuſtellenden Nationalconcil annehmen zu wollen. Ein zweifelhaftes, dem Wortlaut nach wenig bindendes Verſprechen, aber doch von großem Inhalt. Der legitime, geborne König

wies die Anſicht nicht zurück, daß die Krone mit dem Katholicismus verbunden ſein müſſe. So ſcharf und unerſchütterlich war ſein Proteſtantismus nicht, um ihm eine ſo ſtarke theoretiſche Annäherung zu verbieten. Ueberdieß aber ließ Heinrich ſich ſogar noch zwei andere überaus beſchränkende praktiſche Verpflichtungen auflegen. Er ſagte zu, die Ausübung der proteſtantiſchen Religion nur da zu geſtatten, wo ſie kraft der letzten Uebereinkunft mit Heinrich III. beſtehen dürfe, und die zur Erledigung kommenden Aemter nur mit Katholiſchgläubigen zu beſetzen. Um ſein Verfahren zu verſtehen, darf man nicht vergeſſen, daß die Partei, mit der Heinrich dieſe Abkunft traf, nicht die liguiſtiſche iſt, welche die Hugenotten auf Leben und Tod verfolgte, ſondern die mittlere mehr politiſche, mit der er ſchon immer in Verbindung geweſen war. Sie war in dem Conſeil, in dem Kriegsheer, den Gegenparlamenten, die Heinrich III. zu Caen, Romans, Tours gebildet hatte, mit mehr oder minder Bewußtſein vorherrſchend. Das Conſeil, das die höchſte Gewalt bisher ausgeübt hatte, behielt dieſelbe in den Händen. Es nahm den König mehr an, als daß es ſich ihm und ſeinen Gedanken unterworfen hätte.[1]

So ward nun eine Vereinigung zwiſchen dem legitimen

[1] In der Sammlung von Sillery findet ſich ein von den Mitgliedern des Conſeils an die Schweizer gerichtetes Schreiben, wodurch dieſer Geſichtspunkt erläutert wird. Sie haben erkannt, nostre dit roy estre legitime successeur et que le droit naturel nous obligeoit a lui rendre fidelité et obeissance. Nous aurions en luy prestant le serment pourvu à la seureté et conservation de nostre religion catholique par la promesse qu'il nous auroit faiste par lui signée et jurée de n'y rien innover, ainsi la maintenir et conserver. Dadurch werde ſogar der ſonſt von der Verzweiflung zu erwartende Schaden von der Religion abgewehrt.

Königthum, das auf einen Proteſtanten gefallen, und den katholiſchen Royaliſten getroffen, aber allerdings noch eine ſehr lockere, weitausſehende, mehr ein Moment für eine künftige Macht, als die Grundlage einer gegenwärtigen. Wer konnte ſagen, ob es jemals zur Conſolidation einer ſolchen kommen würde. Die Abkunft that mit nichten allen denen Genüge, welche bisher zuſammen gefochten. Der mächtigſte der damaligen Magnaten, Epernon, verließ das Lager, und man war zufrieden, daß er nicht geradezu auf die Seite der Ligue trat, wie andere wirklich thaten.

Das Kriegsunternehmen, worin das vereinigte Heer begriffen war, mußte aufgegeben werden. In der erſten Sitzung des Conſeils ward der Vorſchlag gemacht, die Belagerung von Paris fortzuſetzen; aber im Angeſicht ſo mannigfaltigen Abfalles hätte es Heinrich nicht darauf ankommen laſſen können. Er hat geſagt, er wolle ſich erſt über ein paar Flüſſe zurückziehen; wer dann noch bei ihm aushalte, auf den wolle er trauen. Ein Theil ſeiner Truppen zog nach der Champagne, ein anderer nach der Picardie; mit dem dritten begab ſich Heinrich ſelbſt nach der Normandie, wo ihn Caen, Dieppe, Pont de l'Arche anerkannten. Ein großer Vortheil war es für ihn, daß er nicht mehr jenſeits der Loire, in den fernen Süden verwieſen war, ſondern im Norden Fuß faſſen konnte; aber wie weit war er noch davon entfernt, das zu ſein, was ſein Titel in ſich ſchloß: König von Frankreich. Schon ſtellten ihm die Feinde einen Andern mit dieſem Anſpruch gegenüber.

Zweites Capitel.

Feldzug von 1589 und 1590.

Die Bevölkerung von Paris überließ ſich bei der Nachricht von dem Tode Heinrichs III. der Freude und der Hoffnung; das Anſehen der Prediger mußte ſich vermehren, da der Fürſt, den ſie mit Fluch überhäuft hatten, ihrer Vorherſagung gemäß wirklich zu Grunde gegangen war. Sie ſprachen jetzt von Jakob Clement, den ſie der Judith gleich ſtellten, wie von einem Märtyrer. Sie erklärten einen Jeden für excommunicirt, der Heinrich von Navarra als König anerkenne.

Wie aber im Lager ſo wurde nun auch in der Stadt durch das Ereigniß eine große Beſchlußnahme unerläßlich. Der Herzog von Mayenne war zum Generalſtatthalter des Staates und der Krone von Frankreich ernannt worden, dem lebenden König gegenüber: nach deſſen Tode konnte es dabei ſein Verbleiben nicht haben.

Es iſt ſehr ernſtlich davon die Rede geweſen, daß Mayenne von dem altersſchwachen Cardinal von Bourbon abſehen und ſich ſogleich ſelbſt zum König erklären ſollte: durch die Kühnheit eines ſolchen Schrittes, ſagte man, werde er den Adel und die Stände mit ſich fortreißen und Frankreich um ſich vereinigen. Aber im Rathe des Herzogs fand man doch, daß das zu viele Schwierigkeiten habe, und vor allem, daß der ſpaniſche Geſandte zu hören ſei.

Dieſer Geſandte, Don Bernardino de Mendoza, der einſt England hatte verlaſſen müſſen, weil Königin Eliſabeth ſeine Anweſenheit in ihrem Reiche für die Ruhe deſſelben zu gefährlich fand, lebte und webte ausſchließend in der großen

katholiſchen Combination, die Europa umfaßte. Daß der Angriff auf England im Jahre 1588 geſcheitert war, hielt ihn ſo wenig wie ſeinen König ab, auf einen zweiten zu denken. Die Vernichtung der Ketzer in den Niederlanden, die Vereinigung der engliſchen Krone mit den übrigen ſpaniſchen Kronen, eine Einrichtung von Frankreich in dieſem Sinne, ſind ihm alles gleich wünſchenswürdige, nach oder mit einander ausführbare Unternehmungen.[1] Er bemerkte bereits, wie nothwendig es auch für den Beſitz von Amerika ſei, daß England nicht in den Händen von Ketzern bleibe. Um in Frankreich einen dieſen Entwürfen entſprechenden Zuſtand zu erhalten, dünkte ihm kein Aufwand, der dazu erforderlich ſein dürfte, allzugroß. Der ſtreng katholiſche Begriff, aus dem er alles ableitete, und der ihn zu einer politiſchen Orthodoxie führte, deren Folgerungen unwiderlegbar erſchienen, das Gewicht des Fürſten, den er repräſentirte, ein natürliches Talent der Popularität, endlich das Geld, das er ſpendete, verſchafften ihm einen alles überwältigenden Einfluß.

Als noch ein Angriff auf die Stadt beſorgt werden konnte, begab er ſich an die Wälle, die er voll von Geiſtlichen und Mönchen fand, und ſagte dieſen, er wolle mit ihnen ſterben. Auf die Nachricht, daß der Béarner, wie er Heinrich von Navarra fortwährend bezeichnete, den Titel eines Königs von Frankreich angenommen habe, machte er dem Herzog von

[1] Estirpar las heregias en desarragarlas de los paises baxos y ganar la Inglaterra, (empresa que no puede empedir Francia en el estado que se vee) lo uno (die Niederlande) patrimonio y lo otro (England) conquista que se puede tan justamente encorporar con las demas coronas — — en beneficio de las de Espanna para la conservacion de las de Indias que hereges no posseen a Inglaterra. (Papiere von Simancas.)

Mayenne einen Besuch und erklärte ihm in seiner Eigenschaft als Botschafter, daß sein Herr niemals einen Ketzer als König von Frankreich anerkennen werde, und den französischen Katholiken alle Kräfte seiner Reiche anbiete, um die Thronbesteigung eines solchen zu verhindern.[1]

Wenn nun aber der Vorschlag gemacht wurde, bei der Einrichtung einer liguistischen Staatsgewalt, welche jetzt vorgenommen werden mußte, auf den Cardinal von Bourbon keine weitere Rücksicht zu nehmen, sondern lieber Mayenne im Besitz der Macht zu lassen, der sie unter der Autorität des Königs von Spanien ausüben möge, so war Mendoza doch fürs Erste nicht dazu geneigt.

Er wollte den Cardinal von Bourbon schon darum nicht beseitigt sehen, weil derselbe in der Urkunde des Bundes als der künftige König von Frankreich bezeichnet war, und bestimmte Verpflichtungen, namentlich in Bezug auf Béarn, übernommen hatte. Auf eine unmittelbare Unterwerfung der Franzosen unter den König von Spanien zu dringen, hielt er nicht für rathsam, denn mit der Zeit werde man schon sehen, daß man ohne eine solche die Ketzerei in Frankreich nicht vertilgen könne, daß sie das einzige Heilmittel sei. Man müsse mit den Franzosen verfahren, wie der Arzt, der dem Kranken nicht gleich von Anfang an die stärksten Speisen gebe, die ihn wieder zu Kräften bringen sollen, sondern schwache, die er besser vertrage.[2]

[1] Schreiben Mendoza's am 8. August an Philipp II. Er habe erklärt, que V. Md. de ninguna maniera permittiria que esta corona viniesse en manos de hereges y que como Ambr. suyo offrescia a el y a los demas catolicos deste reyno sus fuerças y armas para impedillo. (Papiere von Simancas.)

[2] Dazu schreibt er, sein König habe ihn bewogen el considerar,

Und für dieſe Anſicht erklärten ſich auch die Beſonnenen unter den liguiſtiſchen Franzoſen, obgleich aus einem andern Grunde. Sie fanden, daß dieß mit den Beſchlüſſen der letzten Stände übereinſtimme, an denen man feſthalten müſſe. Unter den Räthen Mayenne's hatte jetzt einer der früheren Miniſter Heinrichs III. und vielleicht der talentvollſte von allen, Villeroy, eine Stelle; dieſer war gegen jede Eigenmächtigkeit Mayenne's: er erklärte, er werde ſich von ihm trennen, wenn er den einmal getroffenen Beſtimmungen zuwider handle.

Dergeſtalt von zwei Seiten beſtürmt, gab Mayenne nach; der Cardinal von Bourbon ward unter dem Namen Carl X. ausgerufen, in feierlichen Edicten als König genannt, von dem Parlament, vom Rath der Union und den ſtädtiſchen Behörden proklamirt.

Und ſo war die öffentliche Gewalt einigermaßen eingerichtet, aber allerdings in den anomalſten Formen.

Ein Fürſt wurde als König anerkannt, nicht allein von zweifelhafter Berechtigung, ſondern der ein armer Gefangener und zwar in den Händen eben deſſen war, dem er entgegengeſetzt wurde. Als ſein Stellvertreter trat ein Machthaber auf, der nur durch die Schwierigkeiten abgeſchreckt wurde, die Hand ſogleich ſelbſt nach der Krone auszuſtrecken, aber der doch zugleich von fremden Subſidien abhing. Heinrich von Guiſe hatte nach und nach von den Spaniern 3 Millionen Goldes empfangen, der Herzog von Mayenne bereits auch

que el nombrar al Cardinale por rey no derogasse los contratos secretos de Bearne y Cambray que se hizieron, quando la liga, en favor de V. Md. ni la pretension de V. Md. al ducado de Borgoña ni la de la Señora Infanta al ducado de Bretagna. Vgl. Villeroy Mém. I, 130.

gegen 800,000 Goldscudi; ohne dieß Geld hätte weder jener sich erheben, noch dieser sich behaupten können; eine ihrer vornehmsten Sorgen war nur immer: daß das spanische Geld allezeit in ihre eigenen Hände gelangte, nicht unmittelbar an ihre Waffengefährten vertheilt würde, was ihr persönliches Ansehen geschwächt hätte.

Eben auf diesem Verhältniß vor allen beruhte der Einfluß des spanischen Gesandten, doch war er mit Mayenne nur im Allgemeinen einverstanden: er verfolgte nicht eigentlich ein französisches, sondern ein ganz allgemeines Ziel, die Weltherrschaft des strengsten katholischen Begriffes und noch mehr die seines Königs. Er war geheimnißvoll, gewandt, in seiner Tendenz, der alles zum Mittel diente, unerschütterlich. Die Geistlichen und die Menge hingen von ihm ab, jene um der clericalen Grundsätze und Interessen willen, diese, tumultuarisch beweglich, mehr nach Freiheit begierig als dazu fähig, eher zu Entbehrungen zu bewegen, als zu Leistungen: und ganz zufrieden, daß diese von andern übernommen wurden.

So wenig das nun eine feste Organisation heißen konnte, so hatte sie doch anfangs das Uebergewicht der Macht. Mit den Schweizern und Deutschen, welche durch spanisches Geld geworben worden, mochten es ungefähr 20,000 Mann sein, welche im September 1589 von Paris zum Kampfe aufbrachen. Mayenne ließ vernehmen, entweder müsse sich der Béarner ins Meer stürzen, oder er werde ihn in Kurzem mit Ketten beladen durch die Straße St. Antoine mit sich daher führen.[1]

[1] Eine ursprüngliche und gleichzeitige Erzählung dieser Ereignisse enthält der Vrai discours, de ce qui s'est passé en l'armée jusqu'à la fin de 1589. Mém. de la Ligue IV, 49. Es ist beinahe wörtlich in Cayet Histoire novennaire, so wie in die Histoire des troubles

In Heinrich IV. aber fand er einen Feind, der nicht allein auf das Aeußerſte gefaßt und ſich auf Leben und Tod zu vertheidigen entſchloſſen war, ſondern auch bei allem Anſcheine flüchtigen Weſens und leichten Sinnes doch eine tiefe, beinahe religiöſe Ueberzeugung von ſeinem Rechte in ſich trug. Es iſt keine Phraſe, wenn Heinrich einem Freunde, der ihn auf das Mißverhältniß ſeiner Macht gegen die feindliche aufmerkſam machte, die Antwort gab, man müſſe ſeine Verbündeten mit in Anſchlag bringen, Gott und ſein gutes Recht. Aber zugleich war er ein Kriegscapitän, der nur in ſeinem Feldlager lebte und webte; ganz Anſtrengung, Nerv und Muth; hinter ſeinen Verſchanzungen bei Arques, die er zweckmäßig aufgeworfen hatte und dann perſönlich, nicht ſelten die Pike in der Hand, vertheidigte, war er unüberwindlich, auch dem viermal ſtärkeren Feinde gegenüber, und dieſer ſah ſich genöthigt, ſowohl dort, als da, wo er ſich ſonſt verſuchte, wie bei Dieppe, vor ihm zurückzuweichen.

Bald kam die Reihe zu handeln an Heinrich IV. Durch die vor Paris von ihm entlaſſenen, jetzt in größerer Anzahl ihm wieder zuziehenden Waffengefährten und durch engliſche Unterſtützung ſah er ſich ſtark genug, um im offenen Felde zu erſcheinen. Anfang Novembers zeigte er ſich wieder vor Paris und nahm einen Theil der Vorſtädte ein, ſo daß auch ſeine Gegner meinen, es wäre ihm nicht unmöglich geweſen, die Stadt zu bezwingen.[1] Doch würde ſich ſein kleines Heer gleichſam in derſelben verloren haben; ſeine Abſicht war nicht

von Matthieu übergegangen. Thuanus 97, 319 beruht ebenfalls darauf und iſt oft nur eine Ueberſetzung.

[1] Commentarii: Se havesse fatto un poco di sforzo haverebbe presa la città.

dahin gerichtet. Zunächst dachte er nur die Loirestädte, die an seinem Vorgänger festgehalten, für sich in Besitz zu nehmen; er hatte dabei das Vergnügen, feierlicher als bisher von dem Parlamente von Tours und zugleich von einer europäischen Macht, der Republik Venedig, als König von Frankreich begrüßt zu werden. Nachdem er Anjou und Maine von den Liguisten gereinigt und sich der friedlichen Haltung Epernons aufs neue versichert hatte, wandte er sich wieder nach dem nördlichen Frankreich. Er entsetzte und belagerte Städte, eroberte die einen, die andern verlor er wieder, doch war er im Ganzen im Vortheil: bewundernd berechneten seine Freunde, daß er binnen zwei Monaten mit seinem Geschütz einen Weg von 140 Lieues zurückgelegt habe: im Februar 1590 begann er Dreux zu belagern.

Für eine so durch und durch liguistische Stadt wie diese war, meinte Mayenne etwas wagen zu müssen, namentlich da ihr Verlust die Hauptstadt selbst gefährdet hätte. Auf Befehl des Königs von Spanien zogen ihm einige italienische und spanische, so wie schwere niederländische Reiterei und wallonische Hakenschützen von den Niederlanden her zu Hülfe; und so entschloß er sich, eine Schlacht zu wagen.

In Paris ward damals die Lehre erneuert, daß man sich aller Gemeinschaft mit den Ketzern enthalten müsse, schon darum, weil die Kirche sogar gebiete, sie zu tödten; in dem Lager Heinrichs IV. dagegen beteten sowohl Katholiken als Protestanten für den legitimen König; in den Ortschaften, die ihm gehorchten, waren sowohl Processionen als Predigten angeordnet. Heinrich selbst sah den bevorstehenden Kampf wie ein Gottesurtheil an, fast wie die alten Franken bei Fontenoy; er hat gebetet, Gott möge seine Waffen segnen, wenn

es zum Heile Frankreichs und der christlichen Welt gereiche, sonst nicht.

Am 14. März 1590 stießen die beiden Heere in der Ebene von Ivry auf einander, und es kam zu einer Schlacht, in welcher zwar auch die übrigen Elemente der modernen Kriegführung mitwirkten, die Hauptsache aber doch wie vor Alters auf der Haltung der Reiterei beruhte. Heinrich IV. schien der Uebermacht der Feinde erliegen zu sollen; weit und weiter sah man seine weiße Standarte zurückweichen und die Meisten machten Miene, ihr zu folgen. Der König rief aus, wer nicht länger mit ihm gegen die Feinde kämpfen wolle, möge sich wenigstens noch einmal umkehren, um ihn sterben zu sehen;[1] und stürzte sich in das dichteste Getümmel. Es war, als wenn die royalistischen Edelleute bei diesen Worten und diesem Anblicke von dem vollen Kriegsfeuer ihrer Altvordern ergriffen würden; der Gottheit ein Lebehoch rufend, warfen sie sich, hinter ihrem König her, dessen Helmbusch jetzt ihre Fahne wurde, auf den Feind. In diesem mochte ein dunkler Religionseifer leben, aber es fehlte ihm die Hingebung an die persönliche Autorität, welche ein so wirksames Element der Kriegführung und der Staaten ist. Die Liguisten wurden von dem royalistisch-religiösen Feuer ihrer Gegner besiegt: ihre Reiterei erschüttert, geworfen, vom Platz getrieben: deren fluchtartiges Weichen bewirkte, daß auch das Fußvolk sich nicht behaupten konnte; das deutsche und französische ward niedergehauen, das schweizerische ergab sich. Es war ein vollkommener Sieg Heinrichs IV.

[1] So im discours veritable: aus dem die Notizen bei Capet stammen, dessen Abweichungen eher willkürlich erscheinen. — Wohl die beste Schilderung in den Mémoires de M. Duplessis Mornay II, 55.

„Wir haben," heißt es in einem Briefe des Königs, „den Feind durchbrochen, ſeine Reiter zerſtreut, ſein Fußvolk gefangen, ſeine weiße Fahne, ſeine Kanonen genommen. Wie haben wir ſeine Burgunder — er meint die ſpaniſchen Niederländer — ſo übel zugerichtet! Gott hat gezeigt, daß er das Recht mehr liebt als die Gewalt." [1]

Die Briefe und Gedichte, in denen Andere dieſen Sieg verkündigen, lauten wie ein einziges Victoriageſchrei. Du Bartas verwebt eine politiſch-religiöſe, ſehr wohl gedachte Anmahnung an den Feind in ſeinen militäriſchen Triumphgeſang. [2] Und alles Ernſtes ging Heinrich IV. nun auf die Hauptſtadt los, die, nach einem damaligen Ausdruck, das Schwarze in der Scheibe bildete, nach dem er zielte. Durch die Beſetzung von Mantes und Vernon ſchnitt er ſie von ihrer Verbindung mit der Normandie ab; hierauf nahm er Corbeil oberhalb der Seine, welches als der Schlüſſel der Zufuhr aus dem inneren Lande betrachtet wurde, und darauf Lagny, wodurch er die Marne, Creil, wodurch er die Oiſe ſchloß. Ende April war die Brücke von Charenton in ſeiner Hand, ſeine Kanonen wurden auf den Montmartre gezogen. Er ſagte, die Pariſer ſeien ungehorſame Kinder; er müſſe ihnen in der einen Hand die Ruthe, in der andern den Apfel zeigen, dann würden ſie ſich ihm ergeben. Er konnte nicht begreifen, wie ſie ihm, der in der Fülle der männlichen Kraft mit einem ſiegreichen Heer vor den Thoren ſtand, den Spanier vorziehen konnten, den alten, durch tödtliche Krankheiten bereits gebrochenen, fernen

[1] Dieu a déterminé selon son équité. Recueil de Lettres Miss. de Henri IV, Tom. III, S. 169. Dieu a monstré qu'il aimait mieux le droit que la force. An de la Noue, 14. März 1590. p. 171.

[2] Cantique sur la victoire d'Yvry; Oeuvres 687.

Philipp II., deſſen Reich bei ſeinem nahen Tode zuſammenfallen müſſe.

Schon vor der Schlacht hatten die wohlhabenden Einwohner der Stadt, und ſelbſt einige Mitglieder der Regierung Geſinnungen kundgegeben, wie er vorausſetzte;[1] allein in der Menge lebte der alte Haß in ungeſchwächter Kraft. Man ſagte wohl, Heinrich IV. werde kommen, die St. Barthelemy zu rächen und ſeinen Arm bis an den Ellbogen in Blut tauchen. Der neue päpſtliche Legat, Gaetano, gleichen Sinnes mit Mendoza, hatte noch vor der Schlacht, nach feierlichem Gottesdienſt, den Eid der Union von den ſtädtiſchen Beamten vom Prévôt des Marchands abwärts bis zu den Fahnenträgern in den Quartieren erneuern laſſen: ſie ſchwuren, niemals einen Nichtkatholiken als König anzuerkennen; das Volk in den einzelnen Quartieren wiederholte den Eid. Die theologiſche Facultät that den Ausſpruch, daß Heinrich von Bourbon, auch wenn er die kirchliche Abſolution empfange, doch nicht mehr als König anerkannt werden dürfe. In dieſer Geſinnung hielten ſie nun auch während der Belagerung aus. Der Mangel, der durch dieſelbe eintrat, erhöhte nur die geiſtlich ſpaniſche Einwirkung. Die geiſtlichen Genoſſenſchaften ließen ſich die Ernährung der Armen dringend angelegen ſein, und es machte doppelten Eindruck, wenn dann die Mönche ſelbſt in den abgehärmteſten Geſtalten aus dem Kloſter hervortraten.

[1] Schreiben Mendoza's vom 5. März: siendo los ricos deste lugar los que mas dessean el accordarse con Bearne y los de mediano estado y commun pueblo son contrarios a ello y fervientes en la defensa de la religion. 6. Mai bemerkt er: yr crescendo en los mas principales siempre el deseo de accordarse en que inclinan los mas que tienen voz en consejo y mano en el govierno.

Bernardino Mendoza verkaufte ſein Silberzeug, um den Armen Brod zu geben; als der Mangel fühlbarer wurde, lehrte er, nach der Weiſe der Schotten Nahrung aus Hafer bereiten: er ließ große Keſſel von Oatmeal vor ſeinem Hauſe aufſtellen, von dem ſich Tauſende nährten. Wie oft hat man, wenn er durch die Straßen ging, dem König von Spanien ein Lebehoch ausgerufen! Im Mai traf die Nachricht vom Tode des Cardinals von Bourbon ein; bei der Bevölkerung hatte das keine andere Wirkung, als daß der Wunſch, ſich dem König von Spanien zu unterwerfen, aufs Neue mit doppelter Stärke rege wurde.

Wohl zeigten ſich auch die entgegengeſetzten Ideen, wie in jenem hugenottiſchen Weib, das die Straßen durchirrte, und den Mönchen ihre Sünden vorwarf; ſie wollte kein rothes Kleid mehr tragen, weil der Legat in dieſer Farbe erſchien; ſie ſang ihre Pſalmen mit lauter Stimme; die Geiſtlichen, die ſie zu beruhigen ſuchten, erſtaunten, wie gut ſie in der Schrift bewandert ſei; ſie ergoß ſich in den feurigſten und ſchönſten Gebeten; in den Wolken behauptete ſie einen Mann geſehen zu haben, ein Schwert in der Hand, der ihr befohlen, der Herzogin von Montpenſier zu ſagen, ſie ſolle ſich nicht mehr ſchminken, und dem Cardinal-Legaten, er ſolle Frieden machen. Es war eine der ſchönſten Frauen in Paris; ſie ſtarb im Hoſpital.[1] In der Menge blieben die katholiſch-ſpaniſchen Geſinnungen bei weitem überwiegend.

Anfang Auguſt ward die Hungersnoth ſo unerträglich, daß man ſich in der Stadt entſchloß, eine Deputation an Heinrich IV. zu ſchicken. Aber nicht etwa auf Unterwerfung war der Antrag derſelben gerichtet, ſondern nur auf eine

[1] L'Etoile II, 40.

allgemeine Pacification, an welcher der König von Spanien theilnehmen sollte. Heinrich IV. antwortete, er wolle nicht, daß seine Unterthanen dem Könige von Spanien den Frieden zu verdanken hätten. [1]

Es war vor allem die von den Predigern verkündigte Aussicht auf nahe spanische Hülfe, was die Gemüther aufrecht erhielt; immer noch hatte dieselbe zur Verzweiflung Mendoza's gezögert; in diesem, dem dringendsten Augenblick, kam sie wirklich heran.

Philipp II. hatte Geld gegeben, fremde Truppen geworben, ein andermal auch schon eigene herbeigesendet; jetzt aber that er noch mehr: er befahl seinem Neffen, Alexander Farnese von Parma, der in der Eroberung der Niederlande begriffen war, seine dortigen Unternehmungen zu unterbrechen und mit seinem ganzen Heere nach Frankreich vorzurücken.

An sich war Alexander Farnese nicht dazu geneigt; nach seiner Ansicht hätten Frankreich und Spanien Freundschaft halten müssen: am wenigsten schien ihm der damalige Augenblick geeignet. Ohne dieß, meinte er, lasse sich noch in dem laufenden Sommer, der sehr trocken war, ein glücklicher Versuch auf Holland und Seeland machen: unmöglich könne er zugleich Frankreich angreifen und die Niederlande bewältigen; wenn er beides versuche, so werde er keines von beiden erreichen. Am spanischen Hofe war nun aber einmal jene große Verflechtung aller katholischen Angelegenheiten ins Auge

[1] Recueil de ce qui s'est passé en la conférence du Sr. A. de Gondi et Archevêque de Lyon avec le roi. Mém. de la Ligue IV, 317. Corneyo: Discours bref et véritable des choses plus notables arrivées au siège de Paris ist für das, was man öffentlich sagt, glaubwürdig; jedoch zeigt seine Erwähnung dieser Mission, daß er die Verhandlungen selbst nicht kannte.

gefaßt worden; König Philipp und sein Staatsrath hegten überdieß die Meinung, daß Spanien mit dem König von Navarra niemals Frieden haben werde; gewinne er Paris und mit der Stadt die Krone, so werde ihn nichts abhalten, mit seinen siegestrunkenen Hugenotten sich auf die Niederlande, oder auf Italien, oder auf Spanien selbst zu stürzen: indem man ihn in Frankreich angreife, vertheidige man die Niederlande am besten.[1] Der Herzog von Parma war einigermaßen ungehalten, daß man aus der Ferne und vom Kabinet aus die Nothwendigkeiten der Kriegführung beurtheilen wollte. Aber da der Wille des Königs entschieden war und das nöthige Geld einging, so blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen.

Zunächst brachte er das Heer Mayenne's, der sich nicht in Paris hatte einschließen lassen, in kriegsfertigen Stand; dann in der Mitte August 1590 überschritt er selbst die französischen Gränzen.

Er ward überall als der Oberanführer der Ligue empfangen, wie denn auch die für dieselbe bestimmten Gelder durch seine Hand gingen. Bei seinem Einzuge in Laon trug man ihm die Schlüssel der Stadt auf silbernem Becken entgegen; auf dem Wege nach Meaux bei Lizy traf er mit Mayenne zusammen und sie hielten eine große Musterung,

[1] Ich schöpfe hiebei aus Guilielmi Dondini Bononiensis e Soc. Jesu Historia de rebus in Gallia gestis ab Alexandro Farnesio, Parmae et Placentiae Duce III, supremo Belgii praefecto (Nuremberg 1675) p. 118, welcher gute Quellen hatte: Nach S. 259 lagen ihm auch die Tagebücher Alexanders von Parma vor. Hispani Triumviri (d. i. Mendoza, Morco und Tassis) ita cum foederatis agebant, ut ad Alexandrum referrent omnia, communicatisque inde consiliis communes ad Regem literas darent: quae nobis literae ad intima consiliorum pernoscenda adiumento fuere.

bei der man 17,000 Mann zu Fuß, 4000 zu Pferde zählte.[1] Die Spanier zeigten eine gewiſſe militäriſche Eleganz, welche die Franzoſen in Erſtaunen ſetzte; manche ſchienen erſt inne zu werden, daß es noch eine gebildete Welt außer Frankreich gebe. Hierauf bewegte ſich das vereinigte Heer gegen Paris vorwärts; Alexander Farneſe hatte den Auftrag, entweder die Stadt zu entſetzen, oder, wenn er ſie ſchon genommen finde, den Feind in den rauchenden Trümmern aufzuſuchen.

Schon ſein bloßer Anmarſch war entſcheidend. Wie erſtaunten die Einwohner von Paris, als ſie am Morgen des 30. Auguſt den Feind nicht mehr vor ihrer Stadt erblickten! Alles ſtürzte auf die Wälle, um ſich davon zu überzeugen. Die Einen begaben ſich dann zu den Proceſſionen, die unverzüglich veranſtaltet wurden; Andere nach dem Lager, wo ſie nun doch noch einige nicht ganz ausgeleerte Zelte zu finden ſich freuten. In ununterbrochener Reihe die Straßen bedeckend, bewegten ſich ſofort unzählbare Wagen mit Lebensmitteln nach den Thoren von Paris.

[1] Spectaculi frequentia maior ad oppidum Lisiaci fuit, ubi ut lustraretur foederatorum exercitus primi et secundi agminis copiae inter Farnesium et Maineum . . . . convenerat. De rebus in Gallia gestis ab Alex. Farnesio p. 218. — Taſſis, der den Namen nicht hat, bezeichnet den Ort als pagus quidam, qui est in media quasi Meautii via, d. h. zwiſchen Meaux und la Ferté Milon. De Tassis Commentarii p. 505. Uebrigens ſieht man auch hier, wie ſchwer es iſt, Zahlen zu beſtimmen. Taſſis gibt in einem Briefe von Lagny 3. September das Heer des Prinzen auf 12,000 Mann zu Fuß und 2400 zu Pferd, das Heer Mayenne's auf 6000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferd an. Die Muſterung war nicht vollſtändig geweſen. Taſſis bemerkt, daß ſeit dem letzten großen Kriege (von 1559) kein ſo ſtattliches Heer in Frankreich geſehen worden ſei. Das Heer des Königs ſchlägt er auf 16,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferd an; andere Angaben zählen 7000 Mann zu Pferd.

Heinrich hatte es unmöglich gefunden, zugleich die Stadt belagert zu halten und den heranrückenden Feind zu bestehen. Das Letztere schien ihm das dringendste und sagte ihm am besten zu; er brach sofort auf, um den Herzog von Parma zu einer Schlacht im offenen Felde zu nöthigen. Sein Fußvolk war nicht ganz so zahlreich, überdieß aber bei weitem nicht in so gutem Zustand wie das feindliche; aber er erwartete alles von seiner überlegenen Reiterei. In seinem Lager zählte man viertausend französische Edelleute, welche eine Feldschlacht mit nicht viel geringerem Feuer wünschten, als einst ihre Altvordern in den flandrischen und englischen Kriegen. Heinrich IV., der sich selbst hart an die Feinde heranwagte, um zu sehen, wie sie sich ausnahmen, lagerte sich dann auf den Höhen von Chelles, gerade vor ihnen, auf ihrem Weg. Er fühlte sich glücklich, als er am 2. December bewaffnete Schaaren die gegenüberliegenden Anhöhen einnehmen und wie zur geschlossenen Schlacht anrücken sah: er glaubte den Stern von Ivry über sich zu erblicken. Aus seinen Briefen sehen wir, wie seine ganze Seele mit dem bevorstehenden Geschick umging und sein Entschluß fest stand, eher zu sterben als zu weichen. So kam er in die Ebene herunter, um dem Feinde den Angriff leichter zu machen.

Niemals aber war es der Sinn Farnese's gewesen, so sehr ihn auch die Ungeduld der liguistischen Franzosen dahin vorwärts zu treiben suchte, die Sache auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Seine bisherigen Erfolge verdankte er nicht dem Glücke der Feldschlacht, sondern wohlgewählten Stellungen in befestigten Lagerplätzen, geschickten Bewegungen, nachhaltigen Belagerungen. Obgleich die Bestandtheile der beiden Heere manches Gleichartige hatten, so waren es doch gleichsam zwei verschiedene Systeme des Krieges, die hier einander gegenüber

ſtanden. In dem Heere des Königs lag das vornehmſte Gewicht auf dem franzöſiſchen Adel, der freiwillig und ohne Sold ins Feld kam, ſeinem geſetzmäßigen Herrn eine unbedingte Hingebung widmete, und nur nach dem Ruhme der Schlacht dürſtete. Der Kern des Farneſiſchen Heeres beſtand dagegen in eingeübten und beſoldeten Truppen: ſpaniſchen, walloniſchen, italieniſchen und deutſchen Regimentern, welche einen feſtzuſammenſchließenden, militäriſch leitbaren Körper bildeten. Die Bewegungen des Herzogs hatten nur zum Ziel, den König zu beſchäftigen, und indeſſen von jenen Plätzen einen der wichtigſten, Lagny, zu erobern, der die Zufuhr auf der Marne, wie von dem Lager, ſo auch von Paris abhielt. Als ihm dieß gelungen war, überließ er die Dinge ruhig ihrem Gange. Er hielt ſich unbeweglich, auch als Heinrich eine raſche Wendung gegen Paris nahm und einen Anfall auf die Vorſtädte verſuchte; er wußte recht wohl, daß das zu nichts mehr führen könne. Einen Krieg dieſer Art konnte nun aber Heinrich nicht aushalten: dazu war ſein Talent nicht entwickelt und der Zuſtand ſeiner Truppen machte es ihm unmöglich. Dem Eifer, mit dem die ſchlachtbegierigen Edelleute herbeigekommen, war, als die Ausſicht zu eigentlichem Schlagen verſchwand, nur ihre Ungeduld, ſich wieder zu entfernen, gleich.[1] Wir haben die Briefe übrig, in denen ſie ihrem König und Führer vorſtellen, wie viel ſie für ihn gethan, welche Verluſte ſie erlitten, wie nothwendig es für ſie ſei, nach Hauſe zu gehen, um ihre

[1] 8. Oktober an Montmorency Lettr. miss. III, 266. C'est une humeur que je ne suis pas à cette heure de reconnaître, m'estant apperçu assez de fois qu'ils n'en reviennent jamais, et ne sert rien de les y contredire. In den halbofficiellen Erzählungen ſucht er den wahren Grund eher zu verheimlichen.

häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und ihm dann aufs Neue dienen zu können. Heinrich IV. wußte aus Erfahrung, daß es vergeblich sei, einer solchen Stimmung widerstreben zu wollen; bereits in der Mitte December trennte er sein Heer; die Edelleute entließ er in ihre Provinzen, mit den Hülfsvölkern besetzte er die festen Plätze, eine Schaar ausgesuchter Mannschaften behielt er bei sich, um den kleinen Krieg zu führen. Und so war dieser Feldzug trotz aller Anstrengungen und Siege doch zu seinem Nachtheil ausgefallen. Eine einfache Betrachtung zeigt, welch einen überwiegenden Antheil die Spanier an diesem Erfolge hatten. Bernardino Mendoza hatte die Pariser während der Belagerung zusammengehalten; die Ankunft des Prinzen von Parma entsetzte die Hauptstadt; dessen strategische Haltung brachte die Auflösung des königlichen Heeres hervor. In Paris machte man, und zwar auch auf den Rath Mayenne's, Veranstaltungen, den siegreichen Heerführer auf das Festlichste zu empfangen; manche Dame schmeichelte sich, den Helden, der in dem doppelten Ruhme des Sieges und der Religion strahlte, an sich zu fesseln; Alexander von Parma entzog sich Allem. Nur einmal, ohne sich zu erkennen zu geben, hat er die Hauptstadt besucht: es war ihm genug, durch die Eroberung von Corbeil ihr die Zufuhr auch auf der Seine frei zu machen. Dann zog er sich nach den Niederlanden zurück. Heinrich verfolgte ihn auf dem Rückzuge und brachte ihm einige Verluste bei. Er hatte seine Stellung in den Provinzen behauptet, nahm in diesem Augenblick Corbeil wieder und eroberte Chartres. Aber König von Frankreich war er nicht geworden: als der erste Kriegsführer der Welt, wie man ihm geschmeichelt, konnte er mit nichten angesehen werden.

Er hat geſagt, zuletzt ſei es doch nur das Geld, das den Unterſchied zwiſchen ihm und dem Prinzen von Parma mache; mit beſſern Geldmitteln würde er auch ſein Heer haben im Felde halten können.

Und das iſt gewiß, daß ohne regelmäßige Beſoldung ein Heer wie das ſpaniſche, und dann auch ein Heerführer, wie der Prinz von Parma, nicht möglich geweſen wären: das Silber von Potoſi gehörte dazu, um den Geiſt der ſtehenden Armeen in Europa zu entwickeln. Auch ein geordnetes Staatsweſen mit feſter politiſcher Richtung war dazu erforderlich. Wie ſo weit überlegen erſchien in dieſem Augenblicke die ſpaniſche Monarchie dem franzöſiſchen Königthum. Jene das ſüdliche Amerika, das öſtliche Aſien, die pyrenäiſche und apenniniſche Halbinſel umfaſſend, auf dem Continent von Sieg zu Sieg fortſchreitend, mit einem großen Princip verbündet, am beſten gerüſtet, dieſes ohne Gehorſam, Mannſchaften, Geld, von dem größten Theil ſeiner eigenen Angehörigen bekämpft, zwiſchen den beiden religiöſen Parteien ſchwankend. Nachdem die Waffen Parma's ſiegreich geblieben, ließ es ſich an, als ob Frankreich in den Ideen der ſpaniſchen Monarchie vielleicht ganz und gar aufgehen, ein Anhang derſelben werden würde.

Drittes Capitel.

Uebergewicht der Spanier in Frankreich. Liguiſtiſch-ſpaniſche Ideen.

Bernardino Mendoza hatte die Abſicht gefaßt, Frankreich zu einer Provinz des großen katholiſch-monarchiſchen Syſtems

zu machen, das unter seinem König Europa und die Colonien beherrschen sollte.

Seit dem Tode Heinrichs III. war in allen Unterhandlungen mit Mayenne davon die Rede, den König von Spanien zum Protector von Frankreich zu ernennen. Mayenne zeigte sich im Allgemeinen einverstanden; eine Punktation war bereits entworfen und zur Unterzeichnung vorgelegt; die Verhandlung stieß sich besonders an die Bestimmung der Rechte des Protectors. Mendoza forderte für denselben beinahe herrschaftliche Befugnisse. Der Minister des Protectors sollte an den Conseils in Sachen des Staates, des Krieges und der Finanzen Theil nehmen; nach dem Tode Carls X. sollte die Thronfolge nur mit Beistimmung des Protectors festgesetzt werden, dessen Rechte sollten fortbestehen. [1]

Man begreift es, wenn Mayenne und seine Räthe, vornehmlich Villeroy, einigen Anstand nahmen, Artikel, welche ihre eigene Unterwerfung unter den spanischen Gesandten in sich schlossen, zu unterzeichnen; Mendoza gab darum seine Absicht nicht auf, er hoffte sie durch die Beistimmung der Menge zu erreichen.

[1] Puntos que se apuntaron para concierto en las juntas que ha avido entre el duque de Umaine y nosotros; in den Papieren von Simancas; der erste Punkt lautet: que el partito catolico pide la protecion de S. M. como rimedio unico de su salvacion. Ein anderer: que se pongan en execucion los punctos a que obliga la ligua, also auch die Zusage über Béarn. Ferner: anadierasse a esto la intervencion de ministros del protector en los consejos de estado guerra y hacienda; la obligacion de nunca tratar o determinar cosa de la succession del reyno en caso de muerte del cardinal sin intervention del protector et estender la protecion en cabeça de la corona de España. Doch lasse ich dahin gestellt, ob Mendoza das alles schon wörtlich vorgeschlagen hat.

Aus Mendoza's Briefen lernen wir die Art und Weise seiner diplomatisch-demagogischen Thätigkeit kennen. Die Mitglieder der städtischen Association, der Prévôt des Marchands, pflegten ihn zu besuchen und ihn um Rath zu fragen. Aber sehr vorsichtig ging er mit ihnen zu Werke; was er beabsichtigte, bezeichnete er nie als seine eigene Meinung, — denn die Franzosen, sagte er, seien argwöhnisch gegen Alles, was nicht von ihnen selbst komme[1] — er redete davon als von einer Auskunft, die er habe erwähnen hören. Seine Freunde wiederholten es dann in den Zusammenkünften der Partei; und gar bald sah er Andere aus deren Mitte bei sich erscheinen, die ihm das, was von ihm herrührte, als etwas, das ihnen selbst rathsam dünke, vortrugen; dann erst sprach auch er sich dafür aus; hierauf ward die Sache in den zahlreicher besuchten Versammlungen durchgesprochen und nach und nach zum Beschluß erhoben. Mendoza beherrschte besonders auch die Mitglieder der Sorbonne, damals Menschen von wenig Gelehrsamkeit und Geist, aber von einer gewissen Rednergabe, in welcher ihr ganzes Talent bestand: sie arbeiteten in seinem Sinne. Sein Einfluß war um so wirksamer, je mehr er denselben verbarg.

Bald nach dem ersten Wiedererscheinen Heinrichs IV. in den Vorstädten von Paris, bei welcher Gelegenheit sich einige seiner Anhänger geregt hatten, ward in den liguistischen Versammlungen, die als den obersten Grundsatz festhielten, daß man sich mit demselben unter keinen Umständen versöhnen dürfe, die Frage erörtert, wie man sich mit Gewalt gegen ihn werde

[1] Mendoza 30. Oktober 1589. Der Humor der Nation sei, estar sospechoso del estrangero, por mas que aya menester su amistad, no satisfaziendoles nada que no sea de su nation.

behaupten können. Man bemerkte, daß es dazu nur zwei Mittel gebe, das eine, alle katholischen Franzosen zu vereinigen, das andere, sich dem König von Spanien gänzlich anzuvertrauen; da das Erstere sich nicht erreichen lasse, weil die Interessen der Religion bei so Vielen in Vergessenheit gerathen seien, so bleibe nur das Andere übrig; man müsse sich des Schutzes des Königs von Spanien versichern. Auch hier kam in Vorschlag, den König Philipp II. in aller Form zum Protector von Frankreich zu ernennen.

Es fehlte nicht an Einwendungen, welche dagegen gemacht, aber dann von Mendoza und dessen Freunden widerlegt wurden.

Man wandte ein, König Philipp werde die spanische Inquisition einführen, die Stellen mit Auswärtigen besetzen, ungewohnte Subsidien fordern, das Land mit seinen Truppen drücken; vielleicht werde er sich französischer Städte bemächtigen; man sei in Gefahr, daß der ganze Adel sich lossage.[1]

Darauf war die Antwort, die Feuerkammern seien härter als die spanische Inquisition, die einheimischen Truppen oft gewaltsamer als die spanischen; andere Eingriffe werde man durch die allgemeinen Stände verhüten. Für die französischen Städte sei mehr von England zu fürchten als von Spanien. In manchen religiös aufgeregten Franzosen hatte der kirchliche Eifer so vollkommen das Uebergewicht über den gewohnten nationalen Ehrgeiz, daß sie die Möglichkeit großer Verluste ruhig ins Auge faßten. Es ist gesagt worden, bei geringem Umfange könne das Reich, wenn es von Atheismus und

[1] Incommodités, qu'aucuns disent pouvoir advenir si on appelle l'Espagnol comme protecteur de nostre roy et royaume. 1589. Arch. von Simancas.

Ketzerei gereinigt werde, zum Wohle der Christenheit und zu seinem eignen mehr thun, als wenn es ganz Asien besäße.[1]

Einen Scrupel erweckte es doch, daß auf diese Weise die Franzosen unter die Regierung der Spanier gerathen dürften. Mendoza sagte darauf, mit der Verwaltung der großen Monarchien verhalte es sich, wie mit der Leitung der Mönchsorden; obwohl unter Einem Haupte bestehe ein Orden aus vielen Nationen; ein italienischer Guardian habe den Franzosen, ein französischer den Deutschen nichts zu befehlen; jeder Klosterbruder sei dem, der nicht von seiner Nation, ein Fremder; aber von Allen werde einmüthig das oberste Haupt anerkannt. Eine ähnliche Verfassung habe die spanische Monarchie und zwar zum großen Vortheil der Provinzen. Offenbar befinde sich z. B. die Grafschaft Burgund besser bei der spanischen Regierung, als das Herzogthum Burgund bei der französischen; so sei man in Artois besser daran, als in der Picardie. Sehr wahrscheinlich in der That, daß der im allgemeinen befriedigende Zustand der benachbarten spanischen Landschaften französischer Zunge die Vorstellungen Mendozas unterstützte: genug, er brachte die Bürger nach und nach ganz auf seine Meinung.

Er hoffte, daß er auch den katholischen Adel für sich gewinnen werde, wobei er besonders auf den Vorgang und Einfluß des Grafen Brissac rechnete. Ihn und den Prévôt des Marchands, der durch seine Freunde Partei unter den Bürgern mache, empfiehlt er dem König zu einer Belohnung.

[1] Quand le royaume seroit de moindre étendue qu'il n'est, si est ce qu'étant repurgé d'hérésie et d'athéisme il pourroit plus faire de bien à la république chrétienne et à soi-même, qu'il ne pouvait faire avec la corruption présente quand il seroit plus grand que toute l'Asie.

Den Bürgern rieth er nur, sich vor jeder Beleidigung der Edelleute zu hüten, nicht die alten Feindseligkeiten, welche höchst verderblich werden könnten, zu erwecken.

Mit Mayenne und seinen Räthen ward sehr ernstlich über die Frage unterhandelt. Der Erste, persönlich, legte besondern Werth darauf, daß er als das Oberhaupt seines Hauses anerkannt werde; er hat einmal wirklich das Wort ausgesprochen, er wolle ein gehorsamer Unterthan König Philipps II. sein. Die Mitglieder des von ihm neu gebildeten Conseils hoben mehr die allgemeinen Anliegen hervor. Sie waren nicht gegen eine Anerkennung Philipps II. als Protector von Frankreich, aber sie forderten, daß derselbe alsdann nicht allein als Bundesgenosse, sondern förmlich als Kriegsherr auftrete und die Sache ganz in seine Hand nehme. Mendoza erwiederte, das werde so ungeheure Kosten verursachen, daß der König nicht mit einer einfachen Anerkennung als Protector zufrieden sein könne, sondern bestimmte Prärogativen der Souveränetät fordern müsse. Die Franzosen trugen Bedenken, sich auf eine definitive Festsetzung der Rechte einzulassen; sie bemerkten, daß ja Alles, was Philipp für Frankreich leiste, zum Vortheil der katholischen Religion, und insofern zu seinem eigenen Vortheil gereiche. Mendoza versetzte: über allen Vergleich mehr müsse die Sache doch den Franzosen am Herzen liegen; er denke, sie würden nicht aufhören wollen Katholiken zu sein; sie würden auch Paris nicht an den Feind verlieren wollen: er frage, wo der Mann unter ihnen sei, der Religion und Staat zugleich aufrecht erhalten könne.

Mendoza zweifelte nicht, noch zu seinem Ziel zu gelangen. Zuweilen zeigt er sich ganz enthusiastisch von der Aussicht eingenommen, die seinem Fürsten dadurch aufgehe; die Pforte

eines fremden Reiches werde ihm durch die Unterthanen deſſelben eröffnet; er werde es in Kurzem mit ſeinen übrigen Kronen vereinigen oder, wenn er das vorziehe, in die Hände eines Dritten geben können.

Beſonders in den Kreiſen der ſtädtiſchen Ligue fand der Gedanke der ſpaniſchen Protection unbedingten, durch keine langen Erwägungen zurückgehaltenen Beifall. So lange der König-Cardinal Carl X. lebte, wies der Geſandte jede Manifeſtation zurück, denn bei Lebzeiten eines von ihm anerkannten Königs könne ſie Philipp II. nicht als ſeine Vaſallen annehmen. Nachdem Carl geſtorben war, während der Belagerung, zeigte ſich alles zur Unterwerfung unter den König von Spanien bereit. Mendoza beklagt nur, daß er nicht den beſtimmten Auftrag, dazu die Hand zu bieten, gehabt habe.[1] Die Einwirkung des Herzogs von Parma war nicht ganz im Sinne des Geſandten; Mayenne traf eigenmächtige Veränderungen in der Stadt; aber das hinderte nicht, daß nicht noch im December 1590 formelle Unterwerfungsanträge nach Madrid gerichtet worden wären. Die Inſtruction iſt noch vorhanden, durch welche die Sorbonne den Franziskaner Matteo Aguirre mit voller Gewalt verſieht, um den König Philipp zu erſuchen, die gottgetreue, dem apoſtoliſchen Stuhl gehorſame, dem König von Spanien ergebene Stadt Paris, die Mutter der Gelehrſamkeit, unter ſeinen Schutz zu nehmen, und ſie gegen die grauſamen Feinde der katholiſchen Religion zu vertheidigen.

[1] 22. März: esta villa y a su imitacion otras muchas bramau por echarse en las manos de V. Md. — 19. Mai: er halte die Unterhandlung mit den Katholiken auf, welche nur wünſchen, »de entregarse a V. Md., sin por no tenir orden de V. Md. ni dar me de Flandes claridad del tempo preciso en que podran venir bas fuerças.«

Die Mitglieder bezeichnen sich als die Theologen, die von Gott seinem Volke vorgesetzt sind. Aguirre behauptet, daß die Städte Paris, Orleans, Amiens, Beauvais, Peronne, Sens, Soissons, Meaux und Chartres durch ihre Abgeordneten die Doctoren aufgefordert haben, auf ihre Rettung Bedacht zu nehmen, und unterwürfiger kann man sich nicht ausdrücken, als er es in ihrem Namen thut. „Sie haben mich beauftragt,“ [1] sagt er, „niedergeworfen zu den Füßen Eurer Majestät, Sie anzuflehen, sich ihrer zu erbarmen; die vielen Beleidigungen, welche ihre Vorfahren der katholischen Krone zugefügt haben, zu vergessen, die Augen der Gnade auf sie zu richten, sie als seine Vasallen anzunehmen, ihnen zu Hülfe zu kommen und sie fortan zu regieren.“

Nicht wenig trug zu diesem Erfolge die Bedrängniß und die Gefahr der Stadt bei, die auch nach der Belagerung fortdauerte. Da Heinrich seine Versuche auf Paris von Zeit zu Zeit wiederholte, so setzte die herrschende Faction der Sechzehn nicht ganz mit dem guten Willen Mayenne's im Februar 1591 durch, daß eine Garnison aus Spaniern und Neapolitanern daselbst aufgenommen wurde. Wie die Rettung vor dem Feinde, so schien auch die Behauptung der Stadt gegen denselben, allein von spanischer Hülfe abzuhängen.

Auf ähnliche Weise ging es in den Provinzen; in den meisten hielt sich die Ligue nur durch einen Beisatz spanischer und italienischer Kräfte.

Carl Emanuel von Savoyen hatte, nach der Katastrophe vom Blois, der Ligue versprochen, ihr zu Hülfe zu kommen, sobald sich Heinrich III. mit dem König von Navarra vereinigen

[1] Reciba de baxo do su protecion a la ciudad di Paris, ponga los ojos de la clemencia en ellos y los reciba por sus vasallos.

würde. Nur der glückliche Fortgang der königlichen Waffen im Frühjahr 1589, die Furcht vor einem Tag der Rache hielt ihn damals zurück; nach der Ermordung Heinrichs III. ließ er seinem Ehrgeiz freien Lauf. Glaubte er doch als Enkel Heinrichs II. selbst einen Anspruch auf die Krone machen zu können! Er nahm nun in Saluzzo die Huldigung ein: die Lilien wichen überall vor den weißen Kreuzen. Indem aber geschah, daß die Stände der Provence, von den Anhängern Heinrichs IV. gedrängt, und nur durch die Unterstützung des Herzogs einigermaßen aufrecht erhalten, ihn in aller Form zu ihrem Grafen und Herrn wählten. Ihres alten Zusammenhanges mit dem deutschen Reiche haben sie dabei nicht gedacht, wohl aber ihres Verhältnisses zu dem Hause Lothringen, dem die Provinz mit Gewalt entrissen worden sei, um tyrannischer Weise mit der Krone von Frankreich verbunden zu werden. Jetzt wissen sie, wie sie erklären, Niemand, der sie vor den Ketzern und deren Gönnern beschützen könne, als den christlichen und katholischen, siegreichen und gütigen Herzog von Savoyen; sie bitten ihn, sie als seine Unterthanen und Vasallen anzunehmen, sie bei ihren Freiheiten zu schützen, und den katholischen Glauben aufrecht zu erhalten.[1] Mitte November 1590 hielt Carl Emanuel als Graf von Provence und Forcalquier seinen feierlichen Einzug in Aix; obgleich er alle Ehrenbezeugungen, die den Königen vorbehalten sind, von

[1] Die Rede, aus der diese Worte genommen sind, theilt Dupleix aus den Memoiren von Mauroy, Secretär von Lavalette, mit, Henry IV, 61. Er versichert, daß Carl Emanuel diese Ernennung zur Bedingung aller weiteren Hülfsleistung gemacht: was Guichenon, der ihm sonst folgt (726) nicht für rathsam hielt zu wiederholen. — Papon: Histoire de Provence ist nicht so unterrichtet wie man erwarten sollte, er macht zu viel literarischen Anspruch für eine Provincialgeschichte.

sich wies, so betrug er sich übrigens als der Fürst des Landes, bildete sich ein Conseil, ernannte zu den Aemtern und berief die Stände. Der königliche Gouverneur der Provinz, La Valette, war damit nicht beseitigt: zwar nicht sein Herr, dem es unmöglich war, aber Montmorency von Languedoc, und besonders Lesdiguières von Dauphiné her, leisteten ihm Hülfe. Um ihnen überlegen zu werden, begab sich der Herzog über Marseille, wo er sich eines freudigen Empfanges zu erfreuen hatte, selbst nach Spanien, und kehrte im Juli 1591 mit fünfzehn Galeeren von da zurück, welche spanische Hülfsvölker an Bord hatten. Er eroberte wirklich das feste Berre, und ward, wenn nicht Meister des Landes, aber doch mit seinen Anhängern sehr mächtig in demselben.

Ein rechtes Beispiel, wie die Provinzen sich in Parteien zersetzten und diese ihren Krieg führten, giebt Languedoc.

Die Liguisten behaupteten unter dem Herzog von Joyeuse einige der vornehmsten Städte, wie Toulouse und Narbonne, ein Theil des Landesadels war für sie; an Montmorency dagegen, der so nahe mit Heinrich IV. verbunden war, schlossen sich Montpellier, Beziers, alle protestantischen Städte und Districte und die berühmtesten Namen des alten Adels an. Jede Partei hielt alle Jahre zweimal ihre Ständeversammlung; diese verfügte in ihrem Umkreis über geistliche und weltliche Einkünfte und die Domänen des Königs; sie ließen sich auch zu eigenen Bewilligungen herbei, so daß die Gouverneurs im Stande waren, Truppen zu Pferd und zu Fuß und einige Schiffe an der Küste zu halten. Der mächtigere von beiden war Montmorency, besonders deßhalb, weil ihm aus den Salinen in seinem Bezirk ein ansehnlicheres Einkommen erwuchs. Er hielt 4000 Reiter, gegen 4000 Mann zu Fuß

und vier Kriegsfahrzeuge, mit denen er die Küſtengewäſſer durchſtreifte; er hatte die meiſten Häfen im Beſitz. Sein Umſichgreifen bewog König Philipp II., im Sommer 1590 eine Schaar deutſcher Landsknechte unter dem Grafen Hieronymus Lodron zur Unterſtützung der Katholiken nach Narbonne zu ſchicken.[1] Wir finden eine Anzahl deutſcher Büchſenmeiſter dabei, welche Erzherzog Ferdinand angeworben hatte, Feuerwerker und Gießer von Nürnberg und Augsburg, mit ihnen allerlei andere oberdeutſche Handwerker. Um den Franzoſen zu zeigen, wie man Ketzern begegnen müſſe, ward ein Regiment Spanier über Rouſſillon herbeigeſandt. Mit dieſer Hülfe gewann Joyeuſe die Uebermacht und nahm eine ganze Anzahl royaliſtiſcher Schlöſſer ein; auch Carcaſſonne, um das ſo lange geſchlagen worden, fiel in ſeine Hand.

Auf eine ähnliche Weiſe kämpften der Herzog von Mercoeur und der Prinz von Dombes um Bretagne. Auch hier ſah man zwei einander entgegengeſetzte Ständeverſammlungen, eine liguiſtiſche zu Nantes, eine royaliſtiſche zu Rennes; auch hier kam der König von Spanien mit einem Heerhaufen von 5000 Mann unter Juan del Aguila den Liguiſten zu Hülfe. Es iſt ſehr auffallend, daß der Herzog von Mercoeur, der durch ſeine Gemahlin Erbanſprüche an die Bretagne zu haben

[1] Im Archiv von Simancas (zu Paris) ſind deſſen in italieniſcher Sprache verfaßte Berichte an den König vorhanden; folgende Stelle wirft einiges Licht auf die Verhandlungen: questa mattina (ſagt er 24. September 1591) trattando con il duca di Joyosa e suo luogotenente generale sopra il particulare di Leucate gli proposi in caso che la si pigliasse se si consentiriano che segli mettesse presidio di Alemani o che si ispianasse, mi hanno risposto che in questo caso farebbono quello che S. M. commandasse. Er ſchickt zugleich einen Plan von Leucate essendo frontiera buona per la Spagna.

glaubte, ſich an Philipp II. anſchloß, wiewohl er wußte, daß der König nach langer Berathung mit Doctoren des weltlichen und geiſtlichen Rechtes ſich entſchloſſen hatte, dieſes Land für ſeine Tochter ebenfalls in Anſpruch zu nehmen. Der Widerſpruch iſt jedoch ſo grell nicht, wie es ſcheint. Der Herzog erklärte, er wünſche nur das Anrecht des ſpaniſchen Hofes dargelegt zu ſehen, er werde es anerkennen und dem König mit vollkommener Treue dienen; aber dagegen werde auch Philipp, wenn er der Meiſter in dem großen Streit bleibe, gerecht und billig genug ſein, dem Anſpruch ſeiner Gemahlin, der Herzogin, Rechnung zu tragen; das Gouvernement der Provinz mit voller Autorität werde er ihm gewiß laſſen. In Spanien war man ſehr bereit, darauf einzugehen. Man wünſchte, das Succeſſionsrecht der Infantin ſelbſt in dem Falle geltend zu machen, wenn man übrigens nicht durchaus glücklich wäre; Mercoeur würde dann als Stellvertreter Philipps II. die Unabhängigkeit des Herzogthums unter ſpaniſchem Schutz aufrecht erhalten.[1] Unter dieſen Ausſichten eröffnete der Herzog der ſpaniſchen Hülfsmacht den Hafen von Blavet; aus den Verſchanzungen, welche ſie daſelbſt errichtete, iſt ſpäter das Fort Port Louis hervorgegangen.[2] Damals verſchaffte ſie dem Herzog die Oberhand in der Provinz; ſeine Ständeverſammlung war bei weitem die beſuchteſte. Die Royaliſten verloren, trotz

[1] Copia del papel, que dio en frances Fray Marcelin Cornet de la orden de St. Domingo embiado por el Duque de Mercurio, ſo wie eine von Philipp II. ausdrücklich gebilligte Miniſterial-Reſolution, in der es heißt, wenn Béarn die Krone behaupte, Mercurio no se podria conservar y mantener si no teniendo el governo en nombre de cuyo es de derecho el ducado y debaxo del amparo y fuerzas de S. M.

[2] Daru histoire de Bretagne Tom. III. p. 310.

einiger Unterſtützung von England her, einen Platz und einen Heerführer nach dem andern. Unter andern kam de la Roue, ein Bretagner von Herkunft, auf den Heinrich IV. am meiſten rechnete, bei dem Sturm auf das Caſtell von Lamballe um; er hatte an dem Tage ſeinen Helm mit einem Lorbeerzweig geſchmückt, denn das, ſagte er, ſei die einzige Belohnung, die in dieſen Kämpfen erworben werde.

In der Normandie waren zwiſchen den Liguiſten und den Anhängern Heinrichs IV. hie und da Verträge geſchloſſen worden, kraft deren jede Partei ihr Land ungeſtört bebauen durfte; unter den Liguiſten ſelbſt trat eine neue Spaltung ein. Villars, welcher Havre de Grace und Tavannes, der Rouen inne hatte, haßten einander auf den Tod; einer wollte den andern aus der Provinz verdrängen; beide riefen wetteifernd die Hülfe der Spanier an. [1]

Wie die Ligue urſprünglich ein Bund der Spanier mit der Unabhängigkeit mächtiger Gouverneure war, ſo ſetzte ſie ſich fort. Alle dieſe Gewalthaber waren ſehr geneigt, den König Philipp als Protector oder ſelbſt als König anzuerkennen, oder doch ſeine Verfügung über die Krone anzunehmen. Tavannes ſagte, nichts ſei gerechter, da der König aus einem urſprünglich franzöſiſchen Hauſe ſtamme; Villars verſprach wenigſtens nicht dagegen zu ſein; Mercoeur und Joyeuſe waren durch ihre ganze Lage an ihn gebunden; was hätte ſich der Herzog von Savoyen für jetzt Beſſeres wünſchen

[1] Salazar: desde luego por su parte nombrera a V. Md. por protector de aquel reyno, ayudera que la villa y lo demas de su govierno lo sigue y a su tiempo quando aya fundamento, tambien entiende de nombrar V. Md. por protector de aquel reyno.

können. Die Autorität eines befreundeten und nahe verwandten Königs hätte die seine mächtig unterstützt.

Das war überhaupt die vornehmste Frage, welche alle Geister beschäftigte, wie über das Königthum selbst verfügt werden solle.

Seltsame Meinungen gingen den Mitgliedern der Sorbonne durch den Kopf. Da es mit der Berufung einer Ständeversammlung viel Schwierigkeiten haben werde, hielten sie nicht für unthunlich, einen König im Lager durch die Bewaffneten wählen zu lassen, wie in den Zeiten der Römer oder der Franken. Wäre es besser für die Religion, so schraken sie nicht vor dem Gedanken zurück, die Monarchie fallen zu lassen und das Reich in einige große Fürstenthümer aufzulösen.[1]

Das letzte verwarf die Gesammtuniversität, weil die Theilung nicht anders als unaufhörliche innere Kriege nach sich ziehen würde; die Wahl eines Monarchen erklärte sie in ihrem Gutachten schon darum für nothwendig, weil sich der Adel nur um einen König her wieder vereinigen werde. Das Recht der Wahl schreibt sie den Ständen zu, wenn diese auch nicht aus allen Provinzen zusammengebracht werden könnten.[2] Wäre Philipp II. jünger, fährt sie fort, so würde die Krone ihm selbst, hätte er zwei Söhne, so würde sie dem einen von diesen angeboten

[1] Si cogi non possunt solita comitia, res transigi posset castrensi electione more Romanorum et priscorum etiam Francorum. — — Quicquid fiat omnino procurandum hostis exitium sive de monarchia conservanda sive de dividenda agatur (Discursus facultatis theologicae in den Papieren von Simancas).

[2] Discursus universitatis: neque obstare debet difficultas convocandi status, cum ii sufficiant qui ex unitis populis facile possunt convocari nec forsan expediret ut ex universo regno convenirent.

werden müſſen: wie die Sache jetzt ſtehe, müſſe man einen ſolchen Fürſten erheben, der dem König von Spanien angenehm ſei, und mit dem er ſeine Tochter verheirathen könne.

Ungefähr wie die Univerſität ſprach ſich auch der Rath der ſechzehn vereinigten Quartiere von Paris aus. Er ſagt dem König Philipp, der Wunſch der Katholiken ſei nur dahin gerichtet, ihn über ſich herrſchen zu ſehen, wo nicht, ſo möge er ihnen wenigſtens ſeine Tochter Iſabella ſchicken und ihr einen Gemahl ausſuchen, ſie werde für Frankreich ſo heilbringend ſein, wie einſt Blanka von Caſtilien, die Mutter des heiligen Ludwigs.[1] Unter den Unterſchriften des Beſchluſſes bemerkt man den Namen Boucher mit großen, am meiſten ins Auge fallenden Schriftzügen. Und nicht anders ſcheint man auch in den übrigen Städten gedacht zu haben. Der Provincial der Jeſuiten und der Guardian der Franciscaner von Orleans begaben ſich nach Spanien, und verſicherten den König Philipp der Anhänglichkeit aller Städte.

Wenn man fragt, wie es möglich war, daß Meinungen dieſer Art Beifall finden konnten, ſo wird es einigermaßen dadurch begreiflich, daß die alten ſtändiſchen Ideen mit den religiöſen zuſammenwirkten. Nicht der abſoluten Gewalt des Königs von Spanien wollten ſie ſich unterwerfen, ſondern ihre Idee von Reform und ſtändiſchem Weſen unter ſeinem Schutz ins Leben führen. Schon in der Punctation mit Mayenne iſt von jener tauſendmal beſprochenen Reform der Juſtiz und der Finanzen die Rede. Nach andern Entwürfen dachte man die ſtändiſchen Freiheiten nunmehr erſt recht feſtzuſetzen. Die Generalſtände ſollten ſich in regelmäßigen Perioden verſammeln und nicht allein die geſetzgebende Gewalt in vollem Umfang

[1] Vgl. Cayet Anc. Coll. 57, 239.

ausüben, über die Finanzen disponiren, sondern der König sollte auch ohne ihre Beistimmung keine Truppen ausheben dürfen; bei ihrer Versammlung immer erst dann erscheinen, wenn ihre Beschlüsse gefaßt seien, und dieselben nicht nur bestätigen, sondern Punkt für Punkt beschwören. Die ausschließenden katholischen Ideen wurden ein wesentliches Moment der Verfassung; dem König ward bei Strafe des Verlustes der Krone jedes directe oder indirecte Verhältniß mit den unkatholischen Mächten und hauptsächlich mit den Osmanen verboten: auf das Verlangen der Stände sollte er sich an die Spitze des Kreuzzuges gegen die einen oder die andern stellen: die Edelleute sollten ihm dabei auf ihre Kosten dienen, und nur unter diesen Bedingungen ihre Vorrechte behalten; gleich als wäre der kirchliche Begriff der einzige Grund aller politischen Berechtigung.

Merkwürdig ist eine Art von Constitutionsentwurf, der dem König von Spanien für den Fall, daß er selber die französische Krone annehme, im Jahre 1591 vorgelegt worden ist: Artikel, deren Beobachtung er alsdann in authentischen Charten versprechen solle. Die religiösen Tendenzen gehen auch hier allen andern voran:[1] das erste, was man fordert, ist die Einführung des heiligen Officiums der Inquisition, das den Bösen so furchtbar sei, in Frankreich. Der König soll sich verpflichten, weder in Bisthümern und Erzbisthümern, noch in bürgerlichen und militärischen Aemtern Fremde anzustellen; keine Aemter verkaufen, alle Auflagen, die seit Ludwig XII. eingeführt worden, die Erhöhung der Taille einbegriffen, abschaffen, die Finanzverwaltung dergestalt einrichten, daß die Einkünfte nur zu

[1] Articles de choses, qu'il fauldrait que le roi catholique accordast permist et en passast chartres authentiques aux états du royaume de France acceptant la couronne de France. (P. v. S.)

den dringenden Besoldungen, hauptsächlich der bewaffneten Macht angewandt werden. Auf das Engste verbinden sich die kirchlichen Ideen mit den Gesichtspunkten der Reform. Dem König wird zur Pflicht gemacht, die Domänen zurückzukaufen, die von den Ständen anerkannten Staatsschulden abzuzahlen: wenn man dann fragt, mit welchen Mitteln dieß geschehen soll, so werden ihm die Güter der Ketzer dazu angewiesen, diese sollen die Staatsgläubiger als Zahlung annehmen müssen. Denn nur die strengen Katholiken werden als berechtigte Mitglieder des Staates anerkannt: für diese aber wird dann ein Gedanke der politischen Milde geltend gemacht, der erst in den neueren Zeiten realisirt worden ist; dem Entwurf zufolge soll in Zukunft jede Confiscation aufhören; die Strafe der Verbrechen soll nur diejenigen treffen, welche sie selbst begangen haben.[1] Auch sonst ist man bedacht, die Macht des Königs und seiner Regierung in enge Gränzen zu bannen. „Alle vier Jahr," heißt es in einem jener Artikel, „wird man die Stände versammeln, um die sämmtlichen Angelegenheiten des Reiches zu regeln und zugleich zu untersuchen, ob der König seine Versprechungen gehalten, oder ob er sie gebrochen hat;[2] in dem letztern Falle muß er die Uebelstände abstellen, wo nicht, so wird die Nation von dem ihm geleisteten Eide losgesprochen und berechtigt sein, zu einer neuen Wahl zu schreiten." Und nicht ohne alle Gegenleistung wollen die katholischen Franzosen ihre Krone dem König von Spanien

[1] Cessera toute confiscation et sera la punition des délits sur les personnes et payement des dépens sur leurs biens, meubles et immeubles.

[2] Les estats se tiendront de 4 ans à 4 ans, où on advisera à réformer et règler toutes choses appartenantes à l'estat, de voir si S. M. aura contrevenu à aucune chose.

übertragen. Er ſoll dafür den Franzoſen die Schifffahrt nach Oſtindien, ſo wie nach Amerika vergönnen: in Havre, St. Malo, Nantes, Bordeaux, ſollen für den Verkehr mit den Colonieen ähnliche Einrichtungen gemacht werden, wie in Sevilla und Liſſabon. Er ſoll ferner alle ſeine Länder, die jemals zu Gallien gehört haben, mit der franzöſiſchen Krone vereinigen und dann vielleicht einen neuen Titel, etwa den des großen Königs, annehmen. Der Entwurf ſchließt mit einer Auseinanderſetzung der Vortheile dieſer Einrichtungen. In Zukunft werde Niemand von den geiſtlichen Stellen ausgeſchloſſen ſein; — auf regelmäßige Weiſe gewählt, werde der Geiſtliche den Beiſtand des heiligen Geiſtes haben;[1] der Weg zu allen Stellen werde dem Adel wieder eröffnet, der dritte Stand nicht mehr mit Auflagen erdrückt, noch von den andern Ständen geſchieden ſein. Zugleich werde es auf dieſe Weiſe möglich werden, den allgemeinen Frieden der Chriſtenheit herzuſtellen, die Türken zu ſtürzen, das heilige Land wieder zu erobern. Beſchränkung der Krone, Herſtellung der Stände in ihr urſprüngliches Gleichgewicht, der definitive Sieg der katholiſchen Kirche auf Erden ſind alle in ein einziges katholiſch, liberales Syſtem verbunden. Es läßt ſich begreifen, daß es einen Enthuſiasmus gab, der ſich an das Syſtem dieſer Entwürfe ſchloß.

Indeſſen machten ſich die alten Ideen municipaler Freiheiten weiter Bahn. Die Städte wollten, wie berührt, keine königlichen Garniſonen, noch Gouverneurs innerhalb ihrer Mauern; ſie erhoben die öffentlichen Auflagen und verwendeten

[1] Le clergé appellé à sa fonction canoniquement seroit assisté du St. Esprit; ce premier état n'exclueroit aucun, fût-il noble ou rôturier, et seroit un lien pour joindre ensemble les deux autres états. Wie das einſt Le Canoſſa nachweist.

ſie; ſie richteten ſich populäre Gerichtshöfe ein. Wie viele von den vornehmen Geiſtlichen ſind vertrieben worden, wenn ſie den Gemeinden nicht in allen Dingen beiſtimmten! Nur liguiſtiſch geſinnte Edelleute wurden geduldet, doch hätten ſie der Gemeinde nicht widerſtreben dürfen. Das Ziel der Städte war die Freiheit der deutſchen Reichsſtädte. Unter dem großen katholiſchen König hofften ſie dieſelbe zu erlangen, und zugleich noch andere Zwecke zu erreichen, die man nicht mehr erwarten ſollte.[1] In der Eingabe jenes Salazar, der von der Sorbonne und indirect von den Städten beauftragt zu ſein behauptet, erkennt man mit Erſtaunen, wohin die Abſichten noch gingen. Er räth dem König, die Feſtungen zu beſetzen, welche die Communication zwiſchen Flandern und der Picardie hindern könnten, alsdann mit einem großen Heer in Frankreich einzurücken und den Titel eines Protectors anzunehmen. Dann möge er den Rath, den Mayenne jetzt um ſich habe, vernichten, die Parlamente und die Tribunale reformiren, neue Präſidenten ſetzen, ſo wie neue Biſchöfe, die ſich dem Concil von Trident unterwerfen, um die Geiſtlichkeit zu verbeſſern. Doch iſt das Alles nicht genug. Er ſoll alle Schlöſſer im Lande ſchleifen, ſo daß der Adel keinen Schlupfwinkel mehr habe und die Städte mit Kraft und Gerechtigkeit Herren des Feldes bleiben, darauf ſehen, daß nur einverſtandene Prediger, deren Dienſt ſo viel austrage, in den Städten aufkommen, die Städte von den Unannehmlichkeiten befreien, durch welche ihr

[1] Bembramin Relatione di Savoia: essendosi vedute in un tratto tante sollevationi e tanti gridi de popoli e di quelle principali provincie con un solo fine e risoluto di voler cambiar forma al suo governo e di voler separarsi dell obedientia del suo principe, per governarsi a republiche popolari imitando le terre franche di Germania.

Handel an ihren Thoren und an den Päſſen der Flüſſe gehemmt werde; nur diejenigen Feſtungen beſtehen laſſen, welche dieſe Uebergänge beherrſchen, einige wenige vielleicht ausgenommen, in denen ergebene Gouverneurs aufzuſtellen ſeien,[1] erſt alsdann, wenn alle Provinzen den Vortheil der Verbindung mit Spanien kennen gelernt haben, und es möglich ſei, ergebene Perſonen in jedem Bezirk zu finden, möge er die Stände berufen, damit ſie alles vollenden. Es ſah beinahe aus, als denke man darauf, den alten Krieg der Städte gegen den Adel wieder aufzunehmen, ihn mit ſpaniſch-burgundiſcher Macht durchzuführen.

In dieſen Intentionen bewegten ſich die Menſchen; denn gern knüpft ein jeder an eine allgemeine Ausſicht ſeine eigenen Wünſche. Nur darauf ſchien es anzukommen, wie Philipp II. die Sache auffaſſen würde.

In die franzöſiſchen Angelegenheiten hatte ſich dieſer Fürſt urſprünglich aus zwei Gründen eingemiſcht, einmal, um die Unterſtützung der Niederländer durch die Franzoſen zu verhindern, und ſodann, um in den Handlungen eines allgemeinen Uebergewichts, die er vornahm, nicht von ihnen geſtört zu werden. Die Ereigniſſe hatten ihn aber um vieles weiter geführt; er konnte jetzt daran denken, die franzöſiſche Krone auf eine oder die andere Weiſe mit der ſpaniſchen zu vereinigen, Herr und Meiſter der katholiſchen Welt zu werden: eine unermeßliche Ausſicht breitete ſich vor ihm aus.

Wenn man die urkundlichen Papiere durchläuft, ſo fällt es auf, daß Philipp II. perſönlich nicht eigentlich als der erſte Urheber dieſer weltumfaſſenden Unternehmungen und Pläne

[1] personas de valor y religion y que entienden y desteen su servicio.

auftritt. Die leitenden Gedanken entſpringen faſt mehr in ſeinen Staatsmännern, ſeinen Geſandten, Governatoren, Bevollmächtigten, als in ihm ſelbſt. Denn jede Macht bewegt ſich durch den eigenen Trieb der ihr zu Grunde liegenden Ideen: der Eifer der Anhänger ſieht in ihrem Fortgang das eigene Glück. Philipp gibt ihnen mehr nach, als daß er ſie anſtiftete; ſein beſonderes Wohlgefallen legt er dann an den Tag, wenn die katholiſche Religion durch ihre Thätigkeit gefördert wird; übrigens läßt er die Dinge an ſich kommen, eine lange Weile ſo hingehen; nicht über alles und jedes hält er für nothwendig ſich auszuſprechen.

Nun aber ging das nicht länger an. In Frankreich war es nun ſo weit gekommen, daß er einen poſitiven Entſchluß über ſein Verhältniß zu dieſem Lande und über die einzuſchlagende Politik nicht länger verſchieben durfte.

Wie oft hatte man ihm von jeher von dem Rechte ſeiner Tochter Iſabella, Enkelin Heinrichs II. und Catharinas geſprochen! Aber dieſe Rechte waren von zweifacher Natur. Bernardino Mendoza hatte beſonders immer von den Anſprüchen geredet, welche die Infantin als die Erbin ihres Großvaters auf das Herzogthum Bretagne, das von deſſen Mutter an ſie gekommen war, und als Erbin ihrer Großmutter auch an die gar nicht unbedeutenden Beſitzungen, die dieſer eigenthümlich gehört hatten, erheben könne. Die Franzoſen dagegen, ſowohl Große als Städte, hoben mehr ihr Recht auf die Krone ſelbſt hervor. Die Frage war eben, ob die Monarchie geſchmälert, vielleicht getheilt, oder ob ſie ganz beiſammen gehalten werden ſollte. Für das erſte waren die Spanier beſonders im Anfang der Ligue: das letzte ſchien den ſpaniſch geſinnten Franzoſen das Beſſere. Sie behaupteten, das ſaliſche Geſetz ſei nicht zu

Recht beständig, der Thron gebühre der älteſten Enkelin der Valois, und leicht werde ſie auf demſelben Anerkennung finden, denn ſie ſei, wie man wiſſe, von einem dem franzöſiſchen verwandten Naturell und hauptſächlich ſie ſei noch zu verheirathen; alle Prinzen der Chriſtenheit würden ſie wetteifernd verlangen und man werde eine Allianz ſchließen können, durch welche die Streitkraft ſich verdoppeln müſſe. Bernardino's Gedanke war immer geweſen, mit den provinciellen Anſprüchen der Infantin zugleich für den König und die Krone das Recht der Protection geltend zu machen: Frankreich wäre dann in ſich ſelbſt noch mehr aufgelöst und zu einem Anhang der ſpaniſchen Monarchie herabgebracht worden. Indem die Franzoſen die höchſte Gewalt und die Anſprüche der Infantin zu vereinigen wünſchten, zeigten ſie zwar auch eine tiefe, eine große dynaſtiſche Hingebung, glaubten aber zugleich beſſer für die Zukunft von Frankreich zu ſorgen.

Nach langem Bedenken nun entſchloß ſich Philipp auf die Idee, die ihm von franzöſiſcher Seite vorgeſchlagen wurde, einzugehen. Er ſtellte ſeinen Anhängern in dieſem Lande die zweifache Forderung, daß ſie vor allem ſeine Tochter Iſabella als Königin von Frankreich anerkennen und alsdann ihm ſelbſt überlaſſen ſollten, ihren Gemahl zu bezeichnen, der ebenfalls als König von Frankreich anerkannt werden müſſe.[1]

Von dem beſondern Vortheil Spaniens als Staat ſah er damit ab; aber er nahm die ganze Verfügung über die Krone von Frankreich ſelbſt in ſeine Hand. Denn nicht ſo ſehr auf die Herrſchaft Spaniens über andere Länder, als auf die

[1] Wie es in einer Aufzeichnung von Taſſis heißt: 1) que declaren por reyna a la Sra. Infanta; 2) que remitan la election de Rey a S. Md. pues se trata de que le tome por hyerno.

allgemeine Herrschaft seines Hauses, mit spanischen Kräften, war sein Sinn gerichtet.

Ueber den Fürsten, den er seiner Tochter zum Gemahl und den Franzosen zum König geben wollte, hatte er ebenfalls nachgedacht, aber sich nicht unwiderruflich entschieden. Mehrere Namen nannte er seinen Bevollmächtigten, doch mit der Weisung, damit nicht sofort gegen die Franzosen herauszugehen.

Denn darüber täuschte er sich nicht, daß es bei aller Geneigtheit der französischen Großen doch noch einer schwierigen Unterhandlung mit ihnen bedürfen würde, um sie zu einer definitiven Uebereinkunft zu bringen.

Ueberdieß aber war Heinrich IV. mit nichten beseitigt: der Erfolg der Unterhandlung hing erst von einem nochmaligen Erfolge der Waffen ab.

Viertes Capitel.

Feldzug von 1591 und 1592. Ständeversammlung von 1593.

Wenn Männer wie Mendoza die spanischen Einwirkungen auf Frankreich doch nur als einen Theil des allgemeinen Planes der Wiederherstellung des Katholicismus in dem westlichen Europa ansahen, so versteht es sich von selbst, daß der Fürst, den sie aus Frankreich zu verdrängen suchten, bei denen Hülfe fand, welche durch seinen Fall unmittelbar gefährdet worden wären. Zunächst schloß sich Königin Elisabeth von England auf das engste an Heinrich IV. an. Zuweilen spielt das Verhältniß, das sich zwischen ihnen bildete, in die Formen persönlicher Courtoisie hinüber. Die Königin hat das Bildniß

des Königs in ihrem Kabinet aufgestellt, und spricht von ihm mit auffallend warmer Anerkennung, sie schickt ihm eine mit kunstfertiger Hand gewirkte Schärpe; der König sagt, er denke dieselbe in der Schlacht zu tragen, ihr zu Ehren; alles was er habe und sei, gehöre ihr an; unter den Auspicien ihrer Gunst segelnd, denke er noch in Port zu gelangen.[1] Doch wechselten sie nicht leere Worte; die Königin unterstützte den König in der That mit besten Kräften. Sie schickte ihm gerüstete und besoldete Truppen, Pulver und Blei und, was das nothwendigste war, Geld; zuweilen kam sie den Bitten Heinrichs sogar zuvor; man kann zweifeln, ob er sich ohne ihre Hülfe in dem nördlichen Frankreich behauptet haben würde.

Für die deutschen Protestanten war das Interesse nicht so entschieden. Die aristokratisch und ständisch constituirten Lutheraner, dem Calvinismus feindselig, hatten mit dem Kaiserthum, welches sich entweder den mildern Auffassungen zuneigte, oder durch seine eigene Schwäche gefesselt war, ihren Frieden gemacht; unter den Formen des Reiches meinten sie für immer sicher zu sein. Einzelne Männer gab es aber, welche in dem Emporkommen der römisch-spanischen Tendenzen, wiewohl zunächst die Reformirten davon betroffen wurden, doch eine allgemeine Gefahr sahen, die, wenn die einen gefallen seien, auch die anderen erreichen werde. Auch in Deutschland hören wir den Namen Politiker. Er bezeichnet Leute, welche von den Satzungen des bestimmten Dogma's nicht unbedingt gefesselt, ihre Blicke auf die europäischen Verhältnisse richteten, und in der Aufrechthaltung einer unabhängigen französischen Krone die

[1] Depesche von La Nocle 20. Januar 1590. »avec telle demonstration, qu'il nous cuida sembler qu'elle en aimeroit mieux le vif.« In der Sammlung von Egerton 305.

Bedingung der religiösen und politischen Freiheit wie des übrigen Europa, so auch der deutschen Staaten und Stände sahen.

Ein Mann dieser Gesinnung war der Kanzler von Sachsen, Nicolaus Krell, der die Abweichung von den gewohnten Bahnen, die er versuchte — eine meteorartige Erscheinung in dem albertinischen Sachsen — später mit dem Tode hat büßen müssen. Wir haben nicht zu erörtern, wie weit seine und seines Herrn, des Kurfürsten Christian calvinistische Neigungen gingen; wir bemerken nur, daß Dresden unter ihnen der Mittelpunkt einer französischen Unterhandlung war, die sich über ganz Norddeutschland erstreckte, und keineswegs überall von Sympathien der Lehrmeinung abhing. Auf einer Zusammenkunft zu Cassel wurde ein Anschlag verfaßt, durch welchen sich auch die streng Lutherischen, wie Württemberg, Hessen, Holstein-Dänemark, die Herzoge zu Sachsen, zu Beiträgen zur Unterstützung des bourbonischen Königs verbindlich machten. Krell gab seine Verwunderung über die streitbaren Ritter zu erkennen, welche noch zögern konnten, zu den Waffen zu greifen; wäre er frei, so würde er mit 20 Pferden aufbrechen; in der Rettung Heinrichs IV. sah er das Heil des Staates und der Kirche. [1]

Es war ein sehr stattliches Heer oberdeutscher Landsknechte und norddeutscher Reiter, das im August 1591 unter altbewährten Obersten, durch Lothringen den Weg nach Frankreich einschlug. Auch Fabian Dohna war dabei; das Loos traf ihn, daß eben seine Schaar voranzuziehen und den Weg zu bahnen hatte. Die oberste Führung aber hatte dießmal

[1] Vgl. „Aus dem wider den verhafften Dr. Nicolaus Crelle verführten Inquisitionsproceß verfaßte Deduciruug bei Keßling": Fortsetzung der Historia motuum. Der Ruf war, wie ein italienisches Manuscript sagt, diese Truppen seien pagati per la maggior parte dal duca di Sassonia.

doch ein deutscher Reichsfürst, Christian von Anhalt, übernommen, der sich andere Fürsten und Vornehme ohne Schwierigkeit unterordneten.

Einen Theil des zur Werbung erforderlichen Geldes hatte auch dießmal die Königin Elisabeth herübergeschickt; in Gegenwart ihres Gesandten ward die Musterung gehalten.

Es ist auffallend, daß die von Heinrich IV. bei seinem Regierungsantritt gegebenen Erklärungen über die Möglichkeit eines Religionswechsels so gar keine Wirkung ausübten; die Sympathie der Protestanten für ihn ward dadurch nicht geschmälert: dieser Zug trug noch einmal den Charakter der frühern.

Heinrich IV. hatte eben Noyon zur Unterwerfung genöthigt, als ihm auf der einen Seite 4000 Engländer unter dem Grafen von Essex, der einen durch seine Pracht auffallenden Einzug in Compiegne hielt, von der andern das deutsche Kriegsheer zu Hülfe kam. Der Michaelistag des Jahres 1591 ward mit einer großen Heerschau in der Ebene von Vandy an der Aisne gefeiert. Die Deutschen stellten sich in acht Abtheilungen, vier zu Pferd, vier zu Fuß auf, die einen Halbkreis bildeten. Die Reiterei mochte 5000, das Fußvolk gegen 10,000 Mann ausmachen. Besonders erweckten sie durch die Fertigkeit, mit der sie das größere und kleinere Geschütz, das sie bei sich führten, abzufeuern verstanden, die Bewunderung der Franzosen.[1] Der König ging von Fähnlein zu Fähnlein, um zu sehen und gesehen zu werden; er fand gar manchen alten Bekannten unter den Hauptleuten, die er um so herzlicher begrüßte; er sprach den deutschen Fürsten seinen Dank für eine so stattliche Hülfleistung aus.

[1] Bericht bei Cayet, für die Militärgeschichte merkwürdig; Cronologie nommaire. Michaud XII, 308.

Und in der That hatte er Grund dazu. So eben vollzog sich in seiner Nähe eine Vereinigung entgegengesetzter Streitkräfte, die ihm sonst sehr gefährlich hätte werden müssen.

Ein Mann saß damals auf dem Stuhl zu Rom, der sich ohne die Rücksichten, die frühere Päpste zuweilen genommen, dem spanisch-liguistischen System unbedingt anschloß: Gregor XIV., aus einer vornehmen mailändischen Familie. Ihm schien es das größte Unglück zu sein, das die Kirche betreffen könne, wenn Vendome, wie er Heinrich IV. nannte, zum wirklichen Besitze des Thrones käme; denn Frankreich würde damit in die Hände der Ketzer fallen. Den König von Spanien forderte er auf, die Reichthümer, welche ihm die letzte Silberflotte gebracht habe, dazu anzuwenden, wozu sie ihm von Gott ohne Zweifel verliehen worden, nämlich zur Abwendung eines so großen Unheils; er selbst trug kein Bedenken, den von Sixtus V. in der Engelsburg niedergelegten Schatz zu diesem Zwecke anzugreifen, denn nie könne ein dringenderes Bedürfniß der Kirche vorkommen. Er meinte, daß beide, der Papst und der König, stark genug sein würden, die Sache zu Ende zu führen; noch sei es nicht nothwendig, andere italienische Fürsten um ihre Hülfe zu ersuchen, doch werde es auch an dieser nicht fehlen, wenn er sie fordere; er setze sein Wort zum Pfande; von den früheren Unternehmungen habe er niemals große Erwartungen gehegt, von dieser aber sei er überzeugt, daß sie gelingen werde.[1]

Anfangs März hatte der Papst bereits seine Gesinnung den Franzosen kundgethan; in ein paar Monitorien bedrohte er die Geistlichkeit mit der Excommunication, den Adel und

[1] De quoi il assure et en repond: Auszug seines Schreibens in der Sammlung von Egerton 323.

den dritten Stand mit seiner Ungnade, wofern sie sich nicht unverzüglich von Heinrich IV. trennen würden; diesen erklärte er auf's neue für einen zurückgefallenen, aller seiner Reiche und Herrschaften von Rechtswegen entsetzten Ketzer; die Machtvollkommenheit der alten pontificalen Ansprüche erneuerte er im Sinne der Spanier und der Ligue.

Im Sommer 1591 erschien ein päpstliches Heer in Frankreich, aus Italienern und Schweizern zusammengesetzt, unter einem päpstlichen Nepoten. In Verdum vereinigte es sich mit den Streitkräften des Herzogs von Lothringen, der jetzt ganz auf die Seite seiner französischen Vettern getreten war, und der Liguisten. Nach vollzogener Verbindung mit Alexander von Parma sollte ein neuer großer Versuch zur Aufstellung eines katholischen Königs in Frankreich, denn zu diesem Zweck ausdrücklich hatte der Papst seine Schweizer angeworben, gemacht werden.[1]

Es ist noch einmal der volle Gegensatz des streng kirchlichen Gedankens im Sinne des Mittelalters und der katholischen sowohl wie protestantischen Abweichung von demselben, was uns hier entgegentritt. Gregor XIV. wie Philipp II. waren entschlossen, mit vereinten Kräften das alte System in Frankreich wieder herzustellen. Heinrich IV. hatte außer seinen protestantischen Verbündeten auch die Katholiken für sich, welche diese schroffen Forderungen von jeher bekämpft hatten; durch die Erneuerung derselben waren sie eher aufgeregt als erschreckt worden.

Zu einem eigentlichen Kampf zwischen König und Papst ist es jedoch nicht gekommen. Durch seine deutschen Hülfsvölker

[1] Sillery: Le pretexte de la demande estoit pour servir a l'eslection et establissement d'un roi catholique.

im Beſitz der Ueberlegenheit, hätte Heinrich IV. gewünſcht, den päpſtlichen Nepoten ſofort dazu zu bringen; in dieſer Abſicht näherte er ſich dem Hauptquartier deſſelben bis auf eine halbe Stunde, aber es erfolgte nur ein kleines Scharmützel auf den dortigen Höhen, dem die anweſenden Deutſchen mit erwachender Kampfbegier zuſahen; das päpſtliche Heer ward von einem andern Geſchick betroffen.

Als ein großes Ereigniß muß es angeſehen werden, daß Gregor XIV., der noch einmal die Principien der katholiſchen Reſtauration in einer durch keine politiſche Rückſicht ungebrochenen Stärke in ſich nährte, in dem Augenblick ſtarb, da das Unternehmen beginnen ſollte, in dem er das Heil der Welt ſah. Durch dieſen Tod ward die Beſtimmung des Heerführers und des Heeres zweifelhaft; die römiſchen Unterſtützungen blieben aus, und nach einigen Monaten finden wir nur noch ein paar hundert italieniſche Reiter und fünfzehnhundert Schweizer beiſammen und in dem Heere des Herzogs von Parma. Denn zwiſchen dieſen Beiden, dem franzöſiſchen König und dem ſpaniſchen Feldherrn mußte die Sache doch entſchieden werden.[1]

Dem König gelang es, durch die Vermählung Turenne's, der ihm die Deutſchen herbeigeführt hatte, mit der Erbin von Sedan, dieſen wichtigen Platz an der Maas, bald darauf auch, nicht ohne Hülfe der deutſchen Truppen, St. Valery, am Ausfluß der Somme, zu erobern; er ſelbſt begab ſich zur Belagerung von Rouen, deſſen Beſitz ihm die ganze Normandie verſchafft, ihn zum Herrn des nördlichen Frankreichs gemacht haben würde. Im December 1591 war die Belagerung in gutem Fortſchritte, in Kurzem hoffte der König das ſtärkſte

[1] Heinrich an Nevers 13. Dec. 1591. Lettres missives III, 547.

Fort, St. Catharina, einzunehmen; er meinte, dann werde ſich Villars, der hauptſächlich mit Frauen und einem Prieſter Rath pflog, zur Unterwerfung anſchicken. [1]

In dieſem Augenblick aber erſchien Alexander Farneſe noch einmal in Frankreich mit einem Heer, das nicht durch ſeine Anzahl, aber durch Kriegsübung ausgezeichnet, auch ohne beſondere Hülfe von Rom her, den Ideen ſeines Königs und den liguiſtiſchen Beſtrebungen eine große Stärke verlieh. Man ſah den Wettſtreit des franzöſiſchen Kriegsweſens mit dem ſpaniſchen, in dem dieſes ſchon einmal die Oberhand behalten hatte, ſich erneuern.

Dießmal entſchloß ſich Heinrich, zugleich ſeine Belagerung fortzuſetzen und dem Feind entgegenzugehen.

Bei Aumale, wo er denſelben traf, überboten die beiden Feldherrn gleichſam ihre entgegengeſetzten Eigenſchaften. Heinrich war kecker, Farneſe vorſichtiger als jemals: jener ward in einem mit wenig Bedacht unternommenen Angriff verwundet, beinahe gefangen; dieſer verſäumte aus Bedachtſamkeit ſich ſeines Vortheils zu bedienen; es war ihm genug, eine Verſtärkung nach Rouen zu werfen.

Wie aber die Eigenſchaften der Feldherrn, ſo war ihr Heer von Grund aus verſchieden.

Als Heinrich in ſeinen Belagerungsarbeiten, bei denen ihn unter anderem auch engliſche Pioniere ſtützten, fortſchreitend ſeinen Gegner in der Stadt, trotz jener Verſtärkungen in dringende Verlegenheit brachte, entſchloß ſich Alexander Farneſe, von der Somme her, wo er eine Stellung genommen hatte, aufs neue gegen Rouen anzurücken. Jetzt gelang es ihm beſſer; der König ſah ſich wirklich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Farneſe erſchien in den Augen der

Menge als der erſte Mann der Welt, da er, wie einſt Paris, ſo nun auch Rouen entſetzte; mit jauchzendem Zuruf ward er daſelbſt empfangen.

Forſcht man nach dem Grunde ſeines Gelingens, ſo liegt dieſer darin, daß er, alle Umſtände wohl berechnend, eben dann heranzog, als Heinrich den größten Theil ſeines Adels, der Sitte nach, entlaſſen hatte. Unverzüglich aber ſammelte ſich dieſer nun wieder um den König: binnen fünf Tagen ſtellten ſich allein aus der Normandie fünfzehnhundert Edelleute in vollen Waffen in ſeinem Lager ein;[1] und mit dieſer Provinz wetteiferten die andern. Auch das Fußvolk konnte aus den benachbarten Garniſonen verſtärkt werden. In kurzer Zeit ſah ſich Heinrich in den Stand geſetzt, das Feld zu halten und ſeinen Feind aufzuſuchen.

Dießmal hatte ſich, im Augenblick des raſchen Sieges, Farneſe verleiten laſſen, von ſeinem Syſtem abzuweichen, und war eigentlich wider ſeine beſſere Einſicht, nur dem Andringen der franzöſiſchen Freunde nachgebend, vor Caudebec gerückt, um durch die Eroberung deſſelben die Seine frei zu machen. Beim Recognosciren ward er verwundet, noch mit blutendem Arm traf er die Anordnungen, welche die Einnahme des Platzes herbeiführten. Nichts deſto minder war die Gefahr, in die er durch das Heranrücken der überlegenen königlichen Armee, die von einigen holländiſchen Kriegsfahrzeugen von der niedern Seine her unterſtützt wurde, gerieth, unermeßlich. Plötzlich ſah ſich der Sieger in ſeinem Feldlager, wo ſich ſchon Mangel an Lebensmitteln zeigte, ſelbſt belagert.

[1] Ich nehme dieſe Notiz aus einer Flugſchrift Vtile et salutaire advis ou roi, pour bien regner: von einem ſehr unterrichteten Mann an Ludwig XIII. gerichtet, ungefähr 1617.

Die Franzosen hofften, der stolze Herzog werde sich seinen Weg nach Hause durch einen offenen Angriff zu bahnen suchen; aber wie hätte er so fern von den spanischen Provinzen, ohne gesicherten Rückhalt, eine Feldschlacht wagen sollen?

Man muß bei den italienischen Geschichtsschreibern, die in Farnese den Erneuerer des alten italienischen Kriegsruhmes bewundern, die Erzählung von seinem Uebergang über die Seine lesen.[1] Denn zu diesem, da es das einzige war, was ihn retten konnte, entschloß er sich. Auch in den spätern Zeiten hat man es immer als eine der größten militärischen Thaten des Jahrhunderts angesehen, daß er das Heer im Angesicht zweier überlegenen und wachsamen Feinde, zur glücklichen Stunde über den Fluß zu setzen, und alsdann in raschen Tagemärschen, unaufgehalten und unbeschädigt, durch Isle de France nach Artois zurückzuführen wußte.

So stritten die beiden Kriegsführer, der eine an der Spitze von Lehnsmannschaften und Hülfsvölkern, die sich immer in einer gewissen nationalen Absonderung hielten, die er durch frische Energie zusammenzuhalten wußte; der andere bereits im Besitz einer vollständigen Organisation, welche der Entwicklung strategischer Ideen einen freien Raum übrig ließ.

Heinrich IV. verdankte es der Unterstützung der protestantischen Mächte, und der zwar oft unterbrochenen, aber immer wieder neu angeregten Ergebenheit des französischen Adels, daß er den feindlichen Streitkräften nicht unterlag; aber der

[1] Aus einem Schreiben von Don Martin des Guzpide an Philipp II. 25. Mai 1592 ergibt sich, daß doch die Zeitgenossen ihn nicht allgemein bewunderten. Sie behaupten, daß der Feind nos hizo algunas entradas y nosotros ninguna, aunque la gente de V. Md. estava con grandissimas ganas; alles sei wieder in den alten Stand gekommen.

Normandie hatte er ſich doch nicht bemeiſtern können; ſtrategiſch war er, wenn nicht überwunden, doch übertroffen worden; die Ligue zu zerſprengen war ihm nicht gelungen.

Vielmehr erneuerte dieſe auch unter veränderten Umſtänden den Verſuch, ihn zu beſeitigen, und Frankreich in ihrem Sinne zu geſtalten.

Mayenne, der noch immer die vornehmſte Stelle unter den liguiſtiſchen Großen einnahm, hatte ſich doch niemals mit Mendoza verſtändigen können. Aus dem Briefwechſel des letzteren ſieht man, daß ſie einander perſönlich zuwider waren. Ich glaube, Mendoza iſt gegen den Herzog ungerecht, wenn er ihm Schuld gibt, er habe ſelbſt nicht gewußt, was er wolle, und Andere nur immer mit halbem Ohre, mit einer Art von Zerſtreutheit angehört. Mendoza hatte ſeine ganze Sache auf den Beifall der Menge geſtellt; Mayenne machte nie auf Popularität Anſpruch. Er war hierin ganz verſchieden von ſeinem Bruder, er konnte die Gunſt des Volkes weder ſuchen, noch von ſelbſt erlangen; in ihm war nichts Bewundernswürdiges, was die Menſchen beherrſcht; auch beſaß er nicht den Schwung, der ſie fortzureißen vermag; ſeine Unternehmungen waren weder kühn und raſch, noch auch glücklich. Er war ein Mann von ſchwerem Körper, der Ruhe und Genuß zu bedürfen ſchien; in ſeinem Hausweſen ſparſam, überhaupt an ſich haltend, keineswegs freigebig; umſichtig, berechnet und nicht ohne höchſt ehrgeizige Gedanken. Das wilde Treiben der Volkshäupter erweckte längſt ſeinen Widerwillen, doch ſah er demſelben zu, bis endlich einer ihrer größten Exceſſe, die Hinrichtung des gelehrten und würdigen Briſſon, dem ſie nicht vergeben konnten, daß er einen der ihnen Verdächtigen freigelaſſen hatte, und den ſie dafür

umbrachten, ohne Verhör noch gerichtliche Form, eine allgemeine Aufregung veranlaßte. Schon fürchteten die sogenannten Politiker, d. h. die Gemäßigten unter den Einwohnern, daß die herrschende Faction sich ihrer durch eine große Gewaltthat entledigen wolle; ein rothes Blatt ging von Hand zu Hand, auf welchem die Namen der zum Tode oder zur Verbannung bestimmten verzeichnet waren.[1] Diesen Moment ergriff Mayenne, um, aus dem Lager zur Stadt kommend, die Sechzehn in ihre Schranken zu weisen. Die vornehmsten Urheber jener Hinrichtung ließ er festnehmen und mit dem Tode bestrafen; zugleich setzte er sich in Besitz der Bastille. Die Spanier waren keineswegs damit einverstanden, aber der militärische Sinn der Besatzung verhinderte sie doch, etwas dagegen zu thun, und Mayenne wußte eine Aufregung der Bevölkerung zu vermeiden. Der Sorbonne machte er einen Besuch, um sie zu begütigen; er ließ die Prediger in dem gewohnten Tone fortfahren; es war ihm genug, gezeigt zu haben, daß ein Gesetz und eine Macht, um dasselbe zu handhaben, über ihnen sei.

Indem er sich aber von Mendoza und den populären Bewegungen abwandte, trat er mit Alexander von Parma, der als ein Kriegsmann von Gewerbe an diesen ebenfalls kein Gefallen fand, über die definitive Einrichtung von Frankreich in ernstliche Berathung. Gleich bei der Eröffnung des letzten Feldzugs ward eine Conferenz darüber zwischen seinem vornehmsten Rath Richardot, dem spanischen Gesandten Don Diego Ibarra, und einem Staatsmann aus der Umgebung Mayenne's,

[1] L'Estoile 25. Nov. 1591 bei Champollion 69. En leurs rolles ils les distinguoient par ces trois lettres P. D. C. qui etoit à dire pendu, dagué chassé.

Jeannin, gehalten. Den spanischen Staatsmännern kam es mehr auf den gesetzlichen Weg an; sie forderten eine Ständeversammlung, um zur Wahl eines Königs zu schreiten. Jeannin bemerkte dagegen, daß diese doch nur dazu dienen könne, um dem was von den Großen beschlossen sei, das Gepräge der Gesetzlichkeit zu verleihen; vor allem mit den französischen Großen, und zwar eben denen vom Haus der Guisen, müsse sich der König von Spanien verständigen. Die Sache sei schwer, das einzige Mittel, sie durchzuführen, sei Geld. Die Anerbietungen, welche Don Diego machte, waren sehr bedeutend, doch genügten sie nicht.

Welche Meinungsverschiedenheit aber auch noch obwalten mochte, endlich entschloß sich Mayenne, nach dem Wunsche Farnese's, die hie und da bereits gewählten Deputirten der schon so oft verheißenen Generalstände auf den Anfang des Jahres 1593 zusammenzurufen. Wir haben einige Instructionen übrig, die den Bevollmächtigten gegeben worden, z. B. von der Geistlichkeit zu Auxerre, dem dritten Stande zu Troyes. Die erste setzt als Grundsatz fest, daß niemals mehr als Eine Religion in Frankreich geduldet werden dürfe, wie es nur Eine Taufe, nur Einen Gott gebe; ein unverbrüchliches Fundamentalgesetz müsse jeden Fürsten, der ein Ketzer sei, oder die Ketzer begünstige, von dem französischen Throne entfernt halten; der neue König müsse wo möglich von altem königlichem Blute herstammen, aber seine Erhebung doch der Wahl verdanken, und die Billigung des Papstes, wie des Königs von Spanien, der ihm seine Tochter vermählen werde, für sich haben.[1] In Troyes schloß man Heinrich von Bourbon

[1] Articles des remonstrances du clergé d'Auxerre pour les états. Bei Bernard Procès-verbaux des états gen. de 1593 S. 785.

namentlich aus, ſelbſt wenn er angeben ſollte, daß er ſich zum Katholicismus bekehrt habe; denn er ſei ein zurückgefallener Ketzer, von dem päpſtlichen Stuhle excommunicirt, und aller königlichen Prärogativen für unwürdig erklärt; durch die frühern Ständeverſammlungen verworfen.[1] Für den neuen König ward hier die einzige Bedingung gemacht, daß er ein Franzoſe ſei; die Regierung ſoll er alsdann durch ein aus Großen des Reiches und Deputirten der Provinzialſtände zuſammengeſetztes Conſeil führen; alles was von den Ständen zu Blois beſchloſſen worden, ſoll für alle künftigen Zeiten als Geſetz gelten.[2] Und wie hätte man etwas anderes erwarten können, als daß der ſtändiſch-katholiſche Sinn, der in der ganzen Bewegung ſo wirkſam geweſen war, auch in der neuen Verſammlung vorwalten würde. Wohin jedoch die Meinung Mayenne's ging, ließ ſich nicht mit Beſtimmtheit angeben; er unterhandelte ſogar zuweilen mit Heinrich IV.; die Spanier zeigen ſich mit ſeiner Haltung während der Wahlen unzufrieden, denn er habe nur ſeinen eigenen Vortheil im Auge, und verfolge die Spaniſchgeſinnten; nothwendig ſei, daß Philipp II. ein neues Heer vorrücken laſſe, das werde ſeinen Anhängern, namentlich vielen von den Städten, Muth machen, ſich öffentlich zu erklären. In einem ähnlichen Sinne ſprach ſich, wenn nicht der römiſche Hof ſelbſt, doch deſſen Nuntius aus. Er forderte den König von Spanien auf, mit der ſchreckenden Macht des Eiſens die

[1] Memoire von Troyes 11. December 1592. Ibid. 780.

[2] M. de Guzpide: 20. October 1592. Si el exercito de V. Md. — — (es) en aquel reyno poderoso, le (für Mayenne) sera fuerça andar a derechas, pues con esto podran los bien intencionados y muchos pueblos descubrirse.

anziehende des Goldes zu vereinigen, alles zu thun, um die Franzoſen mit ihrem Willen, oder wider denſelben zu ſich hinüberzuziehen.

In der That war Philipp II. entſchloſſen, mit aller Macht anzugreifen. Alexander Farneſe, der ſich während des Sommers in Spaa aufgehalten, um ſeine Geſundheit herzuſtellen, ſchickte ſich in dem Spätjahr an, an der Spitze eines neuen Heeres nach Frankreich zurückzukehren. Deutſche Landsknechtshaufen unter Kurz und Bernſtein, die alten italieniſchen und ſpaniſchen Banden unter Capizucchi und Zuniga, und niederländiſch-walloniſche Regimenter ſammelten ſich bereits an den franzöſiſchen Grenzen. Farneſe hatte, da die ſpaniſchen Sendungen zögerten oder ausblieben, das nöthige Geld auf ſeinen eigenen Namen in Antwerpen aufgebracht. Er hatte bereits einen Palaſt in Paris gemiethet, und ließ ihn für ſich in Stand ſetzen. Er wollte, wie ſie gefordert, die Stadt gegen die Anfälle des Königs von Navarra und die Umtriebe der Politiker ſichern, aber zugleich die Mitglieder der Ligue in Pflicht halten und der Ständeverſammlung Zuverſicht zu der großen ſpaniſch-katholiſchen Partei einflößen.

Es war der letzte große Schlag, von dem man alles erwartete. Der Herzog von Parma, wegen ſeiner Verdienſte von allen verehrt, wegen ſeiner Macht von allen gefürchtet, dem die Hauptſtadt und die Partei überhaupt ihre Rettung verdankte, ſollte, wie er im Felde das beſte gethan, die große Sache durch bewaffnete Unterhandlung zum Ende führen. Wenn irgend ein Menſch, ſo war er dazu fähig.

Was ſind aber menſchliche Berechnungen? Das göttliche Geſchick ſpottet ihrer. Im Begriff, nach Frankreich aufzubrechen, ward Alexander Farneſe vom Tode weggerafft.

Vierzehn Tage lang hatte man ihn zu Arras faſt immer zu Pferde geſehen, um die ankommenden Truppen, die mit ihm nach Frankreich gehen ſollten, zu muſtern; am 1. December wurde er krank, doch unterzeichnete er noch militäriſche Befehle mit zitternder Hand; auf die Bitte ſeines Dieners, den letzten Lebensfunken durch Ruhe zu ſchonen, antwortete er: und wenn es der letzte ſei, ſo wolle er ihn, wie das ganze Leben, den öffentlichen Angelegenheiten widmen; am 3. December war er nicht mehr. So eben hatte ſich Alexander Farneſe zur Ausführung von Plänen angeſchickt, welche die Zukunft der Welt beſtimmen ſollten: jetzt ſah man ſeine Leiche in eine Kapuzinerkutte gehüllt, von dreihundert Fackeln umſtellt, in der Kirche St. Vedaſt. Ein ſo großes Ereigniß, wie jener Tod Gregors XIV.

Anfangs des Jahres 1593 trafen nun die Deputirten zu den Generalſtänden nach und nach in Paris ein; keineswegs vollſtändig, aber doch ſo zahlreich, daß ihre Sitzungen am 26. Januar in Louvre eröffnet werden konnten. Sie wurden empfangen in dem Sinne wie ſie gewählt worden waren, mit Predigten, in denen man ihnen ihr Recht bewies, vom ſaliſchen Geſetze abzuweichen, und päpſtlichen Anmahnungen, in denen man ihnen auf den Grund, daß Gott die Könige erhebe und abſetze, des Volkes Stimme aber Gottes Stimme ſei, ſie aufforderte, zur Wahl eines wahrhaft katholiſchen Königs zu ſchreiten. Aber die große Combination Philipps II. erfüllte ſich damit nicht. Da der alte Sieger und Befreier geſtorben, rückte auch das ſpaniſche Heer, welches ein perſönliches Verhältniß zu ihm hatte, nicht in Frankreich ein. Statt Farneſe's erſchien wie zu einer gewöhnlichen Unterhandlung Lorenz Suarez Figueroa, Herzog von Feria, den Niemand kannte, mit einem

ſpaniſchen Rechtskundigen, Inigo Mendoza, der dazu beſtimmt war, die Gültigkeit des ſaliſchen Geſetzes aus juridiſchen Gründen zu widerlegen.

Mayenne fand es rathſam, dieſer Geſandtſchaft, der noch Taſſis beigeſellt wurde, nach Soiſſons entgegenzureiſen, um mit ihr im Voraus ſeine Abkunft zu treffen. Nicht der Rechtsgelehrte, aber die beiden ſpaniſchen Staatsmänner hielten es für einen entſcheidenden Vortheil, wenn es ihnen gelänge, ihn auf ihre Seite zu bringen; gehe er dann mit ihnen in erwünſchter Geſinnung nach Paris, ſo werde er auch alle Andern für ſich und für ſie gewinnen.[1]

Das erſte, wovon die Unterhandlung ausging, war der Anſpruch der ſpaniſchen Infantin auf die franzöſiſche Krone. Mayenne machte hiegegen keine Einwendungen; er erklärte oft, daß derſelben das volle Recht an die Krone zuſtehe; aber er wiederholte, es werde unendlich ſchwer ſein, damit durchzudringen und ſtellte für ſich ſelbſt ungeheure Forderungen auf. Manches heftige Wort mag in der Unterhandlung gefallen ſein; zuletzt aber vereinigte man ſich. Dem Herzog wurden das Gouvernement von Burgund, mit Vorbehalt allein der Hoheitsrechte des Königs, und das Gouvernement der Normandie unter den gewöhnlichen Bedingungen ſolcher Stellen verſprochen; überdieß große Geſchenke auf einmal, bedeutende Renten auf immer, Bezahlung ſeiner Schulden: bis die Infantin komme, ſollte er ihr Generalſtatthalter ſein; wenn ſie gekommen, eines

[1] Taſſis gibt ſeinen Geſichtspunkt ſehr unumwunden an: viendo, quan mezclado anda lo de dios con lo del mundo y que es permitido y conveniente ayudarse desto postrero para salir con lo primero, seria bueno, entrar en estados teniendo comprados a los que mas al caso hizen y en particular al de Vmena.

von den größten Reichsämtern erhalten. Dagegen machte sich Mayenne seinerseits anheischig, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bei den versammelten Ständen dahin zu wirken, daß die durchlauchtige Infantin zur Königin von Frankreich erklärt werde: denn er wisse sehr wohl, daß dieß der austräglichste Weg zur Zerstörung der Ketzerei und Erhaltung der Religion im Reiche sei.[1] Mündlich versprach er, seine Stimme der Infantin unverzüglich zu geben. So schien die Hauptsache erreicht. Die Gesandten meinten, daß sich durch gegenwärtige Freigebigkeit oder das Versprechen künftiger alles weitere durchsetzen lassen würde: die Franzosen seien Alle bis unter die Augen in Elend, und Wenige tugendhaft genug, dieß zu ertragen; sie seien gesonnen, ihre Lage diesseits zu verbessern und für ihr Heil jenseits weder zu leiden, noch zu sterben. In Paris, wohin die Gesandten am 9. März kamen, fanden sie die Gemüther in einer ziemlich günstigen Stimmung. Eine Rede, die Feria zu Gunsten der Ansprüche Isabella's in den Ständen hielt, ward gut aufgenommen: Niemand wagte, sich für Heinrich IV. zu erklären: wenn man dann auch von den anderen Prätendenten sprach, so behauptete doch immer die Infantin den vornehmsten Platz unter allen. Eigentliche Unterhandlungen begannen erst, als auch Mayenne nach Paris zurückgekommen war, was am 6. Mai geschah. Dann ward eine Junta gebildet, an der die anwesenden katholischen Großen, die Abgeordneten der Abwesenden und sechs

[1] Die Urkunden über diese Abkunft sind in den Commentarien von Tassis B. VIII. p. 524. abgedruckt. Ueber die Verhandlungen liegen außer seiner Erzählung auch in den Papieren von Simancas noch die Berichte Inigo Mendoza's vor. Dieser fügt die Nachricht von dem mündlichen Versprechen hinzu.

Deputirte der Stände, von jedem Stande zwei, so wie einige von den Räthen Mayenne's theilnahmen, und vor dieser setzten nun die Spanier auf's Neue die Ansprüche ihrer Infantin auseinander, absichtlich in den gemäßigtsten Ausdrücken; sie hatten nichts dagegen, daß dem Geburtsrechte die Wahl hinzugefügt werde, wenn es nöthig sei. Die Franzosen zögerten, sich auf den Rechtsanspruch einzulassen: sie forderten vor allen Dingen, daß ihnen die Unterstützung namhaft gemacht werde, auf die sie sich Rechnung machen dürften. Zwei Tage darauf trugen die Spanier vor, was man von ihrem König erwarten könne, obgleich sie von demselben keine bestimmte Anweisung dazu hatten, sondern sich älterer Papiere bedienen mußten.[1] Alles ließ sich an, als werde man es nunmehr zu voller Verständigung bringen.

Sei es Vernachlässigung oder ein gemeinschaftliches Bedenken, die letzte Schwierigkeit zu berühren, noch war darüber Nichts festgesetzt worden, wer der Gemahl der Infantin sein solle, wenn sie Königin werde. Gerade die Unbestimmtheit, in der man diesen Punkt ließ, mag dazu beigetragen haben, daß der Plan, ihr den Thron zu verschaffen, nicht vom ersten Augenblick an einen größeren Widerstand erweckte. In dem bourbonischen wie in dem lothringischen Hause gab es eine ganze Anzahl unverheiratheter Fürsten, die sich auf die Hand der Infantin Hoffnung machten, oder für welche ihre nächsten Verwandten diese Hoffnung hegten. Endlich aber mußte das Stillschweigen hierüber gebrochen werden.

Und da traten die Gesandten mit dem Wunsche Philipps II. hervor, zugleich mit seiner Tochter seinen Vetter, den Erzherzog Ernst, auf den französischen Thron zu bringen. Die Infantin

[1] sin precisa y clara luz de V. Md. wie Tassis sagt.

Isabella war vorlängst dem Kaiser Rudolf bestimmt gewesen, der aber in dem wunderlichen Zustand des Gemüthes, in den er gerathen war, nie zu dem Entschluß kommen konnte, weder seine Braut heimzuführen, noch auch ihr zu entsagen. Philipp II. wendete sein Augenmerk auf den Bruder des Kaisers, Erzherzog Ernst, dem er nach dem Tode des Prinzen von Parma die Statthalterschaft in den Niederlanden übertrug;[1] und dieser ging mit Freuden auf die Anträge des Königs ein. König Philipp war hierdurch gewissermaßen gebunden, den Erzherzog auch den Franzosen vorzuschlagen. Hatte man ihm doch auch von Frankreich her oft genug gesagt, daß die Autorität eines gebornen Fürsten aus königlichem Geblüt dazu gehöre, um die Franzosen zu regieren. Ueberdieß aber lag darin die weitere Ausbildung des Gedankens einer katholischen, das Primat der Welt besitzenden Dynastie. Man hielt für möglich, daß Erzherzog Ernst künftig einmal das Kaiserthum mit dem Besitz der Niederlande und der französischen Krone verbinde.

Ob es der Klugheit und dem Ansehen des Herzogs von Parma gelungen wäre, diesen Vorschlag annehmlich zu machen? fast möchte man auch daran zweifeln. Wahrscheinlich wäre er nicht im ersten Augenblick damit hervorgetreten, wie man denn später behauptet hat, die Sache sei nicht unmöglich gewesen, aber der Erzherzog hätte nicht zuerst genannt werden sollen. Wie der Vorschlag gemacht wurde, erweckte er einen allgemeinen und heftigen Widerspruch.

Wohl hatte auch Philipp selbst sich nicht verhehlt, daß es dahin kommen könne, und noch drei andere bezeichnet, die er sich gefallen lassen wolle: Carl von Guise, Sohn des zu Blois umgebrachten, der schon vor einiger Zeit wie durch ein

[1] Vgl. Khevenhiller Annales Ferdinandei IV, 1072.

Wunder aus ſeinem Gefängniſſe entkommen war und die allgemeine Gunſt der Partei beſaß, oder einen der Söhne des Herzogs von Lothringen unter der Bedingung, daß Lothringen dadurch nicht mit Frankreich vereinigt werde, oder endlich auch den Sohn des Herzogs von Mayenne. Da der erzherzogliche Name alles gegen ſich aufregte, mußten die Geſandten einen andern nennen; Feria entſchied, nicht ganz im Einverſtändniß mit Inigo Mendoza, für den an erſter Stelle genannten Guiſe, zu dem er eine perſönliche Vorliebe gefaßt hatte. In tiefem Geheimniß kam er in einem Franziskanerkloſter mit einem Freunde des Hauſes zuſammen und vertraute ihm an, daß Philipp damit einverſtanden ſei, wenn man Guiſe zum König wähle und ſeine Tochter ihn als Gemahl annehmen wolle. Und wie nun der erſte Vorſchlag allgemeinen Widerwillen, ſo erregte der zweite, der, wie vertraulich auch immer mitgetheilt, doch auf der Stelle bekannt wurde, allgemeine und laute Freude unter den Mitgliedern der Ligue. Am 18. Juli 1592 ward in ihren Kirchen gepredigt, daß Gott endlich den künftigen König gezeigt habe, einen jungen Fürſten, der aber nie vom Glauben abgewichen ſei, von gutem Stamme, ein neuer David.

Da war nur die Eine Frage, und ſchon Inigo Mendoza hatte ſie erhoben, ob Mayenne, der noch alles leitete, hiemit zufrieden ſein werde.

Aus dem Halbdunkel, in welchem Mayenne ſich hielt, blitzen zuweilen höchſt ehrgeizige Gedanken auf. Er hat einſt dem Herzog von Parma unumwunden zu wiſſen gethan, daß er ſelbſt die Hoffnung hegte, König von Frankreich zu werden. Vor allen andern, ſchrieb er demſelben, würde er dem König von Spanien die franzöſiſche Krone gönnen: wolle ſie dieſer aber nicht annehmen, ſo habe er ſo große Verdienſte um die

katholiſche Sache, daß er erwarte, man werde ihm darin Niemand vorziehen. Er ließ hoffen, Burgund abzutreten, wenn man ihm helfe, den franzöſiſchen Thron zu beſteigen.[1] Philipp hatte dieß ungern vernommen, und war nicht darauf eingegangen. Aber Mayenne konnte über das einmal ausgeſprochene Wort nicht wieder hinwegkommen. Es iſt möglich, daß er gewonnen worden wäre, wenn die Spanier, wozu Inigo Mendoza rieth, ſeinen Sohn genannt hätten: von der Erhebung Guiſe's auf den Thron dagegen wollte er ſchlechterdings nichts hören. Er hat geſagt, er liebe ſeinen Neffen ſo ſehr wie ſich ſelbſt, aber nicht mehr; er wünſche ihm ſo viel Glück, wie ſich ſelbſt, aber nicht mehr: größer als ſich wolle er ihn nicht ſehen. Der päpſtliche Nuntius Sega bemerkte ihm, auch ein Bildner werfe ſich vor dem Crucifix nieder, das von ihm ſelber gemacht ſei: er erinnerte ihn an das Beiſpiel des Lykurgus, der den wiederhergeſtellten Thron in Sparta ſeinem Neffen überlaſſen habe. Wie hätten aber Vorſtellungen dieſer Art auf einen Mann wirken ſollen, der von der höchſten Gewalt den Begriff der Italiener in ſich aufgenommen hatte, daß um ihretwillen alles erlaubt ſei; keine Zuſage, kein Eidſchwur könne dagegen verpflichten;[2] man wollte von ihm gehört haben, es ſei unmöglich, zugleich ein guter Staatsmann und ein guter

[1] petere, ne sibi in conservanda vetere religione laboribus paternis, fraternis et suis reliquos omnes antegresso praeripi a quoquam meritorum tantorum pretium pateretur: spondere autem, si auxiliis hispanicis fultus in solium Gallicum scanderet, Burgundiae ducatum Philippo regi (Dondinus de rebus in Gallia gestis 463).

[2] Que en materia de stado no ay que hazer caso de juramentos: recordandose lo que avia prometido dezia que variando el tempo si variaban las obligaciones. (Parescer de Feria 1594.)

Chriſt zu ſein. Es erſchien ihm wie eine Demüthigung, dem älteren Zweige ſeiner Familie eine Prärogative vor ſeiner eigenen Nachkommenſchaft einzuräumen. Er erklärte den Geſandten, nicht einen König bedürfe man jetzt, ſondern Mannſchaften und Geld: ehe dieſe eingetroffen, wollte er von keinerlei Königswahl hören: er ſchob alles ins Weite.

Montaigne ſpricht einmal ſeine Verwunderung darüber aus, daß die Guiſen die Stufen zum Thron eine nach der andern eingenommen und dann doch nicht gewagt haben, dieſen ſelbſt zu beſteigen. Der Grund iſt: in dem Momente, in welchem dieß geſchehen ſollte und möglich war, wurde derjenige, den die öffentliche Stimme dazu bezeichnete, vom eigenen Oheim zurückgedrängt; der lagerte ſich „vor den Garten der Hesperiden, um den Neffen den goldnen Apfel nicht brechen zu laſſen“. Die letzte Combination, welche wenigſtens den Verſuch der excluſiv-katholiſchen und ſtändiſchen Monarchie möglich gemacht hätte, kam nicht zu Stande.

Da hätte nun Mayenne die Herſtellung des legitimen Königthums ſelbſt in die Hand nehmen, in dem Ruhm, den ſich ſpäter ein Monk erwarb, dieſem vorangehen können; aber dazu beſaß er nicht Weltüberſicht und Selbſtbeherrſchung genug; zu lange ſchon war er des faktiſchen Beſitzes der höchſten Autorität gewohnt, als daß er ſich davon hätte losreißen können. Indem er ſeinen Neffen zurückwies, hoffte er noch für ſich ſelber. Er bemerkte nicht, daß die Dinge unter ſeinen Augen eine ganz entgegengeſetzte Wendung nahmen.

Fünftes Capitel.

Religionswechsel Heinrichs IV.

Mit den Penaten eines monarchiſchen Staates, das iſt, mit dem über dem Wechſel der Generationen hinaus fortbeſtehenden Leben deſſelben, ſind die Penaten der herrſchenden Familie nun einmal von Anfang an auf das engſte verbunden. Sie von einander zu trennen, iſt dann und wann ſelbſt mit Erfolg verſucht worden, aber niemals ohne die größte Gefahr und aufwühlende Erſchütterungen. Denn nicht allein ein Recht des Erbes iſt die Legitimität, ſondern in dem nicht revolutionirten Staat das oberſte ſeiner Geſetze, gleichſam der Schlußſtein aller anderen. Man hat nur dann davon abweichen können, wenn die regierende Familie mit den Forderungen der Unabhängigkeit ihres Landes in Widerſpruch gerathen, zwiſchen der Idee des Staates und den Intereſſen des regierenden Hauſes ein nicht zu beſeitigender Antagonismus hervorgetreten war.

Hievon aber war damals in Frankreich vielmehr das Gegentheil der Fall.

Beim erſten Blicke leuchtet ein, daß das franzöſiſche Reich, wenn die ſpaniſch-liguiſtiſchen Entwürfe ausgeführt wurden, in ſeiner politiſchen Beſonderheit gar nicht mehr beſtehen geblieben wäre. Nicht allein die Erhebung des Erzherzogs, ſondern auch das Königthum eines ſo ſchwachen Fürſten wie der junge Guiſe war, zur Seite einer, von ihrem Vater in die Geſchäfte eingeführten, geiſtvollen, aber nur in der ſpaniſch-katholiſchen Idee lebenden Frau, hätte den Franzoſen ihre Selbſtſtändigkeit gekoſtet. Frankreich würde ein Theil des

großen katholischen Weltreichs geworden sein, das König Philipp II. und seine Staatsmänner im Sinne hatten.

In vielen andern mochte ein Gefühl hievon und ein Widerwille dagegen leben, zuerst legte sie die gesetzbewahrende Körperschaft, das Parlament zu Paris, an den Tag.

Den exclusiv hierarchischen Bestrebungen widersetzte sich das Parlament, auch als es unter dem Einfluß der Ligue stand, so gut wie den demokratischen. Offen bekämpfte es die Instruktion eines päpstlichen Legaten, welche den alten Vorrechten von Frankreich zuwiderlief, so wie die Absicht der Stände, die tridentinischen Beschlüsse einzuführen. Und so wollte denn das Parlament das salische Gesetz so wenig als ein anderes Grundgesetz des Reiches überschreiten lassen. Man konnte sich darüber nicht täuschen: gleich die Befugniß der Stände, zu einer neuen Königswahl zu schreiten, limitirte es in seiner Erklärung durch den Zusatz, daß dieß nach den Gesetzen des Reichs geschehen müsse. Als Inigo Mendoza seinen Vortrag über die Ungültigkeit des salischen Gesetzes halten wollte, weigerte sich der Generalprokurator Molé, demselben beizuwohnen, was ausnahmsweise gewünscht wurde, denn sonst war das Parlament von den Berathungen der Stände ausgeschlossen, und man hielt für besser, daß er entfernt bleibe.[1] Aber dieser Vortrag, statt zu überzeugen, weckte überhaupt die entgegengesetzten Ideen und Erinnerungen auf. Man bemerkte, daß der Grundsatz der natürlichen Erbfolge, welchen Mendoza empfahl, die Ansprüche bestätigen würde, welche die englischen Könige einst an die französische Krone gemacht hatten, und deren Nachfolger auch wohl noch einmal erneuern konnten. Der ganze Zustand, in dem man sich seit Jahrhunderten befand, wäre

[1] Registre du clergé, bei Bernard 483.

dadurch für ungesetzlich erklärt worden: unmöglich konnte das Parlament diese Ansicht um sich greifen lassen. Indem die Stände in ihrer Berathung über die Erhebung der Infantin auf den französischen Thron fortfuhren, regte sich zunächst in den jüngeren Mitgliedern der Chambre des enquestes die Absicht, sich diesem Vorhaben mit Ernst und einem gewissen Grade von Feierlichkeit zu widersetzen. Man schreibt einem später namhaft gewordenen Manne, Michel de Marillac,[1] Neffen des obenerwähnten Erzbischofs von Vienne, das Verdienst zu, die Initiative in dieser Sache ergriffen zu haben; der erste Präsident Le Maistre und die Grande chambre gingen darauf ein. Sie waren nicht etwa einverstanden mit Mayenne, aber so viel wußten sie wohl, daß dieser die Absichten der Spanier und der Mehrheit der Stände nicht theilte; es war ein Augenblick, wo sie etwas wagen konnten. Die Meinungen wurden mit aller möglichen Zurückhaltung, fast mit dem Ausdruck der Zaghaftigkeit vorgetragen, aber sie waren entschieden.

Am 28. Juni verfaßte das Parlament eine feierliche Mahnung an Mayenne, zu verhindern, daß unter dem Scheine der Religion die Krone in fremde Hände gerathe; Alles, was zur Erhebung eines fremden Prinzen oder einer fremden Prinzessin geschehen sei oder geschehen könne, sei und bleibe null und nichtig: denn es stehe im Widerspruch mit dem salischen Gesetz und anderen Grundgesetzen von Frankreich. Am Nachmittag sah man den Präsidenten mit 20 Räthen vom Justizpallast über den Quai nach der Wohnung des Generalstatthalters schreiten, um ihm diesen Beschluß zu überbringen. In ausführlicher Rede legte Le Maistre die Motive dar; er

[1] Le Beau: Vie de Marillac; bei Maier XV, 615 mit guten Zusätzen bei Bernard 736.

erinnerte Mayenne an das Beiſpiel des Widerſtandes gegen die Eingriffe des Stuhles zu Rom in die politiſchen Angelegenheiten, welches die alten Könige, Philipp Auguſt, Philipp der Schöne, Ludwig XII., gegeben, und an ſeinen eignen Eid.[1] Mayenne zeigte ſich ungehalten, daß man einen ſo wichtigen Beſchluß, ohne ihn vorher zu fragen, gefaßt habe: für den Augenblick aber, — und das Gefühl des Augenblickes pflegt in Frankreich den Ausſchlag zu geben, — war ihm derſelbe ſogar angenehm;[2] und ſo ließ er ihn hingehen.

Wenn wir das Ereigniß aller Zufälligkeiten entkleiden, ſo liegt die Summe deſſelben darin, daß der höchſte Gerichtshof, der ſich ſchon früher einmal von der Strenge der geiſtlichen Satzungen und Rechte losgeriſſen, ſeitdem aber denſelben ſeine Zuſtimmung wieder hatte zu Theil werden laſſen, ihnen jetzt, als es Ernſt damit wurde, ſie auf die Krone ſelbſt anzuwenden, mit aller ſeiner Kraft entgegentrat. Die geiſtlichen Geſetze und die ergangene Excommunication ſchloſſen den gebornen König und ſeine Nachkommenſchaft auf immer von dem Throne aus. Statt dieß anzuerkennen und der neuen Königswahl, die man vorhatte, Raum zu machen, provocirte das Parlament auf die Grundgeſetze des Reiches, durch welche eben der Ausgeſchloſſene zur Krone berufen wurde. Der Ordnung der Kirche und der allgemeinen katholiſchen Welt ſtellten ſich die Ordnung und die Nothwendigkeiten des Staates entgegen. Es war ungefähr, wie einſt in Deutſchland, als die geiſtlichen

[1] Auszug der Rede bei Thuanus CVI, 545.

[2] Taſſis 10. Juli: no falta quien dice que la (die Erklärung des Parlaments) procuraron la madre hermana y muger del de Umena; mas puede dexarse de sospechar que aun el mismo duque convino en ello, si ben dio despues alguna reprehension.

Fürſten ihre Verpflichtung gegen den Papſt hintanſetzten und ſich entſchloſſen, den Religionsfrieden anzuerkennen, ohne welchen die Nation nicht beſtehen konnte.

Zu der politiſchen trat eben damals eine geiſtlich-doctrinäre Manifeſtation.

Während des Reichstags fanden, mit Genehmigung Mayenne's, Conferenzen zwiſchen den royaliſtiſchen und liguiſtiſchen Biſchöfen Statt, meiſtens zu Suresne, von denen man jedoch nicht ſagen könnte, daß ſie die Ueberzeugungen einander genähert hätten. Wie bei Geſprächen dieſer Art gewöhnlich, waren die Sätze, die jeder Theil behauptete, merkwürdiger, als was der eine dem andern abgewann. Die Royaliſten, die aus dem Lager Heinrichs IV. kamen, ſtellten die natürlichen Rechte des gebornen Königs in den Vordergrund; die Liguiſten, die aus der Stadt abgeordnet waren, erklärten es für unvereinbar mit den kirchlichen Pflichten, dieſe Rechte bei einem Nichtkatholiken anzuerkennen. Dieſe ſtützten ſich auf Beiſpiele aus dem alten Teſtament und den hierarchiſchen Jahrhunderten, jene hoben die einfachen Sprüche des Evangeliums, die auch für die Proteſtanten maßgebend geweſen waren, hervor. Den größten Eindruck machte es, als eines Tages die royaliſtiſchen Geiſtlichen verſicherten, ihr König werde zum Katholicismus übertreten. Vielleicht war es ſchon ein Rückſchritt von der äußerſten Strenge der früheren Behauptungen, wenn der Führer der Liguiſten, Erzbiſchof Espinac, es nicht für ganz und gar unmöglich erklärte, daß derſelbe alsdann als König anerkannt werden könne, aber dabei blieb er, daß dieſer Anerkennung die Abſolution durch den römiſchen Stuhl vorangehen müſſe. Denn wenn die Krone in weltlichen Dingen unabhängig ſein möge, ſo habe ſie dieß Vorrecht nicht,

ſobald es auf Religion und Glauben ankomme. Die royaliſtiſchen Theologen waren weit entfernt, dieß zuzugeben. Ihr Führer, Renaud de Beaune, Erzbiſchof von Bourges, warf die Frage auf, was daraus werden ſolle, wenn der Papſt etwa verweigere, den König zu abſolviren.[1] Wolle man das Recht der Krone von Auswärtigen abhängig machen? Er hielt es für vollkommen genügend, daß der franzöſiſche Clerus dem König die Abſolution ertheile: ſpäter möge man die Einwilligung und den Segen des Papſtes nachſuchen.

Den nächſten Sonntag ſprachen ſich die Prediger der Stadt mit um ſo ſtürmiſcherer Heftigkeit über Heinrich von Béarn aus, den Excommunicirten, in die Ketzerei Zurückgefallenen, von dem ſie nicht glauben wollten, daß ihn der Papſt, in dem ſie ſich nur den Ausdruck der ſtrengſten kirchlichen Geſetze dachten, jemals losſprechen könne; möge er katholiſch werden, aber ihr König könne er niemals ſein; nicht einmal von weiterem Stillſtand mit ihm wollten ſie hören.

Damit hatten ſie jedoch nicht mehr ſo ganz die Beiſtimmung der Menge, die nicht allein Meinungen verlangt, ſondern Erfolge.

Der ſpaniſch-liguiſtiſchen Sache that nichts einen größern Eintrag, als die Schwäche und Entfernung der ſpaniſchen Streitkräfte.[2] Die Prätenſionen der Geſandten wurden lächerlich, da die Kriegsgewalt fehlte, welche ihnen allein Nachdruck verleihen konnte.

[1] Ausführlicher Bericht über die Sitzungen bei Cayet Chronol. navarr. Mich. XII, 447.

[2] Iniго Mendoza: 30. Mai 1593 no ay quien ne nos eche en rostro nostra desnudezza en armas y dineros, otros nos predican por impotentes y desconfian de lo que promitimos.

Dagegen war der brave Béarner mit seinem Heer in der Nähe der Hauptstadt; man hörte bald von der einen bald von der andern seiner Unternehmungen, und sah sich durch dieselben benachtheiligt; ja bedrängt.

Es ist oft und mit Recht davon gesprochen worden, wie sehr seine Kriegführung vor dem Talent Alexander Farnese's, der seine militärischen Bewegungen bei weitem besser nach Einem Ziele leitete, in Schatten trat. Aber es gibt noch eine andere Art von Strategik, die von den großen geographischen Verhältnissen ausgeht; von dieser besaß Heinrich IV., ich will keineswegs sagen die Wissenschaft, aber doch ein praktisches Gefühl. Wie er gleich bei seinem ersten Angehen auf Paris hauptsächlich die beherrschenden Positionen an den Flüssen in seine Hand zu bringen suchte, und es nach dem Abzug Farnese's sein erstes Geschäft sein ließ, sich des Verlornen wieder zu bemächtigen, so verfuhr er in Bezug auf das ganze nördliche Frankreich. Denn dieß sich zu unterwerfen war seine Aufgabe; der Norden ward dießmal vom Süden bezwungen. Vor allem sorgte er dafür, daß die mittlere und untere Loire in seinen Händen blieb; da er Rouen und Havre nicht einnehmen konnte, so war es ihm um so wichtiger, Quilleboeuf und Caudebec zu behaupten oder wieder zu gewinnen; und nichts beklagten die Liguisten der Normandie schmerzlicher; die Häfen der nördlichen Küste hielt er meistens in Gehorsam. Man hat über ihn gescherzt, daß er wichtige Kriegszüge durch Unterhandlungen über die Vermählung der Erbin von Bouillon mit Turenne unterbrochen habe: in der That aber lag für seine gesammte Aufstellung etwas daran, daß ein so wichtiger Platz an der Maas, wie Sedan, in den Besitz eines befreundeten, und während des Kriegs zuverlässigen Mannes kam.

Von noch größerem Werth war die erwähnte Beſitznahme St. Valerys an der Somme durch den Herzog von Nevers; Heinrich hat geſagt: wäre es dieſem nicht gelungen, ſo wäre er ſelber vor die Stadt gezogen.[1] Die Herrſchaft über die Häfen, Ströme, Flußübergänge gab ihm die Herrſchaft über das Land, und brachte eine mächtige Rückwirkung auf die großen Communen hervor, die ſeine vornehmſten Feinde waren. Schon waren Paris, Rouen, Orleans an Kräften erſchöpft, ja in offenbarem Verfall; wenn die Städte der Picardie ſich etwas beſſer aufrecht hielten, ſo wurden ſie doch auch wie einſt vom Gedeihen, ſo jetzt von den Verluſten der übrigen betroffen. Daß Heinrich im Juli 1593 Dreux einnahm, empfand man beſonders in der Hauptſtadt, wo allmählig Jedermann des Kriegs müde wurde. Während der Conferenzen von Suresne und des für dieſelben bewilligten, von Zeit zu Zeit verlängerten Waffenſtillſtandes war den Pariſern wieder ein Vorgenuß des Friedens zu Theil geworden. Gar manche waren gegangen, ihre Beſitzungen wieder zu ſehen; ſie erſchraken vor dem Gedanken, daß der Stillſtand aufgehoben werden könnte. Der päpſtliche Legat, der als ein Gegner deſſelben galt, ſah ſich dafür mit Gewaltthätigkeiten bedroht.

Bei dem militäriſchen Uebergewicht, das der König in dieſem Augenblick ohne Zweifel beſaß, und dem Bedürfniß des Friedens auf der andern Seite, könnte es ſcheinen, als hätte er, an ſeinem Glauben feſthaltend, auf einen vollkommenen Triumph rechnen können. Von eifrigen Hugenotten ward ihm

[1] Memoyre pour les affaires de la France 1592. M. S. de Simancas: Les villes catholiques sont réduites en extrême langueur pour ne jouir de revenu quelconque, pour être privées de leur trafic ordinaire et pour ne pouvoir vivre de leurs métiers.

vorgestellt, er möge die Katholiken immer einen Strohmann zum König wählen lassen; alles Gift seiner Feinde möge sich in einem Haupte sammeln; er wisse dann, wen er zu bekämpfen habe; das sei der schwerere Weg, aber der ihn dahin führe, sich zum absoluten König zu machen. Man erinnerte ihn an die persönliche Gefahr, vor der in der Mitte der alten Gegner ihn Niemand schützen könne; besser für ihn, im schlimmsten Falle in einem Winkel von Frankreich sich unabhängig zu behaupten, und nur mit Leuten umgeben zu sein, auf die er sich verlassen dürfe.

Es wird noch heute kein protestantisch überzeugtes Herz in der Welt geben, das bei dem Gedanken, daß es dem König Heinrich gelungen wäre, ohne Uebertritt zu einem andern Glauben sich bei der französischen Krone zu behaupten, nicht höher schlüge.

Das aber war seine Lage gar nicht mehr, daß er einen freien Entschluß hätte fassen können. Durch das Versprechen, das er gleich nach dem Tode Heinrichs III. gegeben, war er gebunden. Er konnte die Erfüllung desselben verschieben, so lange er um sein Dasein kämpfte, Anmahnungen, die mit Drohungen verknüpft waren, wie sie damals aufs Neue von einer Partei, die sich mit besonderem Nachdruck als die dritte bezeichnete, obgleich es längst eine solche gab, an ihn gerichtet wurden, als seiner Ehre zuwiderlaufend, zurückweisen. Wenn er aber sein Wort lösen konnte, ohne vor sich selber zu erröthen, dann entsprach es zugleich allen seinen übrigen Interessen, das zu thun.

Unter den mancherlei Aufforderungen dazu, die ihm auch von befreundeter Seite zukamen, finde ich besonders eine bemerkenswerth, in welcher der Uebertritt als eine Pflicht des

Königthums dargeſtellt wird. Das franzöſiſche Reich, heißt es darin, ſei gleichſam die Beute eines Jeden, der ſich in die öffentlichen Angelegenheiten miſchen wolle: Raub und Mord gehe im Schwange, unter den Glaubensſtreitigkeiten reiße der Atheismus ein. Für alle Gewaltthaten, Unterdrückung der Schwachen, Schändung des Heiligen, allen Ungehorſam habe man keinen Vorwand, als den einzigen, daß der König nicht katholiſch ſei. Wenn er nichts als Herzog von Vendôme wäre, ſo möchte er thun, was ihm zu thun gefalle: aber er ſei König von Frankreich, da habe er vor Allem die Pflicht, für das Reich zu ſorgen. Alle conſtituirten Gewalten im Reiche ſeien katholiſch, die Abweichenden in ſo geringer Zahl, daß das keinen weſentlichen Unterſchied mache: und ſei nicht die katholiſche Kirche in Bezug auf Lehre, Ordnung und Gebräuche die alte, die ſie von jeher geweſen? Niemand könne die Mißbräuche in Sitten und Zucht leugnen; dieſe zu reformiren, ſtehe nicht den Hugenotten, ſondern ihm, dem König, dem weltlichen Oberhaupte der Kirche, zu; vielleicht habe Gott ihn dazu auserſehen, die allgemeine Einheit einmal wieder herzuſtellen. Aber ehe er in die Kirche eingreifen könne, müſſe er erſt wieder als der älteſte Sohn der Kirche daſtehen.

Zu dieſen allgemeinen Gründen fügte man dann die Umſtände des Momentes. Unmöglich, ſagte man ihm, könne er ſeinen Staat allein auf den Adel gründen, von dem man nicht einmal wiſſe, wie lange er aushalten werde; jetzt aber habe er Gelegenheit, auch die Städte für ſich zu gewinnen, die nur nach einem Anlaß verlange, um ſich ihm anzuſchließen; wenn er übertrete, werde es ihm an den gewohnten Unterſtützungen des Clerus nicht fehlen, er werde

Herr aller drei Stände sein; wo nicht, so müsse er fürchten, daß man ihm einen andern König entgegenstelle.[1]

Damit gingen die Anhänger des jungen Guise und die Spanier so eben auf das eifrigste um, und gewiß durfte es Heinrich nicht dahin kommen lassen. Ein einmal ernannter Gegenkönig konnte mit der Zeit alle ihm entgegengesetzten Bestrebungen um sich sammeln; schon im Titel liegt ein Zauber; wie leicht daß die wiederkehrende Fluth spanischer Unterstützungen der Ligue alsdann noch einmal eine größere Kraft verlieh, als sie in diesem Augenblick besaß; ein innerer Krieg ohne Ende hätte sich entsponnen.

Und war es nicht selbst für die Protestanten ein Vortheil, wenn ein Fürst den Thron bestieg, der ihnen angehört hatte, durch ihre Hülfe emporgekommen, durch mannigfaltige Bande an sie gefesselt war? Ihre Sache gelangte dadurch auf eine ganz andere Weise, als es sonst möglich gewesen wäre, in die engste Verbindung mit der Staatsgewalt, die alsdann, so hätte man glauben sollen, niemals wieder einen eigentlich verfolgenden Charakter annehmen konnte. Mit Heinrich IV. schien die Gesinnung der Toleranz, die sich bisher in einigen Provinzen behauptet, den Thron von Frankreich einnehmen zu müssen, in seiner Persönlichkeit eine Vermittlung des sonst nicht zum Austrag zu bringenden Gegensatzes zu liegen.

Das war dann aber eine Entscheidung nicht allein für Frankreich, sondern für Europa.

Wenn in Europa entgegengesetzte Doctrinen und freie Kräfte unaufhörlich mit einander um das Uebergewicht ringen, so hängt doch die letzte Entscheidung selten von ihnen allein

[1] Supplication et advis au roi de se faire catholique. Mscr. der Bibliothek des Arsenals zu Paris Nr. 176.

ab. In großen Momenten bildet ſich eine allgemeine Ueberzeugung aus, welche dem Kampfe eine gewiſſe Schranke zieht, und gleichſam eine höhere moderirende Gewalt ausübt.

Wie Heinrich IV. bisher noch immer als der Vorkämpfer der proteſtantiſchen Intereſſen erſchienen, ihm trotz ſeiner Erklärung von 1589 noch immer von dieſer Seite die weſentlichſte Unterſtützung zugekommen war: ſo hatte es als eine gemeinſchaftliche Angelegenheit der katholiſchen Welt gegolten, ihn zu bekämpfen. Daraus entſprangen jedoch Verhältniſſe, die für das Selbſtgefühl der beſonderen Staaten auf der katholiſchen Seite nach und nach unerträglich wurden. Denn eben hierdurch gewann der Vorkämpfer des Principes, der König von Spanien, verbunden mit dem römiſchen Stuhle, ein alle andern erdrückendes Uebergewicht. Namentlich für die italieniſchen Staaten war die Exiſtenz eines unabhängigen Frankreich die Bedingung des eigenen politiſchen Lebens.

Zuerſt gaben die Venetianer dieſer Ueberzeugung Raum. Sie waren der Meinung, um der Religion willen möge das Oberhaupt derſelben, der Papſt, politiſche Feinde haben, einem einzelnen Staate komme das nicht zu. Irgendwo mußte doch endlich einmal wieder dieſer Haß aufhören, der um der religiöſen Differenz willen jedes andere Verhältniß abbrach. Die jüngeren Nobili, bei welchen dieſe Meinung herrſchte, nahmen damals einen großen Antheil an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, und nur mit wenigen Stimmen war der Vorſchlag, eine Geſandtſchaft an die Königin Eliſabeth zu ſchicken, zurückgewieſen worden. Wie viel mehr aber fanden dieſe Betrachtungen auf einen Fürſten Anwendung, der ſchon erklärt hatte, zum Katholicismus zurückkehren zu wollen. Die Venetianer waren unter den Katholiken die erſten, welche

Heinrich IV. anerkannten; sie gewährten ihm Geldunterstützungen; sie wünschten nichts mehr als seinen Sieg.[1]

Noch eigenthümlicher war das Verhältniß des Großherzogs Ferdinand von Toscana, der nicht allein durch Besorgniß vor Spanien, sondern hauptsächlich durch Eifersucht auf Savoyen aufgeregt wurde. Hätte ihm Philipp II. nachgegeben, was er wünschte, sich selbst in Besitz von Marseille zu setzen, so möchte Ferdinand sich vielleicht der Ligue angeschlossen haben. Aber Philipp antwortete auf diesen Antrag: die Zeiten Carls V., in denen Toscana begünstigt worden war, seien vorbei. Seitdem ergriff der Großherzog die Sache Heinrichs IV., unterstützte ihn mit Geld zur Werbung von Schweizern und zur Besoldung anderer Truppen, vermittelte ihm ein besseres Verhältniß zu dem Herzog von Lothringen, seinem Schwager, und was die Hauptsache ist, eröffnete ihm sogar durch den Cardinal Toledo einen freilich unbestimmten, aber doch vielversprechenden Eingang in Rom. Dafür aber, denn schon fange man an, ihn als einen Abtrünnigen anzusehen, verlangte er nun auch von dem König seinen Uebertritt zum Katholicismus. Er rieth ihm denselben nicht allein an, sondern er drang darauf, innerhalb einer bestimmten Frist, nach deren Ablauf er sonst genöthigt sein werde, sich von ihm loszusagen.

So kamen zu den französischen die allgemeinen europäischen Verhältnisse, um den Uebertritt des Königs rathsam zu machen. Es scheint, als habe man protestantische deutsche Fürsten vermögen wollen, im Voraus ihre Einstimmung zu geben; das ließ sich jedoch, wie leicht begreiflich, nicht erreichen. Fragen wir nach der Meinung des Königs selbst, so wäre sie dahin gegangen, die Ligue erst zu besiegen, oder

[1] Relatione di Venetia 1590. Mnscr. der Bibl. Barberini.

ſich mit ihr auszuſöhnen, und dann überzutreten.[1] Allein bei der Gefahr des Momentes in Frankreich und dann auch in Italien durfte er auf dieſe ungewiſſen Erfolge nicht warten. Der Uebertritt mußte zugleich ein Mittel des Sieges und der Ausſöhnung werden.

Es iſt nicht die ganze Wahrheit, aber es iſt etwas Wahres daran, wenn Heinrich IV. ſeinen Freunden erklärte, er bringe ſeine Ueberzeugung ſeiner Pflicht zum Opfer. Die Beruhigung Frankreichs, die Wiederherſtellung des politiſchen Gleichgewichts in Europa betrachtete er als ſeine Pflicht.

Da konnte dann von den doctrinellen Fragen nicht viel die Rede ſein; nur darauf kam es an, dem Fürſten ſeinen Uebertritt moraliſch möglich zu machen.

Niemand hat hierauf einen größern Einfluß ausgeübt, als Jacques Davy du Perron, der ſelbſt von dem proteſtantiſchen Glauben, in dem ſeine eifrigen Eltern ihn erzogen hatten, zurückgetreten war. Es war ein Mann von allgemeiner literariſcher Bildung, dem wohl auch poetiſche Verſuche gelangen, von mannigfaltiger Wiſſenſchaft, angenehmer Converſation. Seine Briefe haben einen Anflug von Schmeichelei, die doch nichts Zudringliches hat; eben durch einen Brief, in welchem ſich eine glücklich geworfene Phraſe findet, trat er dem König näher; dann hat ſich Sully ſeiner angenommen, und ihn von Stufe zu Stufe emporgebracht.

Eines der vornehmſten Argumente, womit man dem König

[1] Egli avrebbe voluto prima vincere o pacificarsi con i catholici e poi abbracciar la loro religione. Galluzzi Storia di Toscana V, 156. Für dieſe Zeiten wäre eine authentiſche Mittheilung der Relationen aus Frankreich an den Großherzog und der wichtigſten Berichte ſehr wünſchenswerth. Ueber die Sendung nach Deutſchland hat Rommel eine Notiz N. Heſſ. Geſch. I.

beikam, war die Behauptung, daß die römiſche Kirche trotz aller ihrer Mißbräuche immer die Kirche bleibe, und die Mittel des Heils darbiete.[1] Es gab proteſtantiſche Geiſtliche, die eben von Genf kommend, das dennoch beſtätigten. Andere durch die politiſche Lage gefeſſelt, zogen vor zu ſchweigen; ſie kannten die Hinneigung des Königs, die Unvermeidlichkeit des Schrittes; einer förmlichen Disputation wichen ſie aus; denn auch als Sieger würden ſie beſiegt erſcheinen.

Heinrich IV. erſchrak, als man ihm eine Verleugnung einer ganzen Reihe von Lehren, die er bisher bekannt hatte, anmuthete; er wies die Unterzeichnung eines ſo ausführlichen Glaubensbekenntniſſes von ſich.[2]

Seine Stimmung erhellt aus dem oft gedruckten Briefe, den er Freitag den 23. Juni an Gabrielle d'Eſtrées geſchrieben hat. Er war den Abend zuvor in St. Dénis angekommen. „Heute," ſagt er, „fange ich an mit den Biſchöfen zu reden. Sonntag werde ich den gefährlichen Sprung machen."

An dieſem 25. Juni nun, in der Kirche zu St. Dénis, zu den Füßen des Erzbiſchofs von Bourges, gab Heinrich die feierliche Erklärung von ſich, daß er in der römiſchen, apoſtoliſchen, katholiſchen Kirche leben und ſterben, dieſelbe beſchützen und vertheidigen wolle. Hierauf ertheilte ihm der Erzbiſchof die Abſolution, und nahm ihn in den Schooß der Kirche auf.

Es iſt nicht die mit Feuer und Schwert verfolgende

[1] Aubigné Hist. univ. III, 291.

[2] Il dit à Mr. du Plessis, que luy étant presentée à signer une profession de foy, en la quelle il abjuroit par le menu tous les points controvers avec les papistes et juroit les contraires, il en eut horreur et le refusa, les priant de se contenter, qu'il rentroit en l'eglise, en esperance, de la balaier un jour puisqu'il seroit dedans. (Vie de du Plessis Mornay. 186.)

Kirche, zu welcher Heinrich übertritt; dieſe hätte ihn von ſich geſtoßen: es ſind zunächſt die Doctrinen des royaliſtiſchen Clerus, denen er ſich anſchließt, und die ihn aufnehmen. Sie laſſen eine Toleranz der Hugenotten zu; das ganze Ereigniß ſchließt ſie ein.

Auch die katholiſchen Großen, die den König umgaben, hatten den Hugenotten die Herſtellung der alten Pacifikationsedikte, die durch die Ligue zurückgenommen waren, verſprochen. Der König berief Deputirte der reformirten Kirchen ein, und verdachte es ihnen eigentlich, daß ſie ſich des günſtigen Moments nicht ſo gut bedienten, wie ſie wohl gekonnt hätten. Als ſie im September zu Mantes zuſammenkamen, hatte er nichts dagegen, daß ſie ihren Schwur, in ihrer Religion zu leben und zu ſterben, erneuerten; und an die Wiederherſtellung der Pacifikationsedikte ward wenigſtens ſogleich Hand gelegt.

Früher vollzogen hätte Heinrichs IV. Uebertritt zum Katholicismus nur eine geringe Wirkung hervorbringen können. Viel zu ſtark war bisher die Faction, die ihn unter allen Umſtänden für unannehmbar, der kirchlichen Abſolution unfähig erklärte; regte ſich doch ſogar in der ſogenannten dritten Partei dieſelbe Meinung, daß man einen König haben müſſe, der nie zu den Hugenotten gehört habe. Die allgemeine Richtung der Gemüther ging damals noch auf die Verbindung des ausſchließenden Katholicismus und der ſtädtiſchen Freiheiten unter dem Schutze der Spanier; deren Waffen und Geld hielten noch alles in Abhängigkeit und Erwartung. Die Feldzüge gegen Alexander Farneſe würden nicht beſſer ausgefallen ſein, wenn Heinrich katholiſch geweſen wäre.

Jetzt aber lebte dieſer große Kriegsführer nicht mehr; die Geldleiſtungen der Spanier waren ſparſam, ihre Truppen

entfernt. Ihre früher von den Franzoſen ſelbſt genährten Prätenſionen kamen dieſen jetzt unerträglich vor. In Heinrich IV. fingen ſie an den Vorfechter der nationalen Unabhängigkeit zu erblicken, und zugleich den Retter aus den unerträglichen Unordnungen und Verwüſtungen des Kriegs. Alle fühlten wieder das Bedürfniß einer angeſtammten und feſten Gewalt. Und ſollten ſie denn an den nicht ganz erfüllten Forderungen der ſtrengen Doctrin Anſtoß nehmen? Der Menge der Menſchen pflegen nur die großen Momente der Lehre einzuleuchten: das Weſentliche lag in dem Uebertritt an ſich.

Die Ligue fühlte im erſten Augenblick, wie ſehr ſie dadurch ins Gedränge gerathe, und nahm ſich noch einmal zuſammen. Unter der Führung des Legaten vereinigten ſich Mayenne, Guiſe, Aumale, Elboeuf, La Chaſtre, Rosne, St. Paul, der Erzbiſchof Espinac und die Bevollmächtigten Mercoeurs, ihren Bund aufrecht zu erhalten, keinen Frieden mit „Navarra" zu ſchließen, vielmehr den Krieg wieder zu erneuern, ſobald nur die ſpaniſche Hülfe angelangt und ein Einverſtändniß über die der Monarchie zu gebende Form getroffen worden ſei. Eben dieß aber war und blieb unmöglich. Feria und die Spanier hielten den Gedanken feſt, Guiſe zu befördern; Mayenne war nicht dazu zu bringen, dieß zu genehmigen. Zuweilen machte er Ausſtellungen gegen die Perſon ſeines Neffen, zuweilen erhob er perſönliche Anſprüche, die ſich niemals gewähren ließen; endlich ſagte er gerade heraus: Franzoſe gegen Franzoſe, da wolle er Niemand weichen.

Feria dachte ihm eine andere Partei entgegenzuſetzen, unter Guiſe und Aumale, der ſich auch Espinac anſchloß; aber das bewirkte nur, daß alles ſich auflöste.

Nemours ſuchte ſich für ſich ſelbſt Lyons zu bemeiſtern; Mercoeur verfolgte ſeine eigene Politik in Bretagne. Taſſis bemerkt, jeder Gouverneur eines Landſtrichs, jeder Befehlshaber eines Schloſſes geberde ſich, als ſei er König, und eigne ſich die öffentlichen Gelder an; daſſelbe geſchah von den Städten. Von Zuſammenhang und allgemeiner Ordnung war ſo wenig zu ſpüren, daß die ſtändiſchen Deputirten in Paris nur noch von den Geldunterſtützungen der Spanier erhalten wurden. [1]

Unter dieſen Umſtänden verweigerte Heinrich IV. die Verlängerung des Stillſtandes. Wenn man ſich erinnert, daß Mayenne einſt bei dem Abſchluß deſſelben als ſein Motiv dabei bezeichnet hatte, die Union werde ſonſt nicht mehr zuſammenhalten, ſo kann man ermeſſen, welche Wirkung dieſer Schritt haben mußte.

Der Krieg brach wieder aus, Heinrich war bei weitem der mächtigere im Feld; die Ligue, in vollem Verfall, gewährte keinen Schutz wider ihn. Was blieb den Gefährdeten, die ſich bedroht ſahen, und den Ehrgeizigen, die noch weiter emporzukommen wünſchten, übrig, als ſich dem König anzuſchließen, dem ſie ſich bisher entgegengeſetzt hatten.

Die nächſte Wirkung des Religionswechſels lag darin, daß Viele, die zu Heinrich überzugehen wünſchten, dieß nun ohne Beſchämung zu thun vermochten.

War der Proteſtantismus Heinrichs oft auch nur ein Vorwand des Widerſtandes geweſen, ſo war es immer von dem größten Werthe, daß derſelbe weggeräumt wurde. Aber bleiben wir nicht allein bei den perſönlichen Geſichtspunkten ſtehen, ſo wirkſam ſie waren. Andere gab es doch auch, die

[1] Los consejeros han de comer de alli. (P. v. S.)

in der Unterwerfung unter den geborenen und jetzt katholischen König das einzige Mittel sahen, die Verwirrungen des Landes zu beendigen.

Der erste namhafte Kriegsanführer, der sich entschloß, von der Ligue zum König überzugehen, war ein Mann, der ihn bei seiner Thronbesteigung zuerst verlassen hatte, weil er, wie er sagte, einem Hugenotten nicht dienen könne: jetzt erklärte er, nachdem der König katholisch geworden sei, so gebe es keinen rechtmäßigen Grund mehr, ihm den Gehorsam zu versagen: ihn zu bekriegen, würde nicht mehr eine Handlung der Religion, sondern nur ein Akt des Ehrgeizes und der Usurpation sein.[1] Es war Vitry, Gouverneur von Meaux; die Stadt, der er ihre Schlüssel zurückgab, folgte freiwillig seinem Beispiel. Für die Spanier wurde der Verlust dieses Platzes doppelt empfindlich, weil er die Verbindung zwischen den Niederlanden und Paris vermittelte.

Der Nächste, der diesem Beispiel folgte, war einer der vertrautesten Anhänger der Guisen, La Chastre, welcher Orleans und Bourges zu Heinrich IV. hinüberführte. Er gab als Grund an, man habe daselbst gefürchtet, unter fremde Herrschaft zu gerathen, und sei nun der Erhaltung der Religion versichert;[2] er forderte Guise auf, sich ebenfalls von den Fremden nicht länger betrügen zu lassen.

Feria gibt beide Ereignisse den Vernachlässigungen Mayenne's Schuld, den man nur vergebens gewarnt habe; namentlich hätte er recht gut den Katholiken von Orleans zu

[1] Le manifeste de M. de Vitry Gouverneur de Meaux 1594. In der Vorrede heißt es: Ce scrupule (de religion) cessant, celuy est misérable, voyre exécrable, qui se targue de ce faux prétexte.

[2] Vgl. seine Erklärung bei Bouillé IV, 266.

Hülfe kommen können, wenn er gewollt hätte: er mache den Béarner zum König. [1]

Bald fiel durch die Entzweiung der Liguisten auch Lyon in die Hände Heinrichs; das Parlament von Aix fing wieder an in seinem Namen Recht zu sprechen. Noch einmal hatte der römische Hof die Obedienzerklärung Heinrichs IV. nicht ohne officielle Härte von sich gewiesen; aber das hinderte die Franzosen nicht, sich ihrem König zuzugesellen. Die Krönung desselben in Chartres, 27. Februar 1594, ward im Geiste der Opposition gegen Rom vollzogen, denn es würde heißen, sagte man, die Rechte der Krone in Zweifel stellen, wenn man diese Handlung deßhalb aufschieben wolle, weil die Absolution des Papstes noch nicht erfolgt sei. Vielleicht war der Papst mit dieser Nichtachtung seiner Autorität nicht so unzufrieden, wie es aussah; aber im Lande hatte Niemand eine Ahnung davon; auch ohne die Einwilligung Roms gaben die Provinzen ihre Beistimmung freudig zu erkennen. [2]

Indessen bereitete sich auch in der Hauptstadt Alles zu einem großen Umschwung vor. In den verschiedenen Quartieren gab es bestimmte Häuser, wo sich die Anhänger des Königs versammelten, und sich über ihre Schritte, ja über ihre Art sich auszudrücken, verabredeten. Auch bei dem Volk

[1] Im Widerspruch mit dem, was sonst erzählt wird, berichtet Feria, daß Mayenne den Abfall Vitry's wenig empfunden habe: quedo tan poco disgustado da Vitri, avendo hecho tan grande traicion que despues della le embio certas joyas.

[2] Heinrich bezeichnet die Krönung als action sainte où le peuple constitue beaucoup d'efficace. Toute l'église (a été) pleine de peuple, qui a monstré, par trois signes d'allégresse, toute l'affection, qui se peut tesmoigner envers son prince. Lettre à M. de Beauvoir 1594 dern. Fevr. Lettres miss. IV, 101.

fanden ſie jetzt Gehör, das der Declamationen der Prediger müde war, und ohne Frieden nicht leben konnte; den Frieden aber, ſagte man ihm, könne es nicht haben, ohne den König anzuerkennen, der das Land umher beherrſche. Anfangs hatte man Heinrich faſt wie einen Fremden betrachtet; wie viel aber hatte er ſeitdem durch tapfere Kriegsthaten von ſich reden gemacht; der Ruf ſeiner übrigen perſönlichen Eigenſchaften ging von Mund zu Munde: „er ſei gut und verſtändig, man müſſe ſich in ſeine Arme werfen.“ Fanatiſche Meinungen, politiſchen oder religiöſen Inhalts, ſind dem Nebel zu vergleichen, der, plötzlich aufſteigend, den Anblick der Dinge dem Auge verhüllt; es kommt eine Zeit, wo er fällt. Mayenne vertauſchte den Gouverneur der Stadt, der ſich den Gemäßigten beigeſellte,[1] mit einem andern, von rein liguiſtiſchem Ruf, demſelben Grafen Briſſac, der die Barrikaden geleitet hatte. Allein ſo ganz zuverläſſig war auch dieſer nicht mehr; wie früher von Heinrich III., ſo fühlte er ſich jetzt von den Guiſen zurückgeſetzt;[2] er gab der allgemeinen Bewegung nach, ſtatt ihr zu widerſtehen. Als ihm Heinrich anbot, ihn zum Marſchall von Frankreich zu erheben, trug er kein Bedenken, von der Partei, zu deren Bildung und Erfolg er das Meiſte beigetragen zu haben behauptet, zurückzutreten, und ſich mit dem König zu verbinden. Die ſtädtiſchen Behörden ſtanden mit

[1] Ibarra fügt hinzu, von Ständemitgliedern, die noch immer zugegen waren, ſei Mayenne aufgefordert worden: que echasse fuera los enemigos y meter mas gente de S. Md. (Spanier), aber er habe gefürchtet, dann nicht Herr zu bleiben.

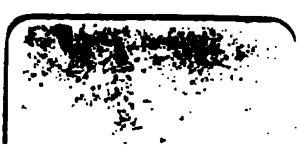
[2] pieno di occulto dolore. Davila XIV, 909. Commentarii: In Poitou la maggior parte de gentilhuomini si misero col duca d'Elboeuf, havendo lui preso con consenso di cittadini il governo di Poitiers et exclusone Brissac.

ihm im Einverſtändniß; am 22. März 1594 konnte Heinrich IV. ohne allen Widerſtand in Paris einziehen. In vollen Waffen, mit dem in ſeinen Schlachten berühmt gewordenen weißen Federbuſch auf dem Hute, an der Spitze eines zahlreichen Adels, von den Schützen ſeiner Garde umgeben, durchſchritt er die Straßen. Als er bei Notre-Dame anlangte, ſammelte ſich die Menge um ihn, und begrüßte ihn mit tauſendfachem Lebehoch. Zuweilen kam es ihm faſt wie ein Traum vor, daß ihm nun das lange Gewünſchte, und ſo oft mit den Waffen Verſuchte, die Rückkehr in die Hauptſtadt, ſo leicht und mühelos gelungen war. Die Dinge waren aber allmählig dahin gereift. Die Spanier ließ er wiſſen, er ſei gekommen, das in Beſitz zu nehmen, was ihm gehöre; das Volk habe ſeinen König gerufen. Nicht ohne Würde war die Antwort Feria's: er ſei nur geſchickt, das Volk zu beſchützen; da es ſich ergeben habe, ſo werde er mit ſeinen Soldaten die Stadt verlaſſen: was er dann auch ungeſäumt vollzog.

Einer der erſten Beſuche Heinrichs galt der Herzogin von Montpenſier, die als ſeine bitterſte Feindin angeſehen ward: ſie war erſtaunt, daß ſie bei ihm ſo viel Gnade fand; aber die Guiſen, wie das Haus Lothringen mit ſich zu verſöhnen, darauf war jetzt eine der vornehmſten Abſichten Heinrichs gerichtet. Eine Anzahl der heftigſten Prediger, unter ihnen Boucher, verließen die Stadt mit den Spaniern; Andere folgten dieſen freiwillig nach; noch Andere wurden genöthigt, ſich zu entfernen. In allen Quartieren gab es einige Bürger, die ebenfalls die Stadt verlaſſen mußten; allen Andern wurde volle Amneſtie gewährt; ſtatt der geiſtlich-populären hörte man jetzt wieder die royaliſtiſchen Doctrinen verkündigen. In St. Germain l'Auxerrois trat ein royaliſtiſcher Prediger auf, des

Namens Bellanger, der die bisherigen Lehrer für Verführer des Volkes erklärte, hauptsächlich von dem Gehorsam sprach, den man den Königen schuldig sei, und es als Ketzerei bezeichnete, das Gegentheil zu behaupten. Der König war selbst zugegen, und hatte seinen Platz dem Prediger gegenüber.[1]

Da zögerte auch Villars zu Rouen, obwohl er in die letzte Erneuerung der Ligue zugleich mit Brissac einbegriffen war, nicht länger, seinen Frieden zu machen. Auch er bekam ansehnliche Geldverwilligungen, und behauptete die ihm übertragene Würde eines Admirals. Dagegen bewirkte er, daß Rouen, Havre und eine Anzahl von andern Städten den König anerkannten; der König spricht die Hoffnung aus, daß die Beruhigung des ganzen Königreichs sich an den Besitz dieser schönen großen und reichen Provinz knüpfen werde;[2] Paris, Orleans und Rouen waren immer als die drei Hauptstädte der Ligue angesehen worden; sie waren jetzt sämmtlich wieder in des Königs Händen. Bald folgten ihnen auch die Städte der Picardie. Wie von jeher, so ging es auch damals in Frankreich. Ein allgemeiner Impuls hatte in die Ligue getrieben, ein anderer führte zum Gehorsam zurück. Niemand vermochte sich die Gründe der allgemeinen Umkehr der Geister zu erklären, die er vor Augen sah. Diese Umwandlung der Gesinnung bezeichnete man damals mit dem Worte Revolution.

[1] L'Estoile 220.

[2] Henri IV. à M. de Bourdeille 31 Mars 1594. Lettr. miss. IV, 130.